



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

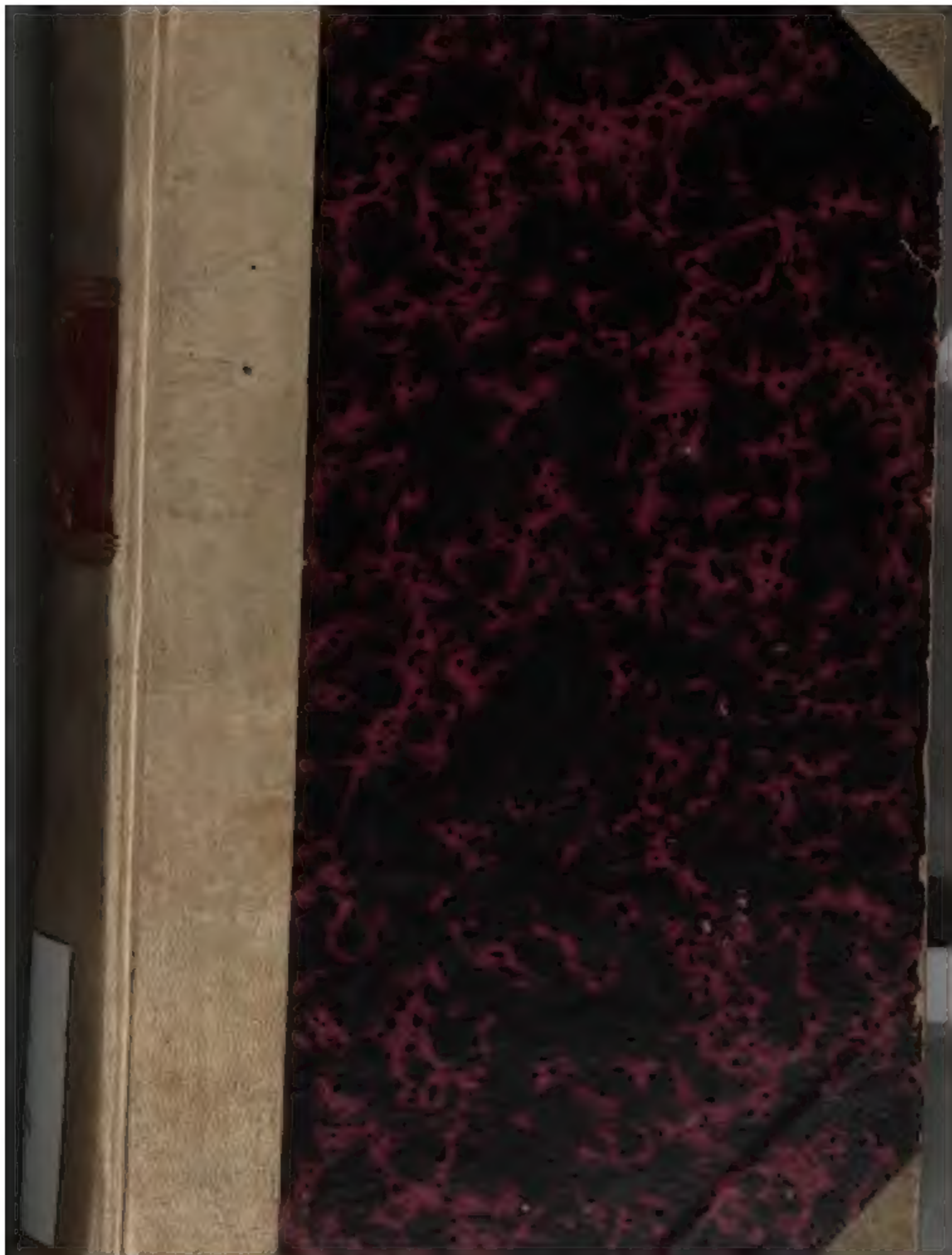
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





-301/p22/320r L263/968

245

2906



67724







# England und Schottland.

---

Erster Band.

( ) :

---



Folgende vorzügliche Unterhaltungsschriften von

## Fanny Lewald

sind bei Otto Janke in Berlin erschienen:

**Bunte Bilder.** 2 Bde. 1 Thlr. 10 Sgr.

**Das Mädchen von Hela.** Roman. 2 Bde. Geh. 3 Thlr. 10 Sgr.

**Meine Lebensgeschichte.** Erste Abtheilung: Im Vaterhause.  
2 Bde. Geh. 3 Thlr.

**Dasselbe.** Zweite Abth.: Leidensjahre. 2 Bde. Geh. 3 Thlr.

**Dasselbe.** Dritte Abth.: Befreiung und Wanderleben.  
2 Bde. Geh. 3 Thlr.

**Osterbriefe für Frauen.** Geh. 15 Sgr.

**Neue Romane.** 5 Bände. Geh. 7 Thlr. 22½ Sgr.

1. Band: Der Seehof. 1 Thlr. 22½ Sgr.

2. Band: Schloß Tannenburg. 1 Thlr. 7½ Sgr.

3. Band: Graf Joachim. 1 Thlr. 22½ Sgr.

4. Band: Emilie. 1 Thlr. 7½ Sgr.

5. Band: Der Letzte seines Stammes. — Mamsell  
Philippinens Philipp. 1 Thlr. 22½ Sgr.

**Der Seehof.** Elegante Separat-Ausgabe. Mit 30 Illustrationen  
von Heribert König. Geh. 10 Sgr.

**Abele.** Roman. 2. Ausg. Geh. 22½ Sgr.

**Die Kammerjungfer.** Roman in 2 Bänden. 2. Ausg. Geh.  
1 Thlr. 15 Sgr.

**Wandlungen.** Roman in 4 Bänden. 2. Ausgabe. Geh. 4 Thlr.

**England und Schottland.** Reisetagebuch. 75 Bogen stark.  
2 Bde. 2. Ausg. Geh. 2 Thlr. 7½ Sgr.

**Dünen- und Berggeschichten.** Erzählungen. 2 Bde. 2. Ausg.  
Geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

**Liebesbriefe.** Aus dem Leben eines Gefangenen. Roman  
2. Ausg. Geh. 1 Thlr.

**Erinnerungen aus dem Jahre 1848.** 2 Bde. 2. Ausg. Geh.  
1 Thlr. 15 Sgr.

**Deutsche Lebensbilder.** 2. Ausg. Geh. 22½ Sgr.

# England und Schottland.



Reisetagebuch

von

Fanny Lewald.

||

Zweite Ausgabe.

Erster Band.



Berlin, 1864.

Verlag von Otto Sanke.

2463

14

2001

11



# An den Leser.

---

DA625

L4

1864

v. 1

Druck von Friedrich Straub und Sohn in





Es sind etwa sechs Monate vergangen, seit ich, von England rückkehrend, meine Freunde in der Heimath wieder sah. Viele von ihnen hatten in naher oder ferner Zeit England bereist und dort gelebt, Vielen war es fremd, Alle wollten davon hören. Die Einen, um eine Vorstellung von Land und Menschen zu gewinnen; die Andern, um sich vergleichend zu überzeugen, was sich an den Gegenständen und Verhältnissen verändert habe, die sie einst gekannt; noch Andere endlich, welche die bevorstehende Ausstellung nach London lockte, um sich vorbereitend den Eindrücken und Genüssen zu nähern, die ihrer jenseits des Canales warteten.

Dadurch wurde in mir der Gedanke rege, daß die Leser, welche meinem bisherigen Schaffen ihre Theilnahme so freundlich zugewendet, wahrscheinlich ähnliche Fragen an mich richten,

und sich gleich meinen Freunden der Mittheilungen über England freuen würden, lebten sie in meiner Nähe. So entstand der Plan zu diesem Buche.

Ein Werk über England zu schreiben, das Aufschluß gäbe über die inneren Bedingungen seiner Existenz, konnte mir nicht einfallen. Mein Aufenthalt auf der Insel war dafür zu kurz, meine Kenntnisse nicht zulänglich. Ich selbst hatte keinen bestimmten Zweck bei dieser Reise verfolgt, sondern nur Erholung und Genuß gesucht. Dennoch glaube ich, daß mir Belehrung mancher Art geworden, wie das Leben sie aller Orten für den Menschen bietet, der mit offner Seele und mit offnem Auge seine Straße geht.

Die Aufzeichnungen, welche diese Bände enthalten, sind Briefe, geschrieben inmitten des Erlebens. Mir sind sie als Erinnerungen werth, wie dem Maler die Bilder seines Skizzenbuches; dem Empfänger waren sie willkommen. Möchte mich die Hoffnung nicht täuschen, daß auch die Leser, des Autors weiterer Freundeskreis, Theil an ihnen nehmen und sie lieb gewinnen könnten.

Berlin, den 29. März 1851.

Fanny Lewald.

## Inhaltsverzeichnis des ersten Bandes.

---

### Erste Sendung.

Vom 17. bis 19. Mai. — Fahrt von Aachen nach Ostende. — Auf der See. — Englisches Frühstück. — Die Themseufer. — Woolwich. — Greenwich. — Ankunft in London. — Das Zollhaus. — Erster Eindruck der Stadt . . . . . S. 1—22.

### Zweite Sendung.

Vom 19. bis 22. Mai. — Die Pfingstwoche. — Bauart der Häuser. — Monumente. — Nelson's Standbild. — Reiterstatue des Herzogs von Wellington. — Londonbridge. — Die Eisenbahnen innerhalb der Stadt. — Fahrt nach Ewel. — Itinerants. — Englisches Mittagbrot. — Neigung der Engländer zu geistigen Beschäftigungen.

Den 20. Mai. — Fahrt nach Windsor. — Windsorcastle. — Die Terrasse. — Besichtigung der Ställe und Remisen. — Windsor-Abtei. — Monument der Princess Charlotte. — Die Gemälde-Gallerie. — Der Speisesaal und die Waffenhalle. — Die Theilnehmer am Excursions-Train. — Fahrt durch die Parks. — Die Prostitution in den Straßen von London.

Den 21. Mai. — Die Volksfeste in Greenwich. — Greenwichfair. — Verschiedene Lustbarkeiten. — Das Verhalten des Volkes . . . . . S. 23—65.

### Dritte Sendung.

Vom 24. bis 25. Mai. — Besuche in London. — Ueberwältigender Eindruck der Stadt. — Das Leben in



den Straßen. — Lage der Stadt. — Das alte London. — Die Parks, Terrassen und Squares. — Die News. — Hauschilder und Annoncen. — Die Anpreisung der Magazine. — Aristokratische Auszeichnungen. — Die Schaufenster. — Registrirte Fabrikate.

Ansicht der Engländer über die deutschen Staatsverhältnisse. — Die englische Revolution und die deutsche. — Historischer Boden Londons. — Die Westminsterabtei. — Sage von ihrer Entstehung. — Monumente in der Abtei . . . . . S. 66—107.

#### Vierte Sendung.

Vom 26. bis 28. Mai. — Der Sonntag. — Das Leben in den Parks. — Straßentoilette der Frauen. — Lebensrichtung für den Fremden. — Lebensweise der Engländer. — Bauart und Einrichtung der Häuser. — Zahlreiche Dienerschaft. — Die Schlafzimmer. — Die Omnibus. — Ein Streit im Omnibus. — Die Constabler.

Den 28. Mai. — Die Kunstausstellung in der Nationalgalerie. — Die Conditoreien. — Der Fruchtmarkt in Conventgarden . . . . . S. 108—148.

#### Fünfte Sendung.

Vom 29. und 30. Mai. — Ausstellung von Kunstgegenständen aus dem Mittelalter. — Concert im botanischen Garten von Regentpark. — Das Colosseum.

Den 30. Mai. — Die Brauerei von Barclay und Perkins. — Ein Bettler . . . . . S. 149—166.

#### Sechste Sendung.

Vom 31. Mai bis 2. Juni. — Unabhängigkeit der Verwaltung von der Krone. — Der Schulunterricht. — Das Familienleben. — Der Platz vor der Bank. — Die Börse. — Die Bank. — Das Haus der Ostindischen Compagnie. — Museum von ostindischen Gegenständen. — Vorzug der ostindischen vor der egyptischen Malerei. — Die Docks. — Excursionspartie nach Paris. — Reisehandbücher.

Sonntags. — Die Corsofahrten in Hydepark. — Verhalten der Handwerker und Dienstboten gegen ihre

Kunden und ihre Herrschaft. — Zufriedenheit der Engländer mit ihren Zuständen. — Die Kensington-Gärten. — Unterbrechung des Postenlaufes am Sonntage. — Posteinrichtungen in London. — Der Sonnabend und sein Abendmarkt. — Bettler und Bänfelsänger . . . S. 167 — 199.

Siebente Sendung.

Vom 3. bis 7. Juni. — Der Tower. — Der Platz vor demselben. — Die Thürhüter. — Berühmte Gefangene im Tower. — Anekdote von Sir Walter Raleigh. — Der Waffensaal. — Die Kronjuwelen. — Die Militairmacht in London. — Der Tunnel. — Dampfschiffahrt auf der Themse.

Den 5. Juni. — Ein Concert des Musiker Ruhe. — Die italienische Oper in Her Majesty's Theatre. — Die Ausschmückung des Hauses. — Die Nepaulesische Gesandtschaft. — Das Journal the Opera box. — Verehrung des Herzogs von Wellington. — Die Triumphbögen und die Statue in der Nähe von Apsley-House.

Ein Frühstück in der preussischen Gesandtschaft. — Die Parlamentsgebäude. — Eine Sitzung im Unterhause. — Pracht der Neubauten. — Einfachheit des alten Unterhauses. — Zuverlässigkeit der Engländer gegen Fremde. — Deutsche Künstler und Gouvernanten in England.

Den 6. Juni. — Das Fest der Charity Children in der Paulskirche. — Art des Gottesdienstes. — Fahrt nach Weybridge in Surrey. — Besuch bei Mrs. Austin. — Mittheilungen über die englische Gesellschaft und die Vorliebe des Volkes für die alten Geschlechter. — Körperliche Uebungen der Jugend. — Das Pferderennen von Epsom.

Den 7. Juni. — Literarische Celebritäten. — Die London Library . . . . . S. 200 — 246.

Achte Sendung.

Vom 8. bis 13. Juni. — Verhalten der Gelehrten zum Christenthume. — Das britische Museum. — Modell des Parthenons. — Die Elgin Marbles. — Die Bildwerke aus Niniveh. — Die Keilschrift von Bisutum. — Unabhängigkeit der meisten Kunstanstalten vom Staate. —

Entstehung des britischen Museums. — Die Sculpturen von der Insel Kanthus. — Mangelhaftigkeit des Katalogs. — Organistrendes Talent der Engländer. — Gleichzeitige Neigung zur Association und Sonderung. — Eine Soiree. — Art der Bewirthung.

Den 11. Juni. — Bekanntschaft mit erilirten Ungarn. — Abendbesuch im Hause eines englischen Schriftstellers . . . . . S. 247—268.

### Neunte Sendung.

Vom 14. bis 18. Juni. — Spaziergang durch die Parks. — White Hall. — Feste zur Zeit der Königin Elisabeth. — Bewohner von White Hall. — Hinrichtung Karl's des Ersten. — Palace Yards. — Hinrichtung Sir Walthar Raleighs. — Harte Strafen zu Elisabeth's Zeit. — Die Yorksäule. — Queens College. — Einrichtung des Institutes. — Geschichtsvortrag. — Selbstbeschränkung der Engländer.

Den 15. Juni. — Das Panorama der Landreise nach Ostindien. — Historisch patriotische Tendenz der Darstellung. — Gerechtigkeit der Engländer gegen die Künstler.

Den 17. Juni. — Besuch von Hampstead. — Aehnlichkeit der häuslichen Einrichtungen in Stadt und Land. — Gleichmäßigkeit der Lebensweise und des geselligen Verkehrs in den verschiedenen Ständen. — Anmuth der Frauen und Kinder. — Zug des Volkes zur Mystik. — Wohnungen der Irländer in London. — The irish Emigrant von Lady Norton . . . . . S. 269—312.

### Zehnte Sendung.

Vom 18. bis 23. Juni. — Ungarische Flüchtlinge und ihre gute Ausnahme in England. — Die deutsche Literatur in England. — Uebersetzungen. — Fahrt nach den Gärten von Kew. — Das Kricketspiel. — Leben der Engländer in freier Luft. — Selbstständigkeit der Frauen und Kinder. — Ansicht der Engländerinnen über die deutschen Frauen. — Weg durch die Stadt. — The blue coat. —

Mariotti. — Eine Vorlesung von Louis Blanc über den Socialismus. — Naive Aufforderung zur Wohlthätigkeit.

Den 21. Mai. — Begegnung mit Mazzini. — Ein Urtheil über George Sand.

Den 23. Juni. — Lebru Rollin's Werk: Sur la décadence de l'Angleterre. — Schroffe Scheidung der Stände. — Der Geist der Associationen. — Das tip-top System. — Lady Morgan. — Das Ballet und sein Wesen in der Gegenwart. — Zweideutiges Benehmen einzelner Flüchtlinge. — Die Times über das neue preussische Pressgesetz und die Berliner Löschanstalten . . S. 313—350.

#### Elfte Sendung.

Vom 24. bis 28. Juni. — Die Drawing Rooms der Königin. — Die Toilette der Engländerinnen. — Besuch des britischen Museums. — Antichristliche Elemente in demselben. — Erzstatuetten. — Die Portland-Vase.

Den 26. Juni. — Eine Sitzung des Vereins zur Besserung verwahrloster Kinder.

Den 27. Juni. — Conventionelle Formen. — Gräfinn Rossi. — Arnold Ruge. — Gegen die Ausschließlichkeit der Wissenschaft. — Ein Abend im Adelphi-Theater: the Will of the Whiston Whisp und die Posse Gomeraba . . . . . S. 351—378.

#### Zwölfte Sendung.

Vom 28. bis 30. Juni. — Die Klubs. — Der Conservativ-Klub. — Antiklubisten. — Der Whittington-Klub. — Unterhaltungen am Theetisch. — Ein Attentat gegen die Königin.

Den 29. Juni. — Zustand der englischen Bühne. — Drei Lustspiele im Haymarket-Theater. — Satyre gegen Halevy's Oper: Der Sturm. — Chelsea. — Ein Portrait von Thomas Carlyle. — Reiseleben der Engländer . . . . . S. 379—409.

#### Dreizehnte Sendung.

Vom 1. bis 3. Juli. — Das Schottenfest in der

Villa des Lord Holland. — Sir Robert Peel's Sturz mit dem Pferde.

Den 3. Juli. — Sir Robert Peel's Tod. — Biographien und Portraits von ihm. — Die Macht des Volkswillens . . . . . S. 410—433.

**Vierzehnte Sendung.**

Vom 4. bis 5. Juli. — Ein Feuerlärm. — Barry Cornwall. — The unprotected femal. — Der Tempel. — Tempelgarden. — Beginn des Kampfes der rothen und der weißen Rose in diesem Garten. — Die Wappenbilder des Tempels. — Der Stein von London. — Erinnerungen an Shafespeare. — Das Nilpanorama.

Den 5. Juli. — Oeffentliche Bade- und Waschanstalten. — Ein Modell Lodging-House für Familien. — Rachel im Polieufte und im le moineau de Lesbie. S. 434—471.

**Fünfzehnte Sendung.**

Vom 6. bis 7. Juli. — Ein Abend in Harrow. — Das Collegium. — Der Kirchhof. — Der Spielplatz. — Die Wochenschrift Household-Words. — Ein satyrischer Brief gegen Ledru Rollin's Werk über England. — Leben auf den Straßen. — Die Trödelhandlungen. — Edwardstreet . . . . . S. 472—498.

**Sechszehnte Sendung.**

Vom 8. bis 12. Juli. — Sommersethouse. — Seine verschiedenen Bewohner. — Ein Brief Karl's des Ersten. — Die Royal Society und die Antiquarian Society. — Das englische Schauspiel und die italienische Oper. — Eine Soiree.

Den 9. Juli. — Londoner Lebensgewohnheiten. — Lumley's letzte musikalische Matinee. — Thalberg. — Die Sonntag. — Lablache. — Ein Kinderball auf dem Lande. — Sorgfalt für Kinder.

Den 12. Juni. — Eine Soiree. — Urtheil eines Amerikaners über Deutschlands Zustände und deren künftige Fortbildung — Krankheit des Herzogs von Wellington. — Der unheilvolle Diamant . . . . . S. 499—538.

---

## Erste Sendung.

Vom 17. bis 19. Mai.

---

Ostende, den 17. Mai 1850.

Meine Zeilen aus Aachen mit den vergessenen Rheinsagen werden Dir ziemlich in derselben Zeit zu Händen gekommen sein, in der ich Abends das prächtige Hotel de l'Europe in Lüttich betrat, das mir jedoch nur noch ein kleines, schlechtes Zimmer zu bieten hatte. Indesß für eine Nacht reichte es eben aus. Früh um sieben Uhr fuhr mich der Omnibus zur Eisenbahn, die mich über Mecheln, Gent und Brügge hieher nach Ostende brachte, wo ich Nachmittags zwei Uhr bei schönem Wetter angelangt bin, nachdem der Morgen kalt und regnig gewesen war.

Die Waggonß auf der ganzen Tour waren voll von Soldaten, Geistlichen und Mönchen; die Letztern Alle so wohlgenährt, so glau und so elegant gekleidet, daß man merken konnte, sie ständen in Belgien noch auf festem Grunde und auf nahrhaftem Boden. Zwischen Gent und Ostende war der Verkehr überraschend groß. Man hatte in Brügge das Fest des heiligen Blutes gefeiert und die dortige Kirmes dauerte noch fort. Als wir an Brügge vorüberfuhren, bemerkte ich, daß man oben um die Thurm-gallerie der schönen Festkirche große Tannenbäume aufgepflanzt, aus deren reichem Grün die belgische Tricolore, schwarz-roth-gelb, herniederflatterte.

Die Frauen des Bürgerstandes, die sich mit uns in den Waggonß befanden, trugen über gewöhnlicher Kleidung eine eigenthümliche Art von Mänteln, die mir gefiel, und deren Form wohl aus einer frühern Zeit herkommen mag. Sie sind von schwarzem Tuch, sehr faltenreich, mit einem weiten Capüchon, welches die Frauen, trotz des warmen Wetters, über die Hüte und Hauben zogen. Das machte mir plötzlich viele Gestalten auf den niederländischen Genrebildern lebendig, und es drängte sich mir wieder die alte Ueberzeugung auf, wie man die Kunst eines

Landes in ihren Einzelheiten nur in dem Lande selbst verstehen lernen könne. Um so ungehöriger ist es denn aber, irgend einer Kunst ihre innere Berechtigung abzustreiten, wie es auf der Fahrt ein Deutscher that, der sich mit seinem Nachbar über Mademoiselle Rachel unterhielt.

Er erklärte, das französische Drama habe als Kunst gar keinen Werth und dürfe im Grunde bei Kunstbeurtheilungen, um seiner Unnatur willen, überhaupt nicht in Betracht kommen. Solche paradoxe und orthodoxe Aeußerungen hängen alle auf das Genaueste mit jener alten hochmüthigen Weltanschauung zusammen, welche sich das Wesen des Menschen vornehm nach allgemeinen Gesetzen construirte, und daher an ihn allgemeine Forderungen stellte. Da hieß es denn: »Dem Menschen ist Vernunft und freier Wille gegeben, also soll er, also muß er« u. s. w. Sein individuelles Bedürfen und Nichtbedürfen, sein Können und Wollen wurden ihm mit einem kategorischen Imperativ auferlegt. Man befahl ihm, wie seine Natur organisirt sein sollte, statt sich zu bestreben, dieselbe, wie jedes andere Naturprodukt, aus ihrem eigenen Selbst heraus erkennen, und jede ihrer Lebensäußerungen als eine nothwendige Folge ihrer innern Bedingnisse verstehen zu lernen.



Ganz eben so ist es mit der Auffassung der Künste und der Kunst im Allgemeinen. In ihr äußern sich alle Lebensverhältnisse eines Volkes zu gleicher Zeit. Sie ist die Offenbarung seiner Vergangenheit und seiner Bildung in der Gegenwart, und sie ist gerade darum in jeder ihrer Formen so vollkommen und so berechtigt, als der Rosenstrauch berechtigt ist, die blühende Rose zu erzeugen, die Nessel, ihre kleine, blaue Blume und das Gras seine braune, trockne Blüthe zu tragen.

Diese Einsicht wird uns durch jedes tiefere Eingehen in irgend eine Kunst erschlossen, und man kann sich mit keiner einzelnen Kunst beschäftigen, ohne daß sich in ihr ein Theil der Wesenheit aller Kunst erschließt. Als ich z. B. im vorigen Jahre Devrient's Geschichte der Schauspielkunst studirte, lernte ich an seinen Auseinandersetzungen über die Aufführung der ersten deutschen Schauspiele, der geistlichen Mystereien, die Gruppierungen der alten Malerschulen verstehen, die mir bis dahin unerklärlich und oft unnatürlich gedäucht hatten. Man stellte in den Mystereien Hölle, Erde und Himmel auf dreistöckigen Gerüsten über einander dar. Alle Personen traten zu gleicher Zeit auf und erklärten der Reihe

nach ihre Bedeutung. Nach diesem Vorbilde haben die Maler gruppiert, ja sie haben sogar den Figuren ihrer Bilder Zettel in den Mund gegeben, sich noch näher an die erklärende Weise der Mysterien anzuschließen. Umgekehrt werden dann auch die Schauspieler sich an die Darstellungen der Maler gehalten, und die Künste einander gegenseitig freier gemacht und in ihrer Entwicklung gefördert haben. Denn da es in allen bildenden Künsten darauf ankommt, sich dem Volke sinnlich verständlich zu machen, muß der Künstler in allen Zeiten sich der herrschenden Anschauungsweise bemächtigen. Er wirkt auf seine Zeitgenossen nur innerhalb dieser ihrer Anschauungsweise. Aus dem Grunde, aus dem die alten deutschen und italienischen Maler mit ihren krassen Darstellungen der Hölle, mit ihren Marterbildern, mit ihren, der Realität so viel als möglich entrückten Heiligen, auf ihre Zeitgenossen wirkten, aus demselben Grunde lassen sie uns kalt. Es ist daher ein Mißverstand, wenn die Nazarener der Malerei sich einbilden, uns mit Nachahmungen der altdeutschen Bilder in die Gläubigkeit zurückzuschrauben. Die Bilder wirken nur auf den Gläubigen, aber sie können den Glauben nicht erzeugen. Eben so ist es aber auch

ein Mißverstand, daß Volk in Deutschland durch griechisch-mythologische Darstellungen erheben zu wollen, mit denen es nicht den leisesten Zusammenhang in sich findet. Die mythologisch-allegorischen Fresken, welche Schinkel vor dem Museum in Berlin ausgeführt hat, liefern dafür einen schlagenden Beweis.

Rafael, mit der divinatorischen Kraft des Genius begabt, traf auch hier vorahnend das allein Richtige. Er hob, mochte er christliche Legenden oder hellenische Mythen darstellen, überall das rein menschliche Element hervor, und sicherte dadurch seinen Bildern für alle Zeit die bewundernde Theilnahme des Menschen, der nichts Höheres zu denken vermag, dessen Phantasie auch nie Höheres erschaffen hat, als sein eigenes ideales Selbst.

So ist denn jede Kunstäußerung berechtigt für den Moment, in dem sie entstanden, wenn sie den Gehalt dieses Momentes zu erfassen und mit dem Erfassten auf die Menschen zurückzuwirken mußte. Wirksam für alle Zeit aber ist sie nur dann, wenn sie über das Zufällige des Augenblickes hinaus, wenn sie sich des Ewigen, des Typischen, des Ideals zu bemächtigen mußte, wie die hellenische Plastik, wie die Malerschulen

von Rafael, Titian u. s. w. Damit aber fällt denn die Behauptung, daß das pathetische Drama der altfranzösischen Bühne keine Berechtigung habe, als Kunst keine Beachtung verdiene, von selbst in ihr hohles Nichts zusammen.

Mit diesen Gedanken habe ich mir die Zeit vertrieben, während ich hier im Hotel die Abfahrt des Dampfschiffs erwarte, das erst Nachts um ein Uhr, mit steigender Fluth, die Anker lichtet. Nachmittags war ich im Hafen, für die Nacht einen Platz im Schiffe auszuwählen, und wanderte danach zu Fuß in der Stadt umher. Sie ist regelmäßig und gut gebaut, aber wie alle Badeorte im Winter, sah sie menschenleer und traurig aus.

Jetzt ist es sieben Uhr und dunkel. Ich packe mein Schreibzeug zusammen und trage den Brief, als letzten Gruß vom Festlande, zur Post.

---

London, den 18. Mai.

Meine Ueberfahrt ist sehr glücklich gewesen. Ich bin um neun Uhr an Bord, um elf Uhr zu Bett gegangen, um ein Uhr, als die Anker gelichtet wurden, von dem Knarren der Winden und dem Umhergehen der dabei Beschäftigten er-

wacht. Dann habe ich bis an den lichten Morgen geschlafen, und dem schönen englischen Schiffe Triton und allen Göttern des Wassers und der Luft, von Herzen dafür gedankt, diesmal den Qualen der Seefrankheit so glücklich entgangen zu sein.

Als ich früh, es mochte sechs Uhr sein, auf das Deck kam, war das Meer ruhig wie ein Teich, aber bleifarb und doppelt traurig unter dem schweren grauen Himmel. Wir konnten vor Nebel gar Nichts sehen. Die Gesellschaft bestand aus lauter Engländern, mit Ausnahme eines jungen, eben verheiratheten deutschen Ehepaars und eines deutschen Buchhändlers, die Alle fröstelnd, in ihre Mäntel gehüllt, auf und nieder gingen, bis das Frühstück um neun Uhr endlich gemeldet wurde.

Ich konnte mich, obschon ich darauf vorbereitet war, des Lachens nicht erwehren, als ich dieses Frühstück erblickte, und Nichts hätte mir schlagender den Begriff ausdrängen können, daß ich mich in fremdem Lande befinde, als die Zumuthung, früh Morgens, als Anfang des Anfanges, meinen Tag mit einem Beaffsteek zu beginnen, noch ehe ich den Thee bekommen hatte. Rostbeef, von dem der Aufwärter Jedem ein

riesiges Stück abschnitt, mehr oder weniger roh, wie man es verlangte, Hammelfotelette, gebratener Speck, geräucherter und gekochter Schinken, Eier, Salat, Nadies, Kresse und Chesterkäse machten die Mahlzeit, zu deren Schluß Thee und Kaffee gegeben wurden. Alles war, so weit ich darüber urtheilen konnte, vortrefflich. Der Steward nöthigte mit der Dringlichkeit eines sorglichen Wirthes zum Zugreifen, und man zahlte dafür zwei Shilling, zwanzig Silbergroschen, was mir sehr billig zu sein schien.

Die Engländer waren Alle zuvorkommend höflich. Jeder reichte und half dem Andern zu allem Nöthigen. Als einige Männer und ältere Damen bemerkten, daß ich allein sei, nahmen sie mich förmlich unter ihren Schutz. Ein altes, freundliches Ehepaar, das aus Italien zurückkam, machte sich bei der Einfahrt in die Themse so geflissentlich zu meinen Ciceronen, daß, wenn der alte Herr fortging, er gleich nach einem Stellvertreter schickte, der mir Alles erklären und die Orte, an denen wir vorüberkamen, nennen mußte.

Indeß dauerte es noch mehrere Stunden, ehe wir die Themse erreichten, und da der Nebel nicht nachgelassen hatte, unterhielt ich mich damit, die

großen Massen von Passagieren zu betrachten, die mit uns zugleich vom Continent nach England gingen, nicht um die Annehmlichkeiten Londons zu genießen, sondern um in London genossen zu werden. Es mochten wohl an hundert größere und kleinere Kisten voll lebendiger Tauben, Hühner, Kalkutten, Kaninchen und anderer Thiere am Bord sein; der vielen Kisten nicht zu gedenken, in denen, wie man mir sagte, geräucherte Fleischwaren übergeführt wurden. Diese Lebensmittel sollen in England um mehr als die Hälfte theurer sein als in Belgien.

Von der Betrachtung dieser eßbaren Menagerie ging ich in die Kajüte der zweiten Klasse, in der man die Ueberfahrt für achtzehn Schillinge macht, und fand sie so wohl eingerichtet, daß Männer, die nicht sehr verwöhnt sind, die Reise vollkommen bequem in derselben bewerkstelligen können. Die Betten und das Frühstück waren fast ganz so gut, als wir es in der ersten Klasse gehabt hatten.

Allmählig aber begannen die Gegenstände um uns her sich aus dem Nebel zu lichten, und zogen meine Aufmerksamkeit von der nächsten Umgebung ab. Die wachsende Zahl der uns entgegenkommenden Schiffe verrieth, daß wir uns der

Themssemündung näherten. Sie ist so breit, daß man nur schwer die beiden Ufer sieht. Kurz vor der Einfahrt in die Themse selbst, zeigte man mir zur Linken in weiter Ferne den Seebadeort Ramsgate, -dann nach der Einfahrt zur Rechten die Insel Sheppy, wo der schöne breite Strom Medwey sich mit der Themse vereinigt. Der nächste Ort war Tilburnfort, und nun verengte sich das Ufer mehr und mehr, so daß man zu beiden Seiten die Gegenstände erkennen und sich an der Lieblichkeit der Gegend erfreuen konnte.

Das linke Ufer, die Grafschaft Kent, ist sehr schön. Das Land wellt sich hügelig empor und ist ganz mit Bäumen bewachsen, aus denen dicht an dicht hell leuchtende Dörfer und Städte hervortauchen. Das rechte Ufer, die Grafschaft Suffer, hat flaches Wiesenland und bisweilen kahle Sandstrecken dazwischen.

Von Minute zu Minute stieg nun die Menge der an uns vorüberfahrenden Schiffe, bis sie in der Gegend des in der Grafschaft Kent gelegenen Woolwich schon zu solchen Massen anwuchsen, daß man sie bei der Schnelle der Fahrt nicht mehr zu zählen vermochte. Die Lage von Woolwich und die Bauart der Stadt erinnerten mich an Altona



und Hamburg, wie mich die Themseufer lebhaft an die schönen Ufer der Elbe gemahnt haben. Der Hafen von Woolwich mag auch reichlich so groß als der Hamburger, und eben so voll von Schiffen sein, als dieser in der besten Zeit. Aber die Wohnhäuser von Woolwich verschwinden vor der Ausdehnung der Marine-Artillerie-Magazine, die sich längs dem Wasser hinziehen. Sie bilden fast eine Stadt für sich selbst. Es sind schmucklose, aller Architectur baare Gebäude, die an einzelnen Punkten bis hoch auf die Hügel hinauf liegen, an deren Fuße Woolwich sich hinbreitet.

„That all belongs to government!“ (das Alles gehört der Regierung“) sagte mein alter Engländer mit immer wachsendem Stolze. Es traten, je näher wir London kamen, mehrere Herren zu uns heran; auch um die andern Deutschen hatte sich eine Gruppe von Engländern gebildet. Allen sah man das freudige Nationalgefühl an, den Fremden die Macht des Vaterlandes zu zeigen, und Alle hatten den schönen, menschlichen Zug, ihnen in der Heimath gastlich entgegen zu kommen. Ich werde vielleicht keine dieser Personen jemals wiedersehen, ich weiß von Niemand den Namen, und doch fühlte ich mich sicher und

bebaglich in ihrer Nähe, weil sie sich mit so reinem; so menschlichem Wohlwollen der Fremden annahmen.

Die Freude an den Magazinen ging bei meinem Besucher in wahren Enthusiasmus über, als er mir die ersten Kriegsschiffe, the men of war, zeigte. Einige davon waren abgetafelt; sie dienten zu Gefängnissen.

Eine halbe Stunde später sahen wir Greenwich. Es liegt ebenfalls am linken Ufer, das hier sich bedeutend erhebt. Von dem obersten Hügel schaut unter prächtigen Cedern die berühmte Sternwarte herab, über deren Kreuz auf der Kuppel, das stolze Seefahrervolk den ersten Meridian gezogen hat. Stolz und prächtig ist auch das hart am Ufer gelegene Invalidenhaus der Marine, das mit seinen beiden, das Hauptgebäude flankirenden Nebenflügeln, und dem offenen, großen Plaze gegen den Strom hin, mir die Piazzetta Venedigs und ihre Prokurationen vor das Gedächtniß zauberte.

Hier sah ich das erste dreieckige, aber ebenfalls abgetafelte Kriegsschiff vor Anker liegen. Es wird als Hospital für die kranken Seeleute benutzt. Die Engländer erzählten mir, aus wieviel Schiffen ihre Marine bestände, wie viel Ka-

nonen sie hätten, sprachen von der Ausdehnung der Kriegsvorräthe in Woolwich, von Seeschlachten u. dgl., indeß ihr Entzücken erregte in mir keine mitfühlende Bewunderung. So sehr mir die Zahl der Handelsschiffe, der sich hier aufdrängende Begriff des Weltverkehrs, der Völkerverbindung imponirte, wurde die Freude daran in gewissem Sinne doch vernichtet, durch den Anblick der Kriegsschiffe und der furchtbaren Kriegszurüstungen in den riesigen Arsenalen. So lange die Civilisation, der Reichthum eines Volkes, auf den Untergang anderer Völker, das Gedeihen auf den Barbarismus des Krieges basirt ist, so lange kann man keine Freude daran haben. Man bringt es höchstens zu dem Muthe der Resignation, die sich schmerzlich vor dem bescheidet, was jetzt noch unabänderlich nothwendig erscheint.

Jenseits Greenwich wurde das Lenken des Dampfschiffes zu einer wahren Kunst. Es mußte trotz seiner Größe die schnellsten Wendungen machen, und der Steuermann war achtsam wie ein Gondolier bei der Regatta. Sechs, acht Dampfer schossen oft mit und neben uns einher, zwischen den unzählbaren Schiffen und Rähnen, während in den Nebenarmen oder Kanälen zur rechten Seite, noch unübersehbare Massen von Schiffen

in den East- und West-India Docks vor Anker lagen. Es war schwindelerregend! Wie immer stumpfte das Uebermaß mir den Eindruck ab. Wir empfinden im Grunde die Größe, Höhe, Zahl, Masse nur bis zu einem bestimmten Grade, der sicher mit unserer Organisation auf das Genaueste zusammenhängt. Der Pescherah verliert das Verständniß nach der Zahl sieben. M. versicherte uns einmal, daß sie sich trotz aller angewandten Mühe „hunderttausend“ nicht denken könne, und meine, in jedem Betrachte wohl auf ein strenges Maß angelegte Natur, wird stumpf und gleichgültig, sobald dies Maß irgendwie überschritten wird. Bei den anderen Deutschen, die ebenfalls London zum ersten Male sahen, steigerte sich jedoch das Entzücken und die Bewunderung, je weiter wir in diesen Wald von Masten, in dies Gewühl von Schiffen kamen, während ich nur noch den ganz gleichgültigen Eindruck davon hatte, es wären hier sehr viel Schiffe und eine sehr große Stadt.

Daß nun die verschiedenen Handelsgegenstände und die Schiffe verschiedener Landestheile, verschiedene Ladeplätze und verschiedene Zollhäuser hatten, daß man hier Tin plate warf, Iron-work warf (Zinnwaaren und Eisenwerkwaaren-

werfte) — dort Zollhaus für Lebensmittel oder Zollhaus für Irland laß, das konnte als natürliche Folge der vielen Schiffe und der großen Stadt nicht weiter auffallend sein.

Ueberhaupt habe ich im ganzen Leben nur einige Eindrücke durch neue Anschauungen erhalten, die mich bis ins Innerste auf unvergleichliche Weise ergriffen haben. Dahin gehört der erste Anblick des alten Museums in Berlin, als ich, aus Königsberg kommend, das erste große Architekturwerk sah, und sich mir in der schönen Rotunde die Idee der architektonischen Schönheit plötzlich erschloß. Es war mir damals, als müßte ich hinknien, ohne daß ich wußte, wovor oder weshalb — aber es war eben eine göttliche Offenbarung. Danach, als ich in Heidelberg die erste schöne Gegend sah; endlich, als ich viele Jahre später, einst ganz einsam stand auf der Wengernalp an der Jungfrau, und die Lawinen herabdonnern hörte von der sonnenglänzenden, eisigen Höhe, und dann zuletzt das Gefühl jenes Momentes, in dem ich mich den Thoren des ewigen Roms näherte. Das sind Eindrücke, wie sie mir nie und durch Nichts in der Welt wieder kommen können, seit ich aus Anschauungen weiß, daß das Schöne in Kunst und Natur vorhanden ist, und daß ich es mir

zugänglich machen kann, wenn ich den Willen und das Geld dazu besitze.

Die Bekannten, welche ich in London vorfand, fragten mich in den ersten Tagen vielmals, ob es mir nicht sonderbar, ob mir der Gedanke nicht aufregend sei, daß ich mich in London und obenein allein in London befände? Aber ich fühlte davon Nichts. Ich hatte gewußt, daß ich nach London kommen mußte, da ich hingereist war, und hatte auch Abends in meiner Wohnung nicht die leiseste Anwendung von mißbehaglichem Fremdsein. Es geht mir darin, wie den exilirten Völkern, wie den Polen und wie einst den Juden, die sich überall leicht akklimatisirten, weil sie überall gleichmäßig in der Fremde waren. Es ist für das Gefühl vollkommen einerlei, an welchem Orte man sich befindet, wenn man nicht da leben kann, wo die Seele ihre eigentliche Heimath hat.

Es mag gegen drei Uhr gewesen sein, als der Triton vor dem Customhouse landete, und ich den guten M. sah, der mich schon seit mehreren Stunden erwartet hatte. Die Visitation ist strenger, als ich sie noch irgendwo erfahren habe. Die Zollbeamten tragen gewöhnliche Civilkleidung. Das Wartezimmer war unmäßig heiß;

trog dem setzten sich Frauen und Männer augenblicks an den Kamin, aber auch hier bewiesen die Letzteren sich höflich und rücksichtsvoll.

In das Visitationezimmer wurden immer nur drei, vier Personen zugleich eingelassen, und zwar zuerst diejenigen, welche nur ein Stück Gepäck hatten, und so fort. Es ist eine ganz demokratische Einrichtung, bei der die Reichen am Schlimmsten wegkommen. Meine dreistückige Wohlhabenheit veranlaßte mich schon einen sehr langen Aufenthalt. Während desselben fragte man mich um den Paß. Der Meine steckte in dem Handsacke, den man ebenfalls in das Visitationezimmer genommen hatte. Mit der Erklärung, daß dies der Fall sei, war man zufrieden, ließ mich aber ein Papier ausfüllen, das »Certificate of Arrival« heißt. Es hat nur drei Spalten: Date of Arrival, Name and Country, worunter Profession steht, was sie, da ich nichts hineingeschrieben hatte, mit Lady ausfüllten, und endlich from what port arrived. — Dann folgt in einer Nachschrift: You are required by the Act for the registration of Aliens on Your departure from England, to deliver this certificate to the Chief Officer of the Customs at the Port of Embarcation. (Sie werden durch das Gesetz

über Registrirung der Fremden aufgefordert, bei Ihrer Abreise von England dies Certificat dem ersten Zollbeamten des Hafens zu übergeben, in dem Sie sich einschiffen.) Unter diesen Schein, den der Zollbeamte behielt, mußte ich meinen Namen schreiben; einen andern, welchen er unterzeichnet hatte, gab er mir, und so steht es nun fest, daß ich angekommen bin, und Ihr könnt mich im Nothfall reklamiren, wenn ich verloren gehen sollte. Mit dieser Attestirung sind denn aber in dem glücklichen England auch sämtliche Paß- und Polizeiformalitäten für den Fremden beendet.

Hier im Zollhause trennte ich mich, mit aufrichtigem Danke, von dem freundlichen alten Ehepaare, das sich noch auf dem Schiffe erboten hatte, mich bis zu der, für mich bestellten Wohnung zu begleiten, falls ich durch irgend einen Zufall Niemand meiner wartend finden sollte. Und kaum war dies geschehen, als Professor S. und Doctor L. mit ihren Frauen, alte Freunde von M., an mich herantraten, die eigens hingedommen waren, um mir zuerst in ihrem Vaterlande die Hand zu bieten und mich, als Freundin ihres Freundes, herzlich willkommen zu heißen. Welch guten, wohlthuenden Eindruck das



machte, werde ich nie vergessen. Die Männer sind Beide Gelehrte, Professor S. Philologe, Doctor L. Arzt und Botaniker, Leute in unserm Alter, die Frauen jünger als ich, schöne, stattliche Erscheinungen. Sie fuhren zusammen zurück, und M. brachte mich in einem Cabriolet in meine Wohnung.

Das Gedränge in den, dem Customhause zunächstgelegenen Straßen, war verwirrend. Damit wir rascher fortkämen, hatte M. den Kutscher angewiesen, die große Straße durch die City zu vermeiden, und so spät als möglich in Drfordstreet einzubiegen. Dennoch erschien mir das Gewühl der Wagen und Fußgänger auch hier noch sehr groß und die Massenhaftigkeit alles Vorhandenen überraschend. So kamen wir in New-Road an einer Stelle vorüber, wo zu beiden Seiten der Straße die gartenartigen Terrassen vor den Häusern dicht an dicht mit Skulpturwerken besetzt waren. Sie schienen in Sandstein ausgeführt, und Arbeiten zweiten Ranges, für den Verkehr bestimmt zu sein. Große Hirsche, Hunde, Schäfergestalten, Vasen zur Verzierung von Gärten, darunter aber auch viel Copien nach Antiken. Ganz in Vordergrund stand eine Copie der schönen Sophoklesstatue.

Die braune Rauchfarbe, welche sämtliche Häuser überzieht und nur hier und da durch ein eben gebautes oder frisch getünchtes Gebäude unterbrochen wird, gefiel mir, obschon ich sie immer als häßlich bezeichnen gehört habe. In Nebeltagen muß sich der dunkle Hintergrund als etwas Consistentes bemerkbar machen, im Sonnenschein die braune Farbe den Reflex des Lichtes wohlthuend mildern, und an und für sich fand ich den Farbenton sehr schön, gegen den die sauber gehaltenen Schilder der Magazine lebhaft abstachen. Das untere Stockwerk, das leicht erreichbar ist, putzt man oft neu ab, während die oberen dunkel bleiben. Auffallend war mir die große Zahl der Häuser, die sich schief nach einer Seite senken. Ich sah deren viele, namentlich in der Nähe des Hafens, in den engen Straßen. Man soll für das Vermiethen hier sehr leichte Gebäude auführen.

Um sechs Uhr langte ich in meiner Wohnung an. Sie liegt ganz nahe an Hydepark, in Cambridgestreet, besteht aus einem kleinen Wohnzimmer und einer guten, großen Schlafstube. Ich habe schon bessere Wohnungen gehabt, aber auch schlechtere, und da Bett- und

Bettwäsche sauber, das Ganze reinlich und die Wirthin eine hübsche, freundliche Frau ist, so bin ich sicher, daß Alles meinen Ansprüchen genügen wird.

---

## **Zweite Sendung.**

Rom 19. bis 22. Mai.

---

Die Pfingstwoche ist für den Engländer, was dem Römer die Octoberfeste sind, eine dem Genuße der Natur bestimmte Zeit. Da ich am Vorabende von Pfingsten in London angekommen war, überredeten die Freunde mich, die Stadt fürs Erste gar nicht zu besuchen, sondern so viel als möglich ins Freie zu fahren und das ohnehin in London selten so schöne Wetter zu benutzen. M., der sich meiner mit gewohnter Güte und Umsicht annimmt, hatte mir eine Einladung auf den Landsitz einer deutschen Familie nach Ewel überbracht, und holte mich um zwölf Uhr dazu ab. Wir gingen und fuhren abwechselnd bis zur

Eisenbahn, die mitten in der Stadt, dicht an Londonbridge, in Wellingtonstreet, anfängt. Dieser Weg durch die Straßen hat mich vielfach in Erstaunen gesetzt, obschon alle Läden des Festes wegen geschlossen waren, und der Menschenverkehr aus demselben Grunde also bedeutend vermindert.

Die Bauart der Häuser hat darin etwas entschieden Socialistisches, daß die Individualität in den Gruppen verschwindet. Ganze Straßen und Plätze bestehen aus lauter zwei Fenster breiten Häusern, alle vollkommen gleich gebaut. Gleiche Höhe der Etagen, gleiche Breite der Fenster, gleiche Gußisen-Verzierungen vor den, tief zum Boden herabgehenden Balkonfenstern des ersten Stockwerks, gleiche Gitter um den Eingang des Hauses, der in das Souterrain führt, aber dies Alles verschieden in den verschiedenen Straßen und Häusergruppen. So sieht man auf York-Terrace in Regentpark, im Regentscircus, in Regentsquadrant wahre Paläste mit ornamentalen Säulenreihen davor, die aber alle aus einer Folge zweifenstriger Häuser bestehen, denen die Grundanlage und die gleichmäßige Verzierung eben einen Zusammenhang verleihen.

Auf diesem ersten längern Wege durch die

Stadt, den wir geflissentlich ausdehnten, fiel mir die große Zahl der Monumente auf, an denen wir vorüberkamen. Auf Trafalgar Square, dessen Hintergrund das großartige Gebäude der Nationalgalerie für Malerei und Sculptur bildet, befindet sich zwischen zwei mächtigen Fontainen eine Denksäule für Nelson. Die Säule selbst scheint mir vollkommen nach dem Vorbilde der Phokassäule ausgeführt, nur daß die Seiten des Sockels mit gut gearbeiteten Reliefs geziert sind. Auf der Säule steht Nelson in militairischer Uniform, eben so puppenhaft klein als Napoleon auf der Säule des Vendomeplatzes, und die Abgeschmacktheit, Portraitstatuen großer Männer so hoch aufzustellen, daß sie, zur Zwerggestalt zusammengeschrumpft, dem Beschauer gleichgültig werden, ist also auch in England zu Hause.

Eine Reiterstatue des Herzogs von Wellington, an der wir später vorübergingen, war mir durch ihren naturtreuen Nationalismus bemerkenswerth. Der Herzog ist, gleich Nelson, in Uniform dargestellt, als ob er ruhig, auf einem ebenfalls ruhigen Pferde, etwa vor einem vorüberziehenden Regimente, stille halte. Sein Roß ist ein englisches Racepferd, feingliederig, mit kleinem Hufe, kleinem Kopfe und stark durchschei-

nenden Andern, das auf allen vier Füßen fest und bewegungslos dasteht, wie ein wohlzugerittenes Schulpferd. Diese Art, ein schlankes Racepferd, das individuelle Portrait eines Pferdes darzustellen, im Gegensatz des typischen Schlachtrosses, dessen abstrakter Begriff bisher eine Convenienz für Reiterstatuen gewesen ist, erschien mir neu, aber nicht unschön. Dann sahen wir noch Standbilder von verschiedenen Georgs, von Karl dem Ersten, von der Königin Anna, ferner die Feuersäule zur Erinnerung an den großen Brand von London im Jahre 1666, dann Tempelbar, dies alte Thor der City, und gelangten so endlich an die prachtvolle Londonbridge.

Der Blick von dieser Brücke ist großartig. Wir übersahen den mächtigen Strom, der in den vollen Wellen der Fluth dahin strömte, die zunächst gelegenen Brücken, eine immer stattlicher als die andere, die Landungsplätze der Dampfschiffe, welche die Verbindung in der Stadt und mit den zunächst gelegenen Orten unterhalten. Sie klappen ihre Schornsteine pfeilschnell um, wenn sie die Brücken passiren. Es sind Omnibus für das Wasser, diese Dampfschiffe, und es giebt deren, die für einen Penny, zehn Pfennige, eine ganze Strecke fahren.

Dicht an Londonbridge liegt der Bahnhof der Eisenbahn von Brighton und Dover, auf der wir unsern Weg zu machen hatten. Mehrere Personen meiner Bekanntschaft, welche von England zurückgekommen waren, hatten uns die wunderbarsten Beschreibungen dieser mitten in der Stadt beginnenden und, wie sie es nannten, über die Häuser fortgehenden Eisenbahnen gemacht, so daß ich eine phantastische Vorstellung, aber keinen klaren Begriff davon besaß, und doch ist die Sache eben so einfach als großartig angelegt.

Es ist ein wunderlicher Zug in vielen Menschen, der sie geneigt macht, Alles was sie gesehen haben, so lange in ihren Erzählungen und Schilderungen zu übertreiben, bis es ihnen selbst fabelhaft über den Kopf wächst und sie in der allmählig beginnenden Unklarheit über den eigentlichen Thatbestand, endlich sich selbst und Andere verwirren und täuschen. So oft ich noch in ein mir fremdes Land gekommen bin, habe ich mich fragen müssen, wo denn alle die fabelhaften Dinge sind, von denen die Reisenden uns erzählt hatten? und eben so oft habe ich mit Staunen bemerkt, wie sie das Großartigste, das Tüchtigste unterschätzt und für die auffallendsten Grundverschiedenheiten in der fremden und der



eigenen Nationalität kein Auge gehabt hatten. Ich glaube dies Letztere rührt zum Theile davon her, daß sie die fremde Grenze schon mit einer fertigen Ansicht über das Land betreten, und diese Ansicht vom Anbeginne an, kritisch in Anwendung bringen bei Allem und Jedem, was ihnen irgend begegnen mag. Für mich vergehen Wochen in einem fremden Lande, in denen ich nur von den nackten Umrissen, nur von den Eindrücken zu sagen weiß, die mir die Außenseite der Gegenstände hervorrufen. Das hat für Dich, den Empfänger dieser Tagebücher, den Vortheil, daß Du mit mir die ganze Skala der wachsenden Erkenntniß durchläufst, und also den natürlichsten und treuesten Antheil an den Ergebnissen und Erlebnissen dieser Reise gewinnst. Laß sie Dir denn in der Weise gefallen, in der ich allein sie Dir zu bieten vermag.

Die fabelhafte Luft-Eisenbahnfahrt fand ich also, wie schon gesagt, gar nicht fabelhaft, dagegen von einer so achtunggebietenden Großartigkeit, wie die römischen Wasserleitungen, deren Trümmer noch nach Jahrtausenden in Verwunderung setzen. Man hat alle Straßen der Stadt, durch welche die verschiedenen Eisenbahnen gehen sollten, durchbrochen, die Häuser, so weit es nö-

thig war, fortgerissen, und eine lange Reihe von Bogen aufgeführt, gleich den Bogen der Aquäducte, nur mit dem Unterschiede, daß sie breit genug sind, eine Fahrstraße zu tragen, auf der die kommenden und gehenden Züge in verschiedenen Schienen neben einander hinlaufen können. Aus den Bahnhöfen führen Treppen zu diesen Bogen empor. Daß Eisenbahnen, in der Höhe der Hausdächer und Schornsteine gelegen, zu beiden Seiten tüchtige gemauerte Ballustraden haben müssen, versteht sich von selbst, und daraus folgt ein so entschiedenes Gefühl von der Sicherheit und Solidität dieser Bauten, daß sie, wie alles wahrhaft Große, als etwas höchst Einfaches erscheinen. Man sieht auf der Fahrt, wie le diable boiteux, von oben in die dritten Etagen und Bodenkammern der Häuser hinein, dann hinab in das lebensvolle Gewühl der verschiedenen Straßen, und endlich darüber fort in das offenen grüne Land. Hier flocht irgend ein hübsches Mädchen in einem Erker ihr Haar, dort spielten Kinder an einem Dachfenster, aus dem sie zwischen aufgehängter Wäsche Stückchen Papier an dünnen Fäden wie Drachen fliegen ließen; wieder in einem Hause saß eine ganze Familie bei einer Vorlesung der Bibel zusammen, und an dem

Allen huschte man so im Fluge vorbei, wie es sonst im Schattenspiele an uns vorüberzieht, flüchtig verschwindend auf Nimmerwiedersehen. Ich mußte immer an Beranger's Gedicht: Le bon dieu, denken, in dem le bon dieu eines Morgens, als er gutgelaunt erwacht, »die Nase zum Fenster heraussteckt, um zu sehen, was die Menschen da unten machen?« Grade so steckt man aus dem Waggon die Nase heraus und blickt hinab auf das tägliche Treiben, in dem man sonst ein mitwirkendes Atom ist. Das hatte etwas Rührendes, und es fiel mir dabei ein Erlebnis und ein Ausspruch ein, die ich niemals vergessen werde.

In meiner Jugend, als ich selbst noch streng deistisch an eine persönliche Unsterblichkeit glaubte, entriß der Tod uns eine nahe stehende Person. Unter den Bekannten, welche zu uns kamen, die üblichen Beileidsbezeugungen zu machen, befand sich ein geistreicher Mann, der aber in grobem Materialismus alle feinen Seiten seiner Natur abgestumpft hatte. Man sprach in seiner Gegenwart von der Art des Zusammenhanges zwischen den Lebenden und Todten, von dem tröstlichen Gedanken, daß die Dahingegangenen Zeugen unsers Lebens und Handelns

wären. Da fuhr jener Mann plötzlich wie aus einer Zerstreung empor: »Glauben Sie denn nicht,« fragte er, »daß jene Wesen in einer reineren Sphäre tiefen Widerwillen empfinden würden gegen unser ganzes Thun und Treiben auf der Welt? Ich habe mich immer mit dem Gedanken beruhigt, daß sie Nichts mehr von uns wissen, Nichts mit uns gemein haben, und grade darin habe ich die Glückseligkeit des Jenseits für sie zu finden gemeint!« — Welch ein Geständniß liegt in diesen Worten, welche Zerrissenheit in solch trostlosem Troste!

Da London keine Ringmauern hat, verlaufen die letzten Straßen sich allmählig in Gärten und Wiesen. Während man sich noch innerhalb der Stadt zu befinden glaubt, sieht man sich plötzlich in einer Gegend voll so üppiger Vegetation, voll so frischem Grün, wie es in den Schweizerthälern nicht schöner zu finden ist. Wir mochten eine Stunde gefahren sein, als wir das Ziel unseres Ausfluges, den Flecken Emel, erreichten, in dessen Bahnhofe unser Wirth uns erwartete, um uns in das Landhaus zu führen, welches er für eine lange Reihe von Jahren gemiethet hat. Die Familie bewohnt es Winter und Sommer, und Herr P. fährt alle

Morgen in sein Comptoir nach der City, von wo er Abends wieder nach Ewel zurückkehrt.

Auf dem Wege nach seinem Hause sahen wir zwei Männer, welche in ziemlich abgetragener Kleidung in einem Chausseeegraben saßen und Holzwaaren schnitzten. Sie hatten einen ganzen Vorrath davon, Löffel, Quirle und derlei Dinge, regelrecht neben sich zum Verkaufe ausgebreitet. Eine Schlehdornhecke gab ihnen den Schatten, dessen sie in der brennenden Mittagshize bedurften. Nicht weit davon weideten zwei tüchtige Pferde und zwei Esel auf der Landstraße. Sie gingen frei umher, zu suchen, wo sie in den Gräben oder zwischen den Steinhaufen etwas Nahrung fänden. Meine an preußische „Huthordnung“ von Jugend auf gewöhnten Begriffe, waren von dieser Polizeiwidrigkeit so tief getroffen, daß ich mich unwillkürlich umsah, ob denn noch kein Landreiter diesem Unfug ein Ende mache. Ich konnte auch die Frage nicht unterdrücken, wer auf jene Thiere Acht gäbe? — „Sie gehören den Itinerants!“ entgegnete Herr P. — „Was sind Itinerants?“ — Die Leute, welche Sie in jenem Graben ihre Holzwaaren schnitzen sahen; dort stehen auch ihre Wagen.“

Es waren zwei Fuhrwerke, wie diejenigen, de-

ren sich die Menageriebesitzer zum Fortbringen der Thiere bedienen, oder vielmehr, da sie Glasfenster hatten, kleine Waggon's auf niedrigen Rädern, sauber angestrichen und mit dem Namen des Eigenthümers: James Wilkins, versehen. »Diese Stinerants,« fuhr Herr P. fort, »deren wir noch Viele haben, sind in gewissem Sinne Nomaden. Sie haben nicht Haus, nicht Hof, sondern leben beständig in diesen Karren, in denen sie mit ihren Familien im ganzen Lande umherreisen. Dadurch entgehen sie der Steuerpflicht, welche an einen festen Wohnort geknüpft ist. Ist es einmal sehr kalt, so kehren sie für die Nacht in einem Krüge ein, aber ihre Pferde und Esel bleiben beständig auf den Gemeindewiesen. Bisweilen treiben die Männer, wie Sie es eben gesehen haben, ein Gewerbe, sie fabriciren Holzwaaren, flicken Kessel und machen verschiedene solche Zigeunerarbeiten. Gewöhnlicher aber betteln sie und gelegentlich stehlen sie auch wohl.« Ich fragte, ob sie denn Zigeuner wären. Herr P. verneinte es, sagte mir aber, daß sie an der Westküste Englands, gegen die irische See hin, auch noch wirkliche Zigeuner hätten.

Ehe wir das P.sche Landhaus erreichten, kamen wir noch an einem sehr großen, aus Holz

errichteten Gebäude vorüber, mit dessen Decoration man beschäftigt war. Eine oder mehrere Freimaurerlogen sollten in den nächsten Tagen darin ein großes Meeting haben.

Das Landhaus lag in einem Park, zwischen Rasenplätzen mit prächtigen alten Bäumen, deren Stämme bis in die obersten Aeste mit Epheu bewachsen waren. Auch das ganze zweistöckige Haus war damit überzogen, so daß nur stellenweise das rothe Ziegelwerk daraus hervorsah. In einem holzgetäfelten, alterthümlich stattlichen Zimmer empfing uns Madame P., eine große starke Brünette von wahrhaft italienischer Schönheit, deren auffallende Aehnlichkeit mit den Bildern von George Sand, sie mir noch anziehender machte. Sie führte mich in die obere Etage in eine Fremdenstube, in der alles für die Toilette Nöthige vorhanden war. Nachdem ich mich vom Staub des Weges gesäubert hatte, kehrten wir in die Empfangszimmer zu ebener Erde zurück und wurden bald darauf zur Tafel gerufen.

Das Diner begann mit Fischen, zu denen eine warme und kalte Sauce gegeben wurde, dann folgte ein Roastbeef, Gemüse, aus dem Wasser gekocht, gebratene Hühner, mit denen man zugleich geräucherten und gekochten Schinken

servirte, Lambraten mit einer Sauce von Pfeffermünze und endlich ein warmer Pudding und eine kalte Pastete (Pye) aus Rhabarber, der ungefähr wie der Compot von unreifen Stachelbeeren schmeckte. Zum Schluß trug man vorzügliche Salate auf, den langblättrigen, italienischen Lattig, lange Radies, Fenchel, so gut wie der römische Finochi, und Kresse. Alle diese Salate genoß man ohne Essig und Del, mit Chesterkäse zum Brode. Dann verließen wir den Tisch, und die Männer blieben noch bei ihrem Portwein und Sherry beisammen.

Während wir sie im Salon erwarteten, sah ich mehrere Gipsabgüsse von Schädeln, mit der Bezeichnung des Gall'schen Systems, auf einem Seitentische stehen und erfuhr, daß die Frau vom Hause sich lebhaft für Phrenologie interessire. Sie sprach von schlagenden Beweisen für die Richtigkeit der Gall'schen Lehre, und bekannte sich dann auch als Anhängerin einer Theorie über die Nothwendigkeit beständiger Lusterneuerung in den Zimmern, in deren Folge wir zwischen offenen Thüren und Fenstern in einem beständigen Windzuge saßen. Bei dem schönen Wetter war das nicht unangenehm, aber ich konnte mich des Lachens nicht erwehren, wenn ich mir dachte, welche



Rolle wohl die meisten meiner Freundinnen spielen würden, wenn man sie so theoretisch zwischen Thüre und Angel setzte.

Wie weit die Studien und Kenntnisse meiner Wirthin in ihren Lieblingsfächern gehen, weiß ich nicht zu sagen. Es hat mir indeß immer an den Engländern und Engländerinnen, die ich bisher auf Reisen kennen gelernt habe, gefallen, daß sie irgend ein solches Interesse in sich pflegten, sich aus irgend einer Wissenschaft eine Beschäftigung machten, welche sie für Stunden von der gewöhnlichen Arbeit des Tages, von den Mühen und Sorgen des Lebens abzog. Es ist ein gewisser Idealismus darin, der die Seele von dem Kleinlichen des Einzeldaseins fortträgt zu der Großheit des Alls. Denn kein Wissen steht gesondert da, wer nur den kleinsten Theil davon erwirbt, wird sehnsüchtig nach weiterer Einsicht und strebsam, sie zu erlangen.

Der Tag verging recht angenehm. Am Abend hatte ich noch die Genugthuung, in einer englischen Wochenschrift, the illustrated news, ein sehr warmes Lob George Sands zu finden. Man erhob sie weit über alle englischen Schriftstellerinnen, und vertheidigte sie auch gegen die harten Urtheile über ihr Privatleben. Ich las

den Artikel, während man nach der Mahlzeit den Kaffee einnahm. Dann gingen wir spazieren, weit hinaus durch Getreidfelder und Wiesen, in schönem, warmem Abendschein, bis die Theestunde schlug und wir nach derselben zur Eisenbahn zurückkehrten. Es mag gegen halb elf Uhr gewesen sein, da wir die Stadt erreichten, denn Mitternacht war vorüber, als ich in meiner Wohnung anlangte.

Den 20. Mai.

Den heutigen Pfingstmontag habe ich ebenfalls auf dem Lande verlebt. Ich saß noch beim Frühstück und war unentschlossen, was mit dem Tage zu beginnen, als unsere hier anwesenden römischen Freunde, die Maler Ernst Meier und Rudolph Lehmann, mir den Vorschlag zu machen kamen, mit ihnen und Baron P. eine Fahrt nach Windsor zu unternehmen. Da man solche Partien ohne Begleitung nicht wohl ausführen kann, und es mir obenein Freude machte, mich wieder einmal in diesem lieben, römischen Künstlerkreise zu bewegen, besann ich mich nicht lange und nahm es dankbar an.

Eine Stunde später saßen wir im Waggon

und fuhren in dem wonnigsten Morgen abermals pfeilschnell durch das Land. In solch himmlischem Wetter die Insel für ein Nebelland zu halten, ist gar nicht möglich. Es ist das grüne, das lustige England. Luft und Licht und Land und Bäume waren so schön, daß man wie ein Kind vor Lebensfreude hätte in die Hände klatschen und die Arme ausbreiten mögen, die liebe, goldene, blaue Luft zu umarmen, wenn eben Niemand da war, dem man sonst schicklicher Weise vor Vergnügen um den Hals fallen konnte. Gerade die Nähe des grünen Landes rings um die Stadt ist so anmuthig. Es ist, als ob man nur eben so viel Rasen abgestochen, nur so viel von den schönen, großen Bäumen ausgerodet hätte, als nöthig war, das Riesen-London mitten hinzubauen, denn das ganze Land, so weit ich es bis jetzt gesehen habe, erscheint mir wie ein einziger großer Park.

Ein Uebelstand war es, daß wir zu unserer Abfahrt gerade die Stunde gewählt hatten, in der ein Excursionstrain, ein Extrazug für Spazirfahrten, nach Windsor abging, der billiger als sonst gewöhnlich war. • Wir büßten diesen zufälligen Vorzug schwer, denn die Waggonß waren überfüllt, und in Windsor selbst geriethen wir

bei dem Besuche des Schlosses in einen Menschenschwarm, der uns mit sich fortriß, und mit dem wir von den Aufsehern sinnlos durch die »Sehenswürdigkeiten« getrieben wurden.

Die Stadt Windsor ist groß, schön und leuchtend in englischer Sauberkeit. Magazin reiht sich an Magazin, überall lagen, trotz des Feiertages, elegante Stoffe und Gegenstände des Luxus an den Schaufenstern. Victualien = Handlungen, Kuchenbäckereien sowohl als Fleischwaarenläden, waren hier wie in London in auffallender Menge vorhanden. Indes schon aus der Ferne überragt Windsorcastle die Stadt in so majestätischer Schönheit, daß man kaum an etwas Anderes zu denken vermag. Es ist das großartigste Schloß aus dem Mittelalter, das ich bis jetzt gesehen habe. Vollkommen ausgebaut in allen seinen Theilen, thront es in unvergleichlicher Pracht auf dem mäßigen Hügel, der ihm zu vortheilhaftem Unterbaue dient.

Der anglogothische Styl, in dem Windsorcastle ausgeführt ist, die langen Linien der Flügel, die starken, runden, wagerecht plötzlich aufhörenden Thürme an den Ecken, die ganze Einfachheit und Begrenzung in dieser Architektur, haben für mein Auge etwas sehr Wohlthuendes,

das hier noch durch die schöne graue Farbe des Steines erhöht wird, aus dem das Schloß gebaut ist. Eine Terrasse umgiebt es an der einen Seite, und wenn man behaupten kann, daß der Blick von der Villa Torlonia in Frascati, oder von dem Plage in St. Germain en Laye hinab in das Flachland in ihrer Art unvergleichlich sind, so darf man dies auch sicher von Windsorcastle aussprechen. Die epheumrankten Schloßmauern, die prächtigen Bäume der Terrasse geben den heimlichsten Vorgrund, von dem man in das Thal hinabschaut, an dessen letzter Grenze, in Nebeldampf verschwimmend, sich die Thürme von London abzeichnen. Unten, nicht fern vom Fuße des Hügel, schlingt sich der Strom wie flüssiges Silber durch das Grün der Wiesen. Ueberall sehen Landhäuser und Edelhöfe zwischen den Baumgruppen hindurch, und in der Mitte der Landschaft erheben sich in antikem, prächtigem Baustyl das Collegium und die Kirche von Eton. Es kam mir vor, als hätte ich bis jetzt noch kein angebautes Land gesehen, so unvergleichlich sauber, frisch und wohlhabend sah hier Alles aus. Man hätte Tag über sich daran erfreuen, das Auge damit sättigen und die ganze Lieblichkeit fest in sich aufnehmen mögen, aber der wüßte

Excursionszug machte das unmöglich. Wohl oder übel mußten wir die schöne Terrasse verlassen, um dem als Cicerone dienenden Schloßbeamten auf die Wanderung durch das Schloß zu folgen.

Sie begann mit einer Besichtigung der Ställe und Remisen, auf die ich gern Verzicht geleistet hätte. Ein Entrinnen war jedoch unmöglich. Unser leitender Stern, ein wohlgenährter alter Stallbeamter, bannte uns mit seinem zählenden und gebietenden Blicke so fest an die Schaar der Besehenden, daß man wie ein Planet zu willenlosem Folgen gezwungen wurde. So bin ich denn an englische Racepferde, an Arabern, an Ponies von allen Größen, Farben und Eigenschaften vorübergeführt worden, und habe Schlitten gesehen, die der Kaiser von Rußland der Königin Victoria geschenkt; einen Char à banc mit einem Zeltdache von weißem Damast, den ihr Louis Philipp gesendet hat, und in dem die Königin mit ihrer ganzen Kinderstube spazieren fahren kann.

Die Einrichtung der Ställe war weniger prächtig, als ich sie erwartet und schon früher gesehen hatte, die ganze Inspection dieser Dinge langweilig, weil ich von der Schönheit der Pferde Nichts verstand und die vergoldeten Wagen mir gleichgültig waren. - Nur die Frage

drängte sich mir auf, wie viel Wagen wohl überhaupt in den sämtlichen englischen Schlössern der Königin für sie vorhanden, und wie viele davon unnütz sein mögen? — Das Beste bei dieser Tour war es, daß wir in der Manege zufällig dem Dressiren eines neuen arabischen Pferdes beiwohnen konnten. Unser Führer war selbst davon interessirt und ließ uns also längere Zeit verweilen. Das Pferd, ein schöner Grauschimmel, wollte Niemand auffitzen, kaum Jemand an sich herankommen lassen. Man hielt es an einer langen Peine. So wie man diese kürzer zu fassen, sich dem Thiere zu nähern versuchte, bäumte es sich hoch auf oder schlug mit den Hinterfüßen wild aus. Endlich riß es sich loß und lief fort, daß man eilig die Thüren der Manege schließen mußte, und nur nach vielen Anstrengungen seiner wieder Herr werden konnte. Die Maler waren entzückt über die prächtigen Bewegungen und Stellungen des Rosses und seiner Bändiger. Ich sah auch, daß es schön war, sehr schön, hätte es aber doch lieber von einer Gallerie aus bewundern mögen. Ich fürchtete, es könne über die Barrieren der Thüren springen oder innerhalb der Manege Jemand beschädigen.

Aus den Stallungen führte man uns durch

mehrere schöne Höfe, zeigte uns die Wohnungen der Ritter vom Hosenband-Orden und geleitete uns dann in die Abtey. Die Kirche ist ganz im alten Style restaurirt, aber der Neuputz kommt ihr zu statten und die innere Architectur gefiel mir fast noch besser als die äußere. Die Säulen steigen ohne Schnörkel schlank in die Höhe, theilen sich dann fächerartig wie Palmbäume, begegnen den Fächerblättern der nächsten Säulen, senken sich mit ihnen gemeinsam herab, und tragen da, wo sie sich vereinen den Knauf, der wie die reife Frucht des Baumes herabhängt. Gold und Farbenpracht sind so verschwenderisch dabei angebracht, wie in den Bauten der alten Normannenfürsten in Sicilien, und man müßte die schöne Kirche immer und immer wieder sehen, um sie in ihren Einzelheiten zu betrachten und zu würdigen, statt sich nur an ihrem Gesamteindruck zu erfreuen. Der eigentliche Genuß an einem Kunstwerke ist wie die Freude an dem Verkehr mit einem bedeutenden Menschen. Man hat wenig davon, wenn man eben nur einen Totalbegriff von seiner Wesenheit bekommt, und doch ist auch das bisweilen Etwas werth. Aber statt des wohlthuenden Gefühles, statt der Förderung, welche das nähere Bekanntwerden mit einer be-



deutenden Persönlichkeit, oder das tiefere Verständniß eines Kunstwerkes uns geben, gewinnt man in beiden Fällen nach flüchtiger Berührung nur ein Bild, das um so schmerzlichere Sehnsucht zurückläßt, jemehr wir uns gedrungen fühlen es zu bewundern.

In dem Chor der Kirche, in dem sich die Loge der Königin befindet, sind die sämtlichen Banner, Fahnen, Helme, Wappenschilder der Hofsenbandritter früherer und jetziger Zeit, als Ehrendenkmale und Verzierungen aufgehängt. Tene vorerwähnten Knäufe, in denen sich die einzelnen Rippen der Säulen vereinen, tragen die Wappen, sind also verschieden an Gestalt und Farbe, ohne daß es in der ganzen Harmonie der Decke, eben weil die Kirche buntfarbig ist, einen störenden Eindruck hervorbrächte.

Um den Chor herum, wo er an das Schiff der Kirche gränzt, sind Grabdenkmale einzelner Könige und adliger Geschlechter, im Schiff der Kirche selbst befindet sich das Monument der Prinzessin Charlotte. Baron P. . fand es schön, mir schien es ungewöhnlich geschmacklos, und die beiden Maler stimmten mir bei. Es ist aus weißem Marmor gearbeitet und so gegen eines der Fenster gelegen, daß es seine Beleuchtung von

der linken Seite empfängt. Den Hintergrund bildet eine faltige Drapperie, etwa wie die zugezogenen und nur an einer Stelle geöffneten Vorhänge eines Bettes. Aus dieser Spalte schwebt eine recht schöne Frauengestalt zum Himmel empor, dem ihre Augen zugewendet, ihre Arme entgegenbreitet sind. Es ist die Seele der Prinzessin. Ihr voran fliegt ein aufwärts zeigender Genius, der ein neugeborenes Kind auf seinen Armen trägt. Es sitzt kläglich zusammengekauert da, wie in den ersten Lebensstunden, wenn es noch nicht den freien Gebrauch seiner Glieder gewonnen hat. Ein höchst widerwärtiger Anblick, wenn es in Marmor festgehalten wird. Diese drei Figuren bilden den Hintergrund. Im Vordergrunde liegt auf einem Katafalk die Leiche der Prinzessin. Ihr Gesicht ist gegen den Stein gekehrt unsichtbar, so daß man nur die Hüfte, die rechte Schulter, den Rücken und den Hinterkopf gewahrt. Das Alles ist mit Tüchern behängt, aus denen der nackte rechte Arm leblos über den Katafalk zur Erde herabfällt. Um diesen Letzteren knieen und beugen sich, ebenfalls verhüllten Hauptes, vier oder fünf weibliche Gestalten, von Kopf bis Fuß in Tücher gewickelt. Man sieht also im Grunde nichts als Gewandung, und zwar so

massenhaft viel Zeug und Falten, daß das Ganze mehr einem Haufen Wäsche als dem Grabdenkmal einer der schönsten und edelsten Fürstentöchter ähnlich wird. Wie verkehrt nebenher die Uebertragung des Dualismus in die Sculptur, wie störend die doppelte Handlung für die einheitliche Ruhe der Plastik ist, das brauche ich Dir nicht zu sagen.

Von der Kirche geleitete man uns in das Schloß. Zunächst durch stattliche Corridors mit Eichenholzgetäfel, mit Kaminen und schönen Sizen aus gleichem Holze versehen, in die prächtige Windsorhalle, deren Beschreibung ich noch unterlassen muß, und von da in einen Saal, der die herrlichsten Portraits von Wandyl enthielt. Gleich zunächst der Thür hing ein Bild Karls des Ersten und seiner Gemahlin, diesem gegenüber an der andern Wand das prachtvolle, durch Kupferstiche vielbekannte Reiterbild desselben Königs. Er sitzt entblößten Hauptes, den Commandostab in der Hand, auf einem weißen Rosse. Es sind drei Portraits des Ersten Karls von dem nämlichen Meister in Windsor vorhanden. Auf allen ist es derselbe melancholische Ausdruck der großen dunkeln Augen, dieselbe Schlaffheit in den feingeschnittenen Zügen des Gesichtes. Die Kinder des Königs, mehrere schöne Hofdamen

aus jener Zeit, und ein retouchirtes Portrait Bandyk's selbst, waren so vollendete Meisterwerke, daß L. ganz traurig davor wurde, weil sie ihm unerreichbar erschienen. Besonders scheint mir die Klarheit des Blickes, die in ruhiger Harmonie das Ganze zusammenhält, wie der Schlußstein das Gebäude, in den Bandykschen und Titianschen Bildern so wunderbar, daß kein neuerer Maler sie erreicht hat. Dazu kommt freilich auch ein gewisser Ausdruck von innerer Einheit, den die Menschen jener Tage vor unseren Zeitgenossen vorausgehabt haben müssen. Sie sehen, wenn man das Wort brauchen darf, naturwüchsiger, in sich abgeschlossener aus, als unsere Mitmenschen, in deren Physiognomien oft etwas Gemachtes, Hineinerzogenes die ursprüngliche Anlage der Natur verdirbt. Ich meine, man findet noch oft edele Typen, aber die Züge, welche das Leben dem Gesichte einprägt, entbehren der Schönheit, welche aus einfachen und starken Empfindungen erzeugt wird. Die alten Physiognomien haben ein gewisses unschuldiges Sichgehenlassen; die Selbstbeherrschung, das Verbergen der Leidenschaft, zu denen wir vielleicht mehr als sie erzogen werden, nimmt dem Ausdruck das Charakteristische und die Einheit.

Ueber der Eingangsthür sahen wir ein lebensgroßes Bild der Maria Stuart, in der gewohnten, schwarzen, zobelverbrämten Tracht, mit dem hohen Stehkragen und der kleinen Haube. Eine lateinische Inschrift besagte, in dieser Tracht habe sie das Schaffot bestiegen. Im Hintergrunde zur rechten Hand befindet sich in dem Gemälde, nach Art der doppelten Scenirung auf alten deutschen und italienischen Bildern, zwei spannhoch trauernde Hofdamen mit Rosenkränzen und Gebetbüchern in den Händen. Im Vorgrunde links, über der lateinischen Inschrift, ist eben so klein die Hinrichtung gemalt. Die Königin hat bei derselben das Obergewand bis zur Hüfte herabgezogen, so daß ein blaßrosa Unterkleid sichtbar wird. Sie kniet und hat den Kopf bereits auf den Block gelegt. Zwei Henker machen sich sehr ungenirt an die Arbeit. Das ist ein ernstes und starkes memento mori in den Räumen eines Königsschlusses.

Im großen Speisesaale hingen viel Bilder von Königen und Rittern, die eben nur den Eindruck einer historischen Decoration, nicht wirklicher Portraits machten. In der großen Waffenhalle sahen wir dagegen eine meisterhafte und sehr ausdrucksvolle Büste Nelson's. Als Diebstal

diente ihr der untere Theil des Mastes, an dem er niedersank. Der Mast ist von der Kugel durchbohrt, welche Nelson tödtete. Sie liegt hier am Fuße des Monumentes. Daneben stehen zwei Sessel von antiker Form. Der eine wurde aus dem Holze des Baumes geschnitten, unter dem der Herzog von Wellington bei Waterloo gestanden; der andere ist aus einem Baume von irgend einem berühmten schottischen Schlachtfelde gemacht. — Solcher Merkwürdigkeiten gab es gar Manche, mir sind indeß nur vier sehr leichte, kunstreich ciselirte Kanonen im Gedächtniß geblieben; weil sie so schön waren, daß man trotz ihres mörderischen Zweckes sich an der Arbeit erfreuen mußte. Zwei davon sind einst Tippto Saib abgenommen. Sie haben zu beiden Seiten des Rohres kleine stählerne Sitze, von denen in äußerst feinen Ketten Fußbänke aus gleichem Metall herabhängen. Es sind das Plätze für die Bombardiere, und die kleinen Mordmaschinen sehen so leicht und schmuck aus, daß Amor sich ihrer bedienen mußte, wenn er einmal mit Kugeln statt mit Pfeilen schießen wollte.

Daß ich nicht ein Zehnthheil der Zimmer behalten habe, nicht ein Hunderttheil der Dinge gesehen, an denen wir vorübergejagt worden sind,

bedarf keiner Versicherung. Wir hatten Mühe in dem Saale verweilen zu dürfen, der die Wand-  
dyks enthielt, und der im Grunde dem größern  
Theile der Gesellschaft das Gleichgültigste zu sein  
schien. Noch einmal soll ein Excursionstrain uns  
nicht zu seinen Theilnehmern zählen! Alle Räume  
waren von Menschen überfüllt. Väter, ihre Kin-  
der an den Händen haltend, Mütter mit hübschen  
reinlichen Säuglingen auf den Armen, andere  
Eltern vollgepropft und freigebig mit guten Leh-  
ren für die liebe heranwachsende Jugend, welche  
Alles anfassen wollte, und der man als Feier-  
tagsvergnügen, neben dem ungewohnten Kunst-  
genuß, auch die wahrscheinlich ebenso ungewohnte  
Segnung der guten Erziehung angebeihen ließ,  
umgaben uns von allen Seiten. Es war un-  
möglich ihnen auszuweichen, ihre Bemerkungen  
nicht zu hören, und so gern ich sonst mich bei  
Volksfesten unter dem Volke bewege, wo es sich  
in einer, seiner Bildung angemessenen Sphäre be-  
findet, so unaushaltbar waren die Kritiken der  
guten Bürger und Handwerker den historischen  
Monumenten, den Kunstwerken gegenüber. Sie  
hatten keinen Zusammenhang damit und beurtheil-  
ten sie dennoch. Zum Schlusse erlebte ich einen  
Zusammenhang zwischen mir und irgend Jemand

aus der Menge der Gäste, der mir jedoch nichts weniger als angenehm war.

Man hatte uns beim Eintritt in das Schloß die Schirme und Stöcke abgefordert und auch meinen ganz neuen und schönen Sonnenschirm in Beschlag genommen, ohne uns Marken dafür zu geben, nach denen meine Begleiter verlangt. Man hatte gesagt, es sei nicht Sitte und ziemlich barsch hinzugefügt, ob wir glaubten, daß man sie uns stehlen werde. Als wir das Schloß verließen und ich nach meinem Schirme fragte, hatte, trotz der stolzen Sicherheit des Portiers, ein Fremder ihn dennoch mitgenommen, und dafür ein ganz elendes, schmutziges Exemplar hingestellt, so daß ich es kaum mitnehmen konnte, mich bei der Fahrt durch die Parks damit zu schützen. Die Männer schalten den Aufseher, der herbeikommende Constabler wollte uns in unserem Recht vertreten und Alles anbieten, mir meinen Schirm zu schaffen, es wäre aber Thorheit gewesen, das abwarten und sich auf die unmögliche Ausführung des Versprechens einlassen zu wollen.

Glücklicher Weise war die Fahrt durch die Parks nach den Virginia Waters, bei der wir endlich dem Menschenschwarm entkamen, so schön, daß man mehr, als den Verlust eines neuen Son-



nenschirmes, darüber verschmerzen konnte. Die Hauptallee, vom Schlosse ausgehend, und sich bis zu einem Hügel erhebend, auf dem eine Reiterstatue steht, ist wohl fünf Viertel Stunden lang, wenn man sie schnell durchfährt. Wir hatten einen bequemen, vierfözigen Wagen für den ganzen Tag genommen, und fuhren so froh durch den schönen Morgen hin, daß kein Besitzer dieser Herrlichkeit sie heiterer und voller genießen konnte. Zu beiden Seiten der Alleen breiten sich Rasenflächen aus, mit Gruppen majestätischer Bäume besetzt, in deren Schatten große Schafheerden, Rudel von hundert Daminhirschen, Rehen, schönes Kindvieh und Heerden von büffelartig aussehenden Thieren mit großen Hörnern und wilden Mähnen weideten. Weiterhin gab es Fasanerien und anderes Gefögel, überall aber bildeten Thiere die belebende Staffage der Landschaft.

Es ist mir in den zwei Tagen, welche ich in England zugebracht habe, als etwas Charakteristisches aufgefallen, daß man überall frei weidende Thiere erblickt. Gestern auf dem Plage vor dem P. schen Hause in Ewel gab es ein Paar Kühe und Schafe, die sehr zahm waren, und ein großer Newfoundlandler lief mit einem kleinen Blenheimhündchen auf dem Rasen umher. In Hydepart

und Regentpark ziehen ebenfalls große Rindvieh- und Schafheerden, auserlesen schöne Thiere, frei umher, selbst auf dem Kirchhofe an der Paulskirche in der City sah ich Schafe grasen. Diese Parks müssen in England eine Masse Land verschlingen, aber sie sind so schön, daß man nicht den Muth hat zu wünschen, es möchte anders sein.

Ich habe nie gewußt, warum der Thiergarten in Berlin und fast alle öffentlichen Promenaden Deutschlands im Sommer so melancholisch sind, hier aber lerne ich es einsehen. Es fehlt das freie Wiesenland und die natürliche oder künstliche Hügelung des Terrains, die einen Blick in die Ferne gestatten, während man sich im Thiergarten, wenn der Sommer die Bäume dicht belaubt, wie eine eingesperrte Nachtigall in einem grünverhängten Käfige befindet. Solch ein englischer Rasenplatz, solch weite Richtung, auf die die Sonne hell hernieder scheint, während die großen Bäume breite, dunkle Schatten über den beleuchteten Boden werfen, und dann das Naturleben der Thiere, die hier ruhig liegen, dort langsam zu den hellen Teichen gehen, das hat etwas sehr Reizendes und erhält uns in ganz anderer Weise der Natur nahe, als die kleinliche, geschneigelte

Blumen- und Strauchcultur, mit der man unsere Gärten zu beleben versucht.

Wir sind den ganz übrigen Theil des Tages in den herrlichen Anlagen bald umhergegangen, bald gefahren. Oben im Parke, wo die schönen Virginia Waters große Teiche bilden, hat Prinz Albert einige Pavillons und Böte für seine Fischereibelustigungen. Auf einer andern Stelle des Gartens gab es eine gut angelegte künstliche Ruine, einen ebenfalls über künstliches Gestein herabstürzenden Wasserfall von traurig gelblicher Farbe, auch ein gothisches Häuschen und mehr solche Dinge, die aber bei der Größe des Parkes nichts Störendes hatten. In flammendrothem, warmem Abendlicht fuhren wir, nachdem wir in einem Gasthause am Ende des Parkes ein Mittagbrod genommen hatten, nach Windsorcastle und Windsor zurück.

Wir erreichten die Eisenbahn grade noch im Augenblick der Abfahrt, aber wie polizeilos es dort zunging, davon kann ein Deutscher sich keinen Begriff machen. Personen mit Billets der ersten Wagenklasse mußten bei dem Andrang der Menschen zufrieden sein, in der zweiten Classe untergebracht zu werden, in manchen Coupees waren drei, vier Leute mehr, als sie eigentlich fassen konnten. Aus den

nächsten Waggons hörten wir das schreiende Singen betrunkenen Männer, und der ganze Eindruck war so wüß, daß es mir leid that, ihn nach der stillen Naturschönheit der im Abendscheine ruhenden Landschaft, in mich aufnehmen zu müssen.

Noch schrecklicher jedoch waren in den Straßen Londons die unglückseligen Opfer der Prostitution, deren ich bei der Heimkehr an verschiedenen Ecken, fünf, sechs zusammenstehen sah, während Andere betrunken an uns vorübertaumelten, oder im Tanzschritt über die Trottoirs hüpfen. Es mochte zwischen zehn und elf Uhr Abends sein und wir befanden uns in den belebtesten Theilen der Stadt. Die Mehrzahl jener Unglücklichen war elend gekleidet, Alle sahen verfallen und leidend aus. Das Herz krampfte sich mir eiskalt in der Brust zusammen. Welch eine Last des Elendes auf diesen Frauen wuchtet, das, denke ich, vermag doch nur ein Weib in seiner ganzen Jammerfülle zu begreifen. Institutionen aber, die durch ihre Gesetze und Einrichtungen solches Elend über den Einzelnen zu verhängen gezwungen sind, können nicht die richtigen sein und werden und müssen eine vollständige Aenderung erfahren. Mehr als je dachte ich bei diesem Elend, das mitten in der Pracht, mitten in der Gipfelung

des kolossalsten Reichthums und des Luxus, sich in seiner Erbarmen fordernden Nacktheit darstellte, an das stille verfallene Gemäuer des forum romanum, über dessen Civilisation die Pflugschaar der Vertilgung rächend dahingegangen ist.

20. Mai.

Die eigentlichen Volksfeste der Pfingstwoche gehen in Greenwich vor sich, wo ein mehrtägiger Markt, der berühmte und berühmte Greenwich-fair gehalten wird. Als N. mich gegen Abend besuchte, schlug er mir vor, mit ihm hinauszu- fahren, obschon Damen der sogenannten »Gesellschaft« ihn nicht zu besuchen pflegten. Da ich nun bis jetzt zu gar keiner Gesellschaft gehörte, sondern mir selbst überlassen war, wie ein Sonnenstäubchen im All, und da ich große Lust hatte ein rechtes Volksfest zu sehen, fuhren wir hinaus.

Wir gingen bis zur Suspensionbridge an Hungerford Market, um uns dort einzuschiffen. Das ist ein sehr interessanter Platz. Der Theil der Stadt, in dem Hungerford Market gelegen, ist bedeutend höher als das Themseufer. Es entsteht dadurch ein tiefes Thal oder ein Circus, um den oben straßenartige Gallerien umherlaufen, in wel-

chen alle Sorten von Lebensmitteln, Fleisch- und Fischwaaren, Grünkräuter und Schaalthiere, Puddings und Würste aller Art, und daneben eine Menge von Dingen für den täglichen Bedarf des Haushaltes feil geboten werden. Unten aber, in dem thalartigen Grunde befindet sich ein zweiter, größerer Fischmarkt, und Ladeplätze für Alles, was zu Wasser hin- und hergeführt wird. Das macht den Ort sehr belebt und ich hatte viel Freude an dem Anblick.

Von den Gallerien geht man graden Weges nach der Kettenbrücke, einem Bauwerke im größten Style der Jetztzeit. Hier lösten wir die Billette für das Dampfschiff. Die Menschenmenge auf demselben war so groß, daß man sich nicht bewegen konnte. Ich denke auch, daß war ein Glück, denn das Boot hätte in jedem Augenblick umschlagen müssen, wenn es mit dieser übermäßigen Beladung, der schwankenden Bewegung des Hin- und Hergehens ausgesetzt gewesen wäre. Niemand sah darauf, wie viel Personen das Boot bestiegen, erst als die Unmöglichkeit vorhanden war, noch Platz für Ankommende zu finden, fuhren wir davon.

Ich kannte den Theil der Themse von der Suspensionbridge bis zur Londonbridge, an der wir bei der Ankunft gelandet waren, noch nicht,

und sah daher zum erstenmal das hart am Ufer gelegene, prächtige Sommerseithouse, das sich wie ein venetianischer Pallast aus den Fluthen des Wassers erhebt. Vorbei an den alterthümlichen Gebäuden des Tempels, dessen Garten sich gegen die Themse öffnet, vorbei an den Mauern und Thürmen des Towers, fuhren wir der Mündung des Stromes zu, nach Greenwich.

Es mochte sieben Uhr Abends sein, als wir dort im Hafen anlegten. Die Hauptstraße der Stadt beginnt auf dem Landungsplatze. Zu beiden Seiten derselben wurden auf Tischen, wie zu St. Lucia in Neapel, mit wildem Schreien und großer Hast Schaalthiere, Auster, Schnecken, Muscheln aufgemacht, und auf Hand großen Tellerchen verkauft. Jeder Tisch hatte sein Licht oder seine Fackel und seine Käufer. Der ganze Boden war mit Muschelschaalen bedeckt. Während wir das noch betrachteten, fuhr mir mit einemale Etwas über den Rücken, das ich empfand, ohne daß es mich schmerzte. Es gab einen schrillenden Ton von sich, und ich schreckte zusammen, überzeugt, man habe meinen Shawl zerschnitten, oder mir sonst irgend ein Unheil zugefügt. Im nämlichen Augenblicke aber hörte ich den Ton an allen Ecken um mich her erschallen,

und sah, wie Alt und Jung, Männer und Frauen, eine Art von hölzernen Scheeren in den Händen trugen, mit denen sie einander über den Rücken fuhren, was eben den schrillenden Laut zu Wege brachte, ohne sonst irgend einen Schaden zu veranlassen. Sie heißen scretches und sind die confetti von Greenwichfair, die Mittel zu einer schuldlosen Neckerei, mit der man sich belustigt. Gleich darauf hatten wir wieder den Anblick einer Schaar betrunkenen Dirnen, der diesmal dadurch noch an Entsetzen gewann, daß sie von vollendeter Schönheit waren. Sie hatten sich untergefaßt und stürzten lärmend und taumelnd aus einem Schenkhause mit gläsernen, starren Augen auf die Straße hinaus.

Den bedeutendsten Handelsartikel auf dem Markte zu Greenwich machen die Pfefferkuchen aus. Lange Reihen von hell erleuchteten Buden, alle voll von dieser Waare, ziehen sich durch die Straßen. Die Pfefferkuchen sind in allen Gestalten, als Männer, Frauen, Gebäude u. s. w. vorhanden. Reich mit Goldschaum und rothen Farben oder rothen Bändern verziert, gewähren sie einen lustigen Anblick. Das Gewühl in der Hauptstraße war so groß, daß ich noch nicht begreife, wie wir hindurchgekommen sind. Es war



ein Gewoge wie im Carneval zu Rom, jedoch weniger gefährlich, weil es nur aus Fußgängern bestand. Der Lärm aber war hier größer als dort, denn außer den Scretches gehörten noch Trompeten zur Tagesordnung, und englische Kehlen schreien anders als italienische. Vor den Buden mit Wachsfiguren, Puppen und derlei Dingen, wo die Menge befehend Fuß faßte, mußte man wie angenagelt stehen bleiben. Hier war wirklich des Tauchzens, Schnarrens und Schreiens kein Aufhören.

Rechts, mehr gegen das Ende der langen Straße hin, strahlte ein hölzernes Tanzhaus in flimmernder Illumination, in dem wohl mehr als tausend Menschen tanzten. In Sonnengirandolen prangte über der Thür das Wort Alger's. Man zahlte einen Schilling Entree, und die vielfarbige reiche Beleuchtung des Saales entsprach den äußern Anlockungsmitteln vollkommen. Nicht weit davon in einem kleinern Locale tanzte man für den halben Preis, und erhielt, wie in Deutschland, Eswaaren für den Werth des Eintrittsgeldes. Aus allen Häusern der Straße, aus Bäckerläden, Fleischhandlungen, Bierlocalen und Privatwohnungen erscholl Gesang und Jubel, der sich auf der Straße oft bis zu wildem Lustgeschrei erhob.

In diesem tollen Getümmel, in welchem Puppenspieler, Marktschreier, Quacksalber, tanzende Affen und Hunde sich durch einander wirrten, kniete im Fahrwege ein Mann, in mitten eines kleinen Kreises, den er sich mit wunderbarer Geschicklichkeit frei zu halten wußte. Er hatte ein Paar Lichte um sich her aufgestellt, und malte in trockenen Farben das Brustbild des Heilandes auf das Straßenpflaster. So oft er es beendet hatte, vernichtete er es wieder, um vor neuen Zuschauern das Kunststück zu wiederholen und abermals eine kleine Pennyerdte zu sammeln. Ich wußte nicht, was ich mehr bewundern sollte, die Geschicklichkeit des Mannes, sich in der Menschenmasse auf dem Flecke zu behaupten, oder die Wahl des Gegenstandes für sein Gemälde, in einem so strengkirchlichen Lande als England.

Den Schluß der Budenreihe in dieser Straße machte das Theater, ein recht ansehnliches Gebäude, mit einer Art von Altane an der Vorderseite. Das Personal ging in seiner Rittertracht, in Gold und Silber gestickten Sammetkleidern auf der Altane einher, das Publikum heranzulocken. In gleicher Weise mag einst Shakespeare vor dem Volke erschienen

sein, während seine Seele die Meisterwerke dachte, die uns noch heute erheben und entzücken.

Seitwärts gelangte man in den Park. Dort war es freier, man konnte aufathmen. In der dahin führenden Straße wurden auf offenen, bunt aufgepuhten Tischen, die mich an die Gerüste der italienischen Aquajolen erinnerten, Getränke aller Art verkauft, vornehmlich stark schäumendes Ale, und süße, in Eis gekühlte Getränke. Auch hier gab es noch Lebensmittel, auch hier Affenkomödien und Schattenspiele und Buden, in denen man Silhouetten schnitt und Bilder verkaufte. Um die großen Rasenplätze des Parkes hatten Korbmacher, Spielzeughändler und Ta-  
buletträger ihre Vorräthe am Boden ausgebreitet und mit Lichten beleuchtet. Hier fanden sich Unterhaltungen der verschiedensten Art: Fernröhre, den Mond zu beobachten — trial for strength, Maschinen, welche man in die Höhe zog, zu sehen, wie viel man heben könne — andere Maschinen, auf denen man sich stehend oder sitzend wiegen ließ — russische Schaukeln — Tische mit darauf gestellten Scheiben, nach denen man mit Kinderflinten um Nüsse schoß, und noch viele ähnliche Belustigungen.

Dazwischen wogten die Menschen umher, unter ihnen überall die alten, seeburchwetterten Invaliden des Greenwichhospitals mit ihren langen Röcken und dreikantigen Hüten. Die Trompeten schmetterten, die Scretches schnarrten, und des Trinkens, Essens, Lachens, Tollens war kein Ende unter den prächtigen Cedern des Parks, auf die der hellste Mondenschein vom sternenfunkelnden Himmel herniederglänzte. Wären nicht so viel Betrunkene dagewesen, man hätte sich auf das Heiterste an die italienischen Volksfeste erinnert fühlen müssen.

Ganz betäubt langten wir in einem sehr reinlichen shop (Laden) an, in dessen kühlem Hinterzimmer wir einige sandwiches, doppelte Weißbrotschnitten mit dazwischen gelegtem gekochtem Schinken und Senf, verzehrten und Jeder von uns ein großes Glas pale ale draught, frisches vom Fasse kommendes Ale, trank, das weniger stark ist, als das gelagerte, was gethan zu haben für mich zu den Merkwürdigkeiten des Tages gehörte. Gleich darauf gingen wir nach dem Bahnhofe, weil es zu spät für die Dampfboote und nur noch mit der Eisenbahn die Rückfahrt möglich war.

Als wir dann in der City anlangten, als ich in einem guten Cabriolet Stille und Ruhe

fand, war ich im Grunde doch sehr froh, daß Fest bereits gesehen zu haben, so sehenswerth es in der That auch ist. Wenn man die große, in Greenwich anwesende Volksmasse und die verhältnißmäßig geringe Polizeiaufsicht in Anschlag bringt, muß man das Verhalten auf dem Markte loben. Dennoch kam mir die Masse des Volkes im Vergleich zu Deutschland, Frankreich und Italien roh vor, weil es kaum das eigentliche Proletariat gewesen sein kann, das sich diesen ziemlich kostspieligen Festgenuß erlaubte; und der kleine Bürger des Continentes ist doch maßvoller, als diese Besucher des Greenwich Marktes. Die Entfernung, in der die Gebildeten sich in England vom Volke halten sollen, mag dazu beitragen, daß die Sitten desselben sich nicht verfeinern. In meinem Leben habe ich nicht so viel Betrunkene gesehen als in diesen Tagen. Die Vereine gegen dieses schädliche Uebermaß, gegen das vernichtende, demoralisirende Laster des Trunkes mußten in England entstehen. Wird doch das Heilmittel meistens da gefunden, wo die Krankheit zu Hause ist, und am verheerendsten wüthet.

Mit diesem Besuche von Greenwichfair ist denn die Reihe meiner Pfingstercursionen beendet,

und ich will in den nächsten Tagen anfangen,  
mich in den Straßen umzusehen, um wenigstens  
in der Nähe meiner Wohnung heimisch zu  
werden.

●  
**Dritte Sendung.**

Rom 25. Mai.

---

Den 25. Mai.

Die letzten Tage sind mir fast ganz mit Besuchen vergangen, die ich gemacht oder erhalten habe. Es waren theils deutsche, theils englische. Unter den Engländern interessirte mich am lebhaftesten das Begegnen mit der Gräfin d'Avigdor, die mein italienisches Bilderbuch übersetzt hat, und mit der ich seit ein paar Jahren in Briefwechsel gestanden habe, ohne sie persönlich zu kennen. Sie ist eine junge, schöne Frau, die das Deutsche sehr gut spricht, und deren klares, verständiges Wesen etwas sehr Angenehmes hat. Dann habe

ich die Bekanntschaft von Miß Anna Swanwick gemacht, die sich als glückliche Uebersetzerin Göthescher und Schillerscher Tragödien einen Namen erworben. Sie hat einige Zeit in Deutschland gelebt und große Vorliebe für unsere Literatur gewonnen; trotz vielfacher Meinungsverschiedenheit konnte ich mich mit beiden Frauen leicht verständigen. Das muß immer der Fall sein, wenn Menschen zusammenkommen, denen es mit der eigenen Ueberzeugung so sehr Ernst ist, daß sie Achtung vor der fremden haben, und Einsicht genug, jede Ueberzeugung für eine Berechtigung zu halten, welche aus innerm Bedürfnis entstanden, also für dasselbe befriedigend ist. Miß Swanwick und eine große Zahl der englischen Schriftstellerinnen gehören zu den Unitariern, einer Secte, die sich durch freiere Begriffe von der Hochkirche unterscheidet. Sie sind bei allen praktischen Bestrebungen für Volkserziehung vielfach betheiliget. Miß Swanwick erzählte mir von einer Menge Anstalten, die mich höchlich interessirten. Von einer Akademie für Frauen zur Fortbildung nach der Schulzeit, mit deren Gründung man begonnen habe; von Häusern, in denen Arme für sehr geringe Summen gute Wohnungen finden, von Bade- und Waschan-



stalten für das Volk. Was muß hier Alles zu sehen und zu lernen sein!

So ruhig mich die ersten Tage ließen, so sehr fängt jetzt, da die Gegenstände sich vor meinen Blicken zu sondern beginnen, die Masse des vorhandenen Merkwürdigen mich aufzuregen an. Den Guide für London zu durchblättern, hat etwas Entmuthigendes, weil man fühlt, wie unmöglich es ist, in kurzer Zeit dasjenige in sich aufzunehmen, was man sich zu eigen machen möchte, und es will mich oft bedünken, als werde es das Beste sein, sich fatalistisch dem Gott des Zufalls zu überlassen. Dagegen habe ich es mir zum Gesetze gemacht, neue Bekanntschaften so so viel als möglich zu vermeiden, so lange die äußere Umgebung, die Straßen, Häuser und Lebensverhältnisse mich noch fremd und befangend berühren. Man trägt gar zu leicht die eigene Verwirrung und Zerstreutheit auf die fremde Persönlichkeit über, und ist es doch jedem Menschen schuldig, ihm so viel als möglich beruhigt entgegen zu treten, damit sein Wesen sich rein in uns abspiegeln könne, ohne durch unsere Stimmung beeinträchtigt zu werden. Wir sind darin gerechter gegen ein Kunstwerk, als gegen den Menschen. Wie oft hört man es aussprechen,

man fühle sich nicht rein genug gestimmt, dies schöne Bild oder jenes Sculpturwerk zu betrachten, nicht geistesfrei genug, der Vorlesung eines Gedichtes, der Aufführung einer musikalischen Composition beizuwohnen; wie selten läßt man gleiche liebende Gerechtigkeit dem Fremden angedeihen, dem man zum erstenmale zu begegnen hat. Wir thun aber mit dieser Rücksichtslosigkeit dem Andern und uns selbst das schwerste Unrecht an.

Nicht von Menschen also, sondern von den Straßen will ich heute erzählen. Sie sind mir ein Gegenstand großer Unterhaltung, sowohl jene, in denen sich das Leben kaleidoskopartig in unbegreiflich buntem und stets wechselndem Durcheinander bewegt, als die stillen Straßen des Westendes, in welchen nicht einmal die Omnibus fahren, sondern nur reiche, stattliche Equipagen fast lautlos über das Pflaster gleiten. Ich bin in diesen Tagen mehrfach in meinem Stadtviertel umher gegangen, um nach einer andern Wohnung zu suchen, weil die Bekannten glaubten, ich könne sie besser haben als die meine, für den Preis, den ich zahle. Der Erfolg davon ist gewesen, daß ich wohnen bleibe, weil mir die guten, freundlichen Augen meiner Wirthin, die mir Alles zu Liebe thut, und ihre hübschen Kinder, welche zu

mir kommen, Zucker naschen und Aufträge ausrichten, doch größeren Werth haben, als ein besserer Teppich und ein Paar bessere Polsterstühle. Das Einzige, was ich gewünscht hätte, wäre gewesen, in einer Straße zu wohnen, durch welche die Omnibus fahren, M. und die andern Freunde versichern mich aber, dieser Mangel sei ein großer Vorzug und Edgware Row, die mir zunächst gelegene Omnibuspassage, sei »ungentil.« — »Weshalb das? es ist eine breite, schöne Straße.« — »Ja! aber es sind Magazine darin.« — »Was thut das?« — »Nun Sie können doch nicht in einem Hause wohnen, in dem unten ein Laden ist? Soll man denken, Sie besuchen des Krämers Frau, wenn Sie in das Haus gehen? Wir sind eben in England und nicht in Berlin.« — Ich werde also jetzt aus Gentilität immer ein Ende im Regen gehen müssen, ehe ich den Omnibus erreiche, und ich dachte bei jener Anstandslehre an Gaudy's Gedicht mit dem Refrain: »in diesem Punkte entschuldigen Sie mich, da bin ich bürgerlich, sehr bürgerlich!«

Die Lage der Stadt nun ist folgende. Die Themse, von Westen nach Osten fließend, theilt London in zwei ungleiche Theile. Das Westende, der fashionable Stadtheil mit den drei Parks:

Hydepark, Greenpark und Jamespark, welche zusammenhängen und nur durch die sie kreuzenden Straßen getrennt sind, liegen nördlich von der Themse, und zwar Hydepark am fernsten von derselben, Jamespark ihr am nächsten. Im Greenpark befindet sich Buckinghampalace, die gegenwärtige Residenz der Königin. Der vierte große Park, Regentpark, ist der nordwestlichste Theil der Stadt. Wenn man die Karte von London vor sich nimmt, in der die Omnibuslinien und die großen Hauptstraßen hellfarbig bezeichnet sind, so findet man, daß die längste Linie im nördlichen Theile der Stadt von Westen nach Osten geht. Es ist die Straße, welche mit Stanhope Terrace beginnt, mit Union Row endet, und die City in großen Biegungen durchschneidet. Auf diesem Wege wechselt der Charakter der Straße vielfach, und sie führt verschiedene Namen: »Hydepark Place, Connaught Place, Drxfordstreet, High Holborn, Holborn Hill, Newgate Street, Cheapside, Cornhill, Leaden Hall Street, Aldgate Highs, White Chapel u. s. w. u. s. w.« Drxfordstreet wird in der Mitte von Regentstreet gekreuzt, die von Nordwest nach Süden gelegen ist. Der Punkt, an dem Drxfordstreet und Regentstreet zusammentreffen, »Regent Circus,« ist einer der

schönsten Plätze Londons, und die prächtige Regentstreet in ihrer ganzen Ausdehnung überraschend und anziehend durch den Luxus und den Reichthum der Magazine, welche zu beiden Seiten die untern Stockwerke der Häuser einnehmen.

Die City liegt etwa in der Mitte des ganzen Stadtgebietes, hart am nördlichen Ufer der Themse. Sie beginnt im Osten bei Tempelbar, zieht sich nördlich bis Longlane und Primrose und endet westlich an der Themse bei Tower Hill. Sieben Brücken verbinden die beiden Flußufer. Drei davon: Londonbride, Southwarfbride und Blackfriarsbride liegen in der City. Die vier Andern: Waterloobridge, Suspensionbridge, Westminsterbride und Baurhalbride befinden sich westlich, der unterirdische Tunnel östlich von der City, in der Nähe der London Dock. Der, südlich von der Themse gelegene Stadttheil, scheint ausschließlich dem Gewerbbetrieb anzugehören; ich bin noch gar nicht hingekommen.

Auf einer Karte des alten Londons, welche ich vor mir habe, umfaßt die Stadt zu Elisabeth's Zeiten kaum ein Zehnthheil des Flächenraumes, den sie jetzt einnimmt, natürlich die der alten City zu nächst gelegenen Partien. Aber wo jetzt

in der City die Häuser sich wie Bienenzellen eng an einander drängen, sind auf jenem Plane noch Wiesen und baumreiche Haiden angegeben. Von allen Brücken existirte nur Londonbridge und die Verbindung zwischen den beiden Ufern wurde durch Böte unterhalten. Whitehall, die Residenz Heinrich's des Achten, Elisabeth's und ihrer Nachfolger, ist eine tüchtige Strecke vor dem Thore der City, vor Tempelbar, gen Südwesten gelegen, schon in der Nähe des Greenpark; der Tower aber beherrscht hart an der Ostseite der City die Themse, an deren Ufer er sich erhebt.

Ist diese Andeutung auch nur eine flüchtige, so kann sie, wenn man eben keine Karte neben sich hat, doch vielleicht eine Vorstellung von dem Sachverhältniß geben und manche Position aus den Zeiten erklärlich machen, in denen die Bürger der City den Königen noch feindlich und kämpfend gegenüberstanden.

Was die Stadt so eigenthümlich schön macht, sind einmal die großen Parks, in denen man es an manchen Stellen ganz vergessen kann, daß man sich nicht mitten auf dem Lande befindet, und dann die Squares und Terrassen. So wie man eine Strecke gegangen ist, trifft man das Eine oder das Andere, und immer wird das

Auge durch das frische Grün derselben angenehm berührt. Die Squares sind Gärten, welche sich innerhalb eiserner Gitter, mitten auf den großen Plätzen befinden. Die Eigenthümer derjenigen Häuser, welche den Platz umgeben, haben die Schlüssel und die Benutzung der Anlagen, welche gegen die Straße hin mit hohem Buschwerk eingefast, von dem Hineinsehen der Vorübergehenden nicht viel zu fürchten haben. Mitunter gränzen sie so nahe zusammen, daß man fast ununterbrochen an den grünen Gehägen hingeht. In einer Gegend, die ich gestern besuchte, waren die fünf Squares, Russell Square, Torrington Square, Boburn Square, Gordon Square und Tavistock Square, ganz dicht bei einander, verschieden an Ausdehnung, aber alle gleich frisch und sauber gehalten. Die größten Squares, die ich bis jetzt gesehen habe, sind Bellgravesquare und Grosvenorsquare, welcher Letztere unter schönen alten Bäumen einen ansehnlichen Pavillon in seiner Mitte hat. —

Die Terrassen sind um zwei bis drei Stufen erhöhte Gärten vor den Häuserreihen, wie diese selbst in kleine Theile abgetheilt, und gegen die Straße und die Nachbarhäuser vergittert. Sie sehen freundlich aus mit ihren Bäumen und Blu-

menbeeten, sind aber, wie mir scheint, nicht sehr bequem, denn in den meisten Fällen beginnen sie dicht vor den Hausthüren, es kann also kein Wagen vorfahren, und man ist genöthigt zu Fuß durch den Garten zu gehen. Das ist im schlechten Wetter sicher eben so unangenehm, als die Nothwendigkeit, den Regenschirm zu schließen, um durch die meistens schmale Thüre der Gartenterrasse eintreten zu können. Manche Terrassen jedoch, so die schöne Orford Terrace, haben zwischen den Gärten und dem Hause noch einen Fahrweg, was sie denn freilich viel wohnlicher und angenehmer macht.

Eine andere Eigenthümlichkeit Londons sind die Mews, Stallstraßen, deren jedes Viertel eine oder mehrere hat. Häufig sind es Sackgassen. Bei der großen Anzahl von Wagen und Pferden, welche in London gehalten werden, bei der Ruhe und Sauberkeit, die man in der Nähe der Wohnungen erstrebt, sind diese Stallgassen eine Nothwendigkeit. Es macht aber einen sonderbaren Eindruck, wenn man zwischen den stillen Häuserreihen des Westendes, deren Ruhe etwas Feierliches hat, plötzlich in das Gewühl dieser Mews hineinblickt, in denen Wäsche zum Trocknen aus den Fenstern hängt, Wagen ab gespült und Ge-



schirre gepußt werden, wohin man sieht, und in denen es von Menschen und von Kindern wimmelt.

Ueberhaupt hat keine Stadt mir jemals so sehr als London den Eindruck gemacht, aus vielen Städten zusammengesetzt zu sein. Es ist als könnte jedes Viertel für sich selbst bestehen, weil es Alles in sich vereinigt, was das Leben an geistigen und leiblichen Bedürfnissen nach englischen Anforderungen erheischt. Jedes Viertel hat seinen Square und seine Kirche, jedes seinen verschiedenen Charakter, und im Westende hat jedes seine vorzugsweise fashionablen Straßen, in denen man Nichts, nicht einmal Brod zu kaufen findet, und in denen also nur Familien mit einer zahlreichen Dienerschaft zu leben im Stande sind. Kommt man aus diesen Straßen nach Oxfordstreet, nach Regentscircus oder vollends nach der City, so hat der Anblick der dortigen Gebäude, das rastlose Rollen der Wagen, das wogende Treiben der Menschen wirklich etwas Schwindelerregendes.

In Oxfordstreet sind die Häuser von oben bis unten mit Schildern und Annoncen bemalt, bei denen der Erfindungsgeist sich in auffallenden Neuerungen zu überbieten strebt. Da reichen die größten Buchstaben der Anzeigen, die bunteste Auslegung der Waaren vor den Schaufen-

stern nicht mehr aus, das ganze Gebäude wird in ein Schild verwandelt, und ich sah in Oxfordstreet ein Haus von oben bis unten feuerroth angestrichen, dessen, in großen gelben Buchstaben geschriebene Anzeige oben am dritten Stocke mit den Worten begann: »When You marry apply to Mr. N. N. for Your Glassworks etc.« (Wenn Sie sich verheirathen, kaufen Sie Ihre Glaswaaren u. s. w.) Danach folgte eine preisende Aufzählung der verschiedenen Gegenstände. -- Zwischen zwei anderen Häusern hatte man auf der Brandmauer eine Wand aufgezogen, welche alle Schornsteine der Straße überragte. Sie trug auf ihren beiden Seiten den Namen des Magazines, der also straßenweit auffallend in das Auge fallen mußte.

Neben diesen unbeweglichen Anzeigen haben sowohl die Theater, als verschiedene Magazine umher wandelnde Anpreiser der verschiedensten Art. Bald ist es ein einzelner Mann, der mit Tafeln auf Brust und Rücken, wie eine Mauer dasteht, und sich von den Vorübergehenden belesen läßt: bald eine Reihe von mehr oder weniger Personen, ich habe einmal zwölf gezählt, die gleichgekleidet, Eine hinter der Andern hergingen, und auf hohen Stangen die Anzeigen wie Standarten durch

die Straßen trugen. Ebenso häufig sieht man Wagen, deren vier Wände damit beschrieben sind, und einmal war es ein Gestell, das aus fünf fächerartigen Abtheilungen zusammengesetzt, oben von einem phantastisch geschnitzten Kopfe überragt, auf einer Art von Möbelwagen umhergefahren wurde. Ich denke, es war das Nilpanorama, das man also angekündigt hatte.

Wo man geht, streckt irgend Jemand uns eine Annonce entgegen. Kleine Büchelchen mit Empfehlungen von Zahnärzten, von Kleiderhandlungen werden in Fenster der vorüberfahrenden Omnibus und Wagen geworfen, und das große Magazin von Moses und Sohn in der City, eines der größten in London, hält einen Poeten, der in immer neuen Formen die Handelsartikel des Hauses besingt. Ein Paar solcher Blätter habe ich bewahrt und will Dir als Curiosität ihren ungefähren Inhalt schildern.

Die Affiche des Zahnarztes ist ein kleines geheftetes Sedezbüchlein, der Deckel bildet die eigentliche Anzeige desselben. Sie erzählt, daß die Herren Cartwright, Davis und Söhne, zahnärztliche Chirurgen, schon seit dem Jahre achtzehnhundert und eilf etablirt sind, und an drei verschiedenen Orten der Stadt ihre Consultationen

ertheilen. Dann kündigt sie das Einsetzen künstlicher Zähne ohne Springfedern durch Luftdruck an, verspricht Abhülfe gegen alle Zahnkrankheiten, und empfiehlt ihre Ritze und Tincturen. Das Innere des Buches bietet eine Abhandlung über die Erhaltung und Behandlung der Zähne, nach der jeder sich zu richten habe. Sie wird von den Messrs. Cartwright, Davis und Söhne, aus reiner Menschenliebe dem Publikum gratis mitgetheilt.

Noch amüsanter ist die Anzeige von Moses und Sohn. Da die große Ausstellung im nächsten Jahre die öffentliche Theilnahme sehr beschäftigt, führt die Annonce die Ueberschrift:

»die große Ausstellung von 1851«

darunter ist aber nicht die Ausstellung, sondern das Haus gezeichnet, in dem die Magazine von Moses und Sohn sich befinden, und es heißt weiter: »Man hat lange dieser großen Ausstellung entgegen gesehen und wird sich ihrer zweifellos lange erinnern. Im Vergleich zu ihr sind alle andern Ausstellungen bloßes Puppenspiel. Diese Ausstellung, in der alle Kunst und Industrie der Menschheit sich vereinigt, soll der große Markt der civilisirten Welt werden, zu dem Tausende beitragen und bei dem alle Nationen sich bethei-

ligen. Die verschiedenen Künstler der verschiedenen Reiche der Welt, werden im Jahre 1851 zu einer großen Familie verbunden sein, und ohne Frage wird das Resultat dieses gigantischen Planes bis zu einer unberechenbaren Ausdehnung erfolgreich werden. Eine Betrachtung dieser Ausstellung von 1851 darf indessen den Geist des Publicums nicht von der Ausstellung abziehen, für welche Moses und Sohn seine Aufmerksamkeit erbitten. Ihre große Ausstellung von Sommerkleidern ist in gewissem Sinne eben so wichtig als jene, der wir alle entgegenharren. Solch ein großes, solch ein verschiedenartiges, solch ein werthvolles Lager von Pfingsttoiletten ist niemals zuvor dem Publicum geboten worden. — Und bei diesem Ausruf der Selbstbewunderung schlägt die Begeisterung der Handelsherren in folgenden poetischen Erguß über:

If to *Moses and Son* you repair,  
 You 'll readily make this admission,  
 That the Dresses provided you there  
 Present you a Fine Exhibition.

The garments of *Moses and Son*  
 Are found in a perfect condition;  
 And no one in London should shun  
 The Dress in this Fine Exhibition.

However Monopoly tries

His efforts of weak competition,  
Still the *Dress Mart of Moses* outvies,  
As seen in this Fine Exhibition.

He boasts of his Clothes it is true;

But place them in juxta-position,  
And certain I am, if you do,

What you 'll think of the Fine Exhibition.

*E. Moses and Son*, you will find,

Have made not the slightest omission;  
There are cheapness and value combin'd  
In the Dress of the Fine Exhibition.

Then haste to our Noted Depot,

And better your present condition,  
By paying exceedingly low

For Dress at the Fine Exhibition.

Dann kommt ein langes Waarenregister, und ganz zum Schlusse die Bemerkung, daß jedem Besucher des Magazines ein Almanach für das laufende Jahr gratis zum Andenken übergeben werde.

Welch eine Bewegung nun schon durch diese Annoncenwagen und Annoncenträger entsteht, läßt sich denken. Dazu sind die Fiaker und Cabriolette (cabs) mitten in den Straßen in langen Reihen aufgestellt, während die Omnibus an der einen

Seite herauf, an der andern herunter fahren, und die sehr zahlreichen Equipagen und Frachtwagen ihren Weg suchen, wo sie ihn dazwischen finden können. Auch die Kutscher der Kabs und Omnibus sind in beständiger Bewegung. Sie winken den Vorübergehenden mit Blicken, sie heben die Peitsche auf, als Zeichen, daß sie jeden Augenblick abfahren können, sie rufen dem Fußgänger zu, daß noch ein Platz im Omnibus vorhanden sei. Es rührt sich Alles, wohin man blickt. Hier eilen Bäcker- und Schlächterburschen vorüber, mit Broden oder Fleischstücken für die Kunden beladen; dort hält ein Wagen mit westindischen Früchten. Nahe vor den Trottoirs verkauft man auf Tischen und langen Karren, Schaalthiere, Gemüse, Obst; und hunderte von Tabulettkrämern und Hausirern treiben daneben ihr Wesen. Man muß es, wenn man sich noch fremd darin fühlt, aufgeben, die Einzelheiten zu betrachten, weil es beängstigt durch die Unruhe und Masse.

Den Staub zu vermeiden, fahren beständig Wagen mit Sprizmaschinen auf und nieder. Das hat die nachtheilige Folge, daß auch jetzt bei schönem Sommerwetter die Fahrwege beständig schmutzig sind, und daß man mit einer hellen und zierlichen Fußbekleidung nicht gut fertig wer-

den kann. Dagegen stehen denn auch an den Straßenecken Leute, welche den Uebergang unablässig fegen und dafür hie und da einen Penny erhalten. An mehreren Stellen sind es Hindu's mit weißem Rock und weißem Turban; wie ich auch einen blinden Hindu sah, der von seinem Hunde geführt, mit einem Stabe vor sich hintappend, den Weg durch die überfüllten Straßen Londons wagte.

Kommt man zwischen zwei und vier Uhr nach Oxfordstreet, da wo sie an Hydepark gränzt, so sind es hauptsächlich elegante Kabriolette und Reiter und Reiterinnen, die den Weg beleben und uns zum Stillstehen zwingen. Weiter hinab gegen Regentstreet, Equipagen voll Damen, welche in die Magazine fahren, um Einkäufe zu machen, oder die ausgelegten Neuigkeiten zu besehen. Es ist dies ein besonderes Vergnügen der Engländerinnen. Schon ein Paar mal habe ich eine Viertelstunde an der Ecke von Regentcircus gestanden, theils weil ich keinen Moment fand, in dem ich ohne Furcht vor den Wagen hinübergehen konnte, was bei der Glätte der gewässerten Straßen nur langsam geschehen kann, theils weil die Equipagen mich belustigten. Da kamen kleine, offene Fuhrwerke mit Ponnies bespannt, welche die Damen selbst kutschirten, während bisweilen eine



Wärterin mit kleinen Kindern hinter ihnen saß. Hauptsächlich aber beschäftigten mich die großen Carrossen mit dem gepuderten Kutscher und zwei ebenfalls gepuderten Dienern hinten auf, von denen Jeder, wie ein Portier, einen großen Stock in seiner Rechten hielt. Solche Equipage verräth großen und prachtliebenden Reichthum; denn man muß eine Steuer zahlen, um seinen Diener Puder tragen zu lassen, und eine höhere Steuer, damit er einen Stock in Händen halten darf. Ein Kutscher, zwei Diener, drei Perrücken und zwei Stöcke, das setzt also eine fünffache Abgabe und somit einen Reichthum und eine Prachtliebe voraus, die nahe an die Herrlichkeit eines chinesischen Mandarins von so und so viel Pfauenfedern und Knöpfen grenzen müssen. Jeden Falls aber ist die Perrücken- und Stocksteuer weniger bedenklich als die Weinsteuern bei uns, da sie ausschließlich den Reichen und den Ueberfluß, nicht aber das Nothwendige besteuert.

Ein anderes Zeichen aristokratischer Vornehmheit sind die hachments (Wappenschilder), welche mit breiter Umrandung von schwarzem Tuche an den Häusern aufgehängt werden, in denen ein Mitglied einer Adelsfamilie gestorben ist. Und da ich einmal von einer Trauerfeierlichkeit spreche,

muß ich auch der auffallenden Trauerkleidung gedenken, welche man die Frauen in den Straßen tragen sieht. Nicht zufrieden mit den Gewändern aus schwarzer Wolle und mit schwarzer Haube und schwarzem Hute, besetzt man die Kleider bis zur halben Höhe des Rockes mit einem Streifen von gepreßtem, schwarzem Krepp, und läßt einen eben solchen langen Schleier vom Hute herabfließen. Das sieht wirklich trauriger als traurig aus, und macht sich, da die Engländer um nahe Angehörige sehr lange die Kleidung beibehalten, in den Straßen auffallend bemerkbar.

Bei der Ausschmückung der Schaufenster tritt auch natürlich derselbe Wetteifer ein, als bei den Annoncen, und hier kommen die drolligsten Dinge zum Vorschein. So sah ich gestern vor einer Corpsetzhandlung die Statuen der Venus von Medici und der Canovaschen Hebe, von denen die Eine in ein weißes, die Andere in ein schwarzes Schnürleib eingekleidet war, welche beide als »Registred« angezeigt wurden. Die Bezeichnung »Registred« findet man bei vielen Waaren. Sie bedeutet, daß man sie in die Büreaus für Monopole habe einzeichnen lassen, schützt aber den Erfinder nicht gegen Nachahmung. Es genügt, einen Knopf mehr, oder eine Lige weniger anbringen zu lassen, um die Beschuldigung

der Nachahmung von sich abzuwenden. Ich habe in den Omnibus, welche voll von Anzeigen sind, Registred Paletots und viele andere registrirte Dinge angezeigt gefunden.

Jeder Schritt, den man aus dem Hause thut, ist voll neuer Dinge für den Neuangekommenen, und man könnte der Einzelheiten, die befremdend auffallen, eine große Menge herzählen, wenn sie nicht alle untergingen in dem einen überwältigenden Begriffe der riesigen Weltstadt. Leute aller Nationen, Verkäufer der verschiedensten Gegenstände, Luxuswaaren und Lebensbedürfnisse aus den entferntesten Erdtheilen werden einander hier so nahe gerückt, daß man die Weiten vergißt, welche sie ursprünglich von einander trennten. Denkt man aber daran, so findet man sich mit einem Gefühl des Staunens in dem Centrum, daß alle diese Elemente mit gewaltiger Anziehungskraft in sich vereinigt.

Von den Personen, welche ich bis jetzt gesehen habe, sind mir fast immer Fragen über die deutsche Revolution vorgelegt worden, welche fast eben so oft einen Tadel derselben in sich schlossen. Man nannte sie unnöthig, von Unruhstiftern

grundlos hervorgerufen, und wollte nicht an den Druck des Absolutismus glauben, unter dem wir bis vor der Revolution gelitten haben. Man gab mir zu, wir hätten keine vollständige politische Freiheit gehabt, aber absolutistisch regiert wären wir nicht geworden. In Preußen habe bereits Friedrich der Große sich unter das Gesetz gestellt, wie das die Potsdamer Mühle thatsächlich be-  
kunde, und die Süddeutschen Staaten hätten seit Jahren eine konstitutionelle Verfassung gehabt.

Anfangs befremdeten mich diese Anschauungen; jetzt finde ich sie natürlicher. Ein Engländer in seiner positiven Auffassung der Volksrechte und Staatsverhältnisse, kann die versumpfte Halbheit gar nicht für möglich halten, in der sich unser ganzes Staatswesen bis zur Revolution des Jahres acht und vierzig befunden hat. Man vergißt, daß die preussischen Könige sich aus eigener, freier Wahl, aus eigener Machtvollkommenheit unter das Gesetz gestellt hatten, daß sie selbstständig, ohne Zuziehung des Volkes Gesetze gaben, daß sie dieselben daher auch eben so selbstständig aufheben konnten, und daß wir gar keine Garantien gegen den Despotismus hatten, als die Voraussetzung, die jetzigen Herrscher würden nicht weniger Einsicht und guten Willen bethätigen,

als ihre Vorgänger. Eben so wenig bedenkt man, wie leicht es in Süddeutschland für die Fürsten gewesen ist, sich mit den kleinen Scheinkonstitutionen gegen die Forderungen des Volkes abzufinden. Die Verantwortlichkeit gegen den deutschen Bund, der grundsätzlich keine wahre Volksvertretung oder Selbstorganisation des Volkes innerhalb seiner Grenzen aufkommen ließ, war für jene Fürsten der Schild, der sie vor allen weitergehenden Ansprüchen des Volkes schützte, und sie vor jedem Zugeständniß bewahrte, das ihnen irgend wie mißlieblich sein konnte.

Giebt man hier denn endlich auch diese Thatsachen zu, so verdammt man doch entschieden die republikanische Richtung in der deutschen Revolution und wirft ihr jene unglücklichen Excesse in Frankfurt und Wien, jene vielbeklagten drei Mordthaten, mit unerbittlicher Härte vor. Es geht den Engländern damit, wie es den Vätern geht, wenn sie von ihrem beruhigten Alter auf das leidenschaftliche Jugendleben ihrer Söhne hinabsehen.

Nicht kenntnißreich genug, den mir oft weit überlegenen Personen genügend opponiren zu können, wobei mir noch obenein die fremde Sprache hindernd in den Weg tritt, möchte ich unsere Revolution

immer am liebsten mit den Waffen des geistreichsten englischen Historikers gegen die Engländer vertheidigen. Macaulay sagt in seinen Essays, in der Beurtheilung Milton's, wenn er Milton's politisches Leben und die Hinrichtung Karl's des Ersten nicht nur entschuldigt, sondern rechtfertigt: »Wir beklagen die Excesse, welche die Revolutionen begleiten. Aber je heftiger diese Excesse waren, um so mehr fühlen wir uns überzeugt, daß eine Revolution nothwendig gewesen ist. Die Heftigkeit der Ausbrüche wird stets der Rohheit und Unwissenheit des Volkes gleich, und diese der Tyrannei und Erniedrigung angemessen sein, in der das Volk gehalten worden ist — — — denn ehe ein Volk nicht eine Zeit lang frei war, weiß es seine Freiheit nicht zu gebrauchen!«

England hat durch ein Zusammentreffen vieler günstiger Momente das Glück gehabt, seine Revolutionen gegen den Absolutismus der Fürsten in einer Zeit zu machen, in welcher der Begriff der Legitimität noch schwankend, und die Macht der Herrscher nicht durch stehende Heere befestigt worden war, während obenein die Selbstständigkeit der Barone dem Königthum noch starke Schranken entgegensetzte. Trotzdem haben die englischen Revolutions-

Kämpfe durch Menschenalter gedauert, man hat einen König hingerichtet, eine starr republikanische Epoche durchgemacht, und nach derselben Zeiten eines so furchtbaren Bürgerkrieges gehabt, daß kaum die Geschichte irgend eines andern Volkes von ähnlichen Verfolgungen, von gleichem Blutvergießen zu berichten weiß.

Dazu kam es dem Gelingen der englischen Revolution noch wesentlich zu Statten, daß die Parteien sich bei dem Kampfe um die politischen Freiheiten gleichzeitig in einem Religionskriege gegenüberstanden. Die Vertheidiger der Volksrechte, auch in ihrer religiösen Freiheit bedroht, gewannen dadurch die unzerstörbare Ausdauer, welche dem religiösen Fanatismus eigen ist. Die Parteien standen schroff geschieden, ohne irgend ein vermittelndes Band, und es war das größte Glück für England, daß in keinem Sinne von »Vereinbarung« die Rede sein konnte, von dieser, jede Widerstandskraft auflösenden Vermittlungshalbheit, welche bei der jetzigen Organisation der stehenden Heere, überall nothwendig zum Nachtheil für die Unterdrückten ausschlagen und den Unterdrückern »den Löwenantheil« sichern muß.

Daß alle Verhältnisse Deutschlands gegen das Gelingen der Revolution, daß Nichts der-

selben günstig war, bedenkt man auch nicht genug. Es ist leicht, seinen Angriff zu machen, wenn man ihn nur gegen Einen Punkt zu richten hat, schwer, wenn die Kraft sich nach dreißig verschiedenen Seiten hin zersplittern muß. Man kämpfte in Deutschland gegen dreißig absolute Fürsten und aus drei ganz verschiedenen Motiven, so daß die Angreifenden selbst sich noch überall feindlich entgegenstanden. Der grundbesitzende Adel wollte den Absolutismus brechen, und ersehnte eine Herrschaft der Pairie; die Bourgeoisie, eben so voll Haß gegen die Vorrechte des Adels, als hartnäckig auf Bewahrung der eigenen Vortheile bedacht, mißtraute und fürchtete die Nichtbesitzenden, das Proletariat, das seine positiven Forderungen zu machen begonnen hatte. Die Revolutionen, welche in Frankreich in den drei Epochen von 1787, 1830 und 1848 statt gefunden, hatten wir auf einmal zu überstehen, während obenein die Fürsten die allgemeine Verwirrung benutzten, um ihre alten dynastischen Streitigkeiten und Gelüste auszufechten und zu befriedigen. Sich unter solchen Umständen zu organisiren, das war denn freilich eine Aufgabe, der auch ein politisch vorgebildeteres Volk als das unsere, unterlegen sein dürfte.

Eben so sehr als gegen die deutsche, scheint



man gegen die französische und italienische Revolution eingenommen zu sein, während man für die ungarische, weil sie den Charakter einer aristokratischen oder konstitutionellen an sich getragen hat, viel Sympathie verräth; und doch sind die Ungarn weniger schonend mit ihren Gegnern umgegangen, doch ist dort mehr Blut durch Exekutionen und Morde vergossen worden, als in den republikanischen Erhebungen Deutschlands oder Frankreichs.

Hier aber in London, wo jeder Fuß breit Erde von einer historisch bekannten Thatsache spricht, hat auch jedes Gebäude der Vorzeit seine blutigen und seine revolutionären Erinnerungen. Selbst Westminsters schöne Abtei ist davon nicht ausgenommen, und doch sprechen die Engländer, wenn sie Deutschlands gedenken, als wäre die englische Staatsentwicklung die friedfertigste der Welt gewesen.

Wenn man vom Jamespark durch Princessstreet und Margarethstreet geht, so gelangt man auf den Platz von Old Palace Garde, und befindet sich zwischen Westminster Abtei und den Bauten der neuen Parlamentshäuser, die, hart an der Themse gelegen, im anglogothischen Style der alten Westminsterabtei erbaut werden. Der Anblick des Platzes und der, in einer Kreuzform

errichteten Abtei, deren graues Steinwerk von uralten grünen Bäumen überschattet wird, ist von seltener Erhabenheit. Dieser Eindruck wird noch großartiger sein, wenn nach Beendigung der Bauten an den Parlamentsgebäuden, die Bretterhäuser auf dem Plage fallen werden.

Nach einer alten Sage soll hier im Jahre sechshundert zehn, Sebert, König der Ostsachsen, eine christliche Kirche an der Stelle errichtet haben, auf welcher früher ein Tempel des Apollo von einem Erdbeben vernichtet worden war, und diese Kirche von dem heiligen Petrus selbst eingeweiht worden sein. Zu diesem Zwecke soll St. Peter die himmlischen Wohnungen verlassen und sich, gefolgt von einer großen Schaar von Engeln, auf die Erde begeben haben. Da aber die Nacht sehr dunkel war, verfehlte er den Ort, und statt auf der Thorney-Insel, wie man damals die Gegend von Westminster nannte, landete er in Lambeth, am andern Ufer der Themse. Die himmlischen Heerschaaren, sobald sie ihren Irrthum gewahr wurden, breiteten ihre Fittige aus, und flogen nach der neuen Kirche hinüber; St. Petrus aber wanderte verlegen am Ufer auf und ab, denn die Gegend von Lambeth war damals ebenfalls unbewohnt, und nirgend ein Kahn oder ein Fährmann zu entdecken.

Endlich fand er einen alten Fischer, der sich freiwillig erbot, ihn ohne Belohnung nach dem andern Ufer zu rudern, und ihn auch glücklich an der Thorney-Insel niedersetzte. Der Name des Fischers war Edrik.

Nachdem der Heilige ausgestiegen war, befahl er dem Fischer, seiner Rückkehr zu warten, und während dessen genau Acht zu haben auf Alles, was in der Kirche vor sich gehen würde. Edrik that es und nahm zu seiner größten Bewunderung wahr, wie sich die Kirche von einer glänzenden Erleuchtung erhellte und wie himmlische Stimmen in heiligen Chören in derselben erklangen. Er hörte ferner in feierlichen Tönen die christlichen Gebete sprechen und alle Ceremonien der Messe vollziehen. Das währte eine halbe Stunde, dann erloschen plötzlich die Lichte, und der Fremde stand wieder an Edriks Seite, mit dem Verlangen, nach Lambeth zurückgebracht zu werden. Der erstaunte Fischer gehorchte abermals, und wie sie nun über das dunkle, schweigende Wasser dahinglitten, da offenbarte sich der Heilige, der einst selbst ein Fischer gewesen war, seinem irdischen Zunftgenossen. „Gehe hinab gen London, sobald es Tag wird!“ sagte er zu Edrik, „verlange vor den Bischof Mellitus geführt zu

werden, und sage ihm, daß die neuerbaute Kirche auf Thorney=Island keiner Einweihung mehr bedarf. Zum Beweise, daß Deine Worte Wahrheit berichten, wird der Bischof in der Kirche das heilige Del vorfinden, und die Spuren des Wachses, welches von den Kerzen herniedergeflossen ist. Dir aber soll der Lohn für die Hülfe, welche Du mir geleistet hast, nicht fehlen. Wirf Deine Netze in den Fluß und ziehe sie wieder heraus.“ Der Fischer that gläubig, wie ihm geboten wurde, und hatte einen wunderbar reichen Zug von Lachsen. »Gieb ein Zehnthel davon der Kirche,“ sagte St. Peter, »und so lange Du und Deine Nachfolger fortfahren werden mit dieser Abgabe, soll es Euch nie an Lachsen in der Themse gebrechen.“ Dies sagend, verschwand der Heilige in einer Lichtglorie in den Wolken.

Von dem Glauben an diese Legende rührte ein Gebrauch her, der bis in das vierzehnte Jahrhundert fortgesetzt wurde. Am Jahrestage der Kircheneinweihung hatten die Fischer nämlich das Recht, an der Tafel des Priors von Westminster Abtei zu sitzen. Sie durften von dem Kellermeister Brod und Ale fordern, und der Kellermeister durfte dagegen von dem Lachse, den die Fischer mitbringen mußten, soviel nehmen, als er

vom Schwanzende mit vier ausgestreckten Fingern fassen konnte.

Da König Sebert fast um dieselbe Zeit, in der er diese Peterskirche baute, auch die Kirche von St. Paul begründete, so nannte man die Letztere den Ostmünster, die Erstere den Westmünster, welcher Name ihr geblieben ist. Nachdem diese, aus Holz erbaute Kirche, von den Dänen zerstört worden, wurde die zweite Kirche abermals von Holz errichtet, bis Heinrich der Dritte, im Jahre 1245 den Grundstein zu der jetzigen Westminsterabtei legte, an der viele der folgenden Könige neue Kapellen gegründet, und an der die Ausschmückungen, Restaurationen und Fortbauten eigentlich, wie die Berichte besagen, niemals aufgehört haben.

Wenn man durch den gewöhnlichen Eingang, von der Seite der Parlamentshäuser, durch den »Poetenwinkel« in die Kirche eintritt, so hat man das unvortheilhafteste Bild derselben; aber auch von dem Haupteingange gesehen, wird das prächtige Schiff durch die vielen Kapellen beeinträchtigt, und noch mehr durch den riesigen Chor. Die Wand, welche ihn vom Schiffe sondert, ist schwer, und die Kirche erscheint wie in drei

Theile getheilt, wodurch sie in ihrer eigentlichen Bedeutung wesentlich verliert.

Man führte uns in neun verschiedene Kapellen, und zeigte uns eine solch große Reihenfolge von Königsgräbern und andern historischen Monumenten, daß sie alle behalten, die Geschichte Englands in ihren genauesten Details kennen heißen würde. Von Eduard dem Bekenner ab, dessen Monument eines der merkwürdigsten ist, liegen hier die Mehrzahl der englischen Herrscher begraben. Hier ruhen Richard der Zweite, die im Tower gemordeten Söhne Eduard's des Vierten; hier ruhen auch Maria Stuart und Elisabeth. Es war Jakob der Erste, welcher die Asche seiner Mutter, zehn Jahre nach dem Tode der Königin Elisabeth, aus der Kathedrale von Peterborough heimlich nach Westminster bringen ließ, wie es auch Jakob der Erste gewesen, der für seine Vorgängerin im Reiche, für Elisabeth, das Denkmal errichtete. Das Epitaph auf demselben ist pomphaft aber wahr, und führt eine solche Reihe von Segnungen des Friedens und von glücklichen Kriegsthaten an, wie nicht leicht eine andere Regierung sie aufzuweisen haben mag.

An derselben Wand ist ein Altar zur Erinnerung an die vorerwähnten Söhne Eduard's, den

Karl der Zweite errichten lassen. Die lateinische Inschrift lautet in der Uebersetzung: »Hier ruhen die Ueberreste Eduard's des Fünften, Königs von England, und Richard's, Herzogs von York, welche im Tower gefangen gehalten, und dort mit Rissen erstickt, auf Befehl ihres verrätherischen Onkels, Richard's des Usurpators, heimlich und niedrig begraben worden sind. Nachdem man hundert und einundneunzig Jahre vergebens und sehnfüchtig nach ihren Gebeinen geforscht, sind sie am siebzehnten Juli 1764, mit unzweifelhaften Beweisen für ihre Rechttheit, im Tower unter dem Schutte der Treppe des weißen Thurmes gefunden worden, unter dem sie tief begraben gelegen haben. Karl der Zweite, ihr unheilvolles Geschick beklagend, befahl, die Asche dieser unglücklichen Fürsten in der Ruhestätte ihrer Vorfahren zu bestatten, im Jahre 1678 und im dreizehnten seiner Regierung.«

Merkwürdig ist es, daß Eduard der Fünfte auch in Westminster geboren ist. Es gehörte nämlich zur Abtei ein Sanctuarium, welches in den Kampfdurchwühlten Tagen der englischen Vorzeit ein Asyl für Flüchtlinge und für Verbrecher darbot. Solche Asyle sind damals sicher eine eben so geforderte Nothwendigkeit gewesen, als das Ent-

stehen der frommen Brüderschaften Italiens, zur Zeit der Kämpfe zwischen den Ghibellinen und Guelfen. Man mußte einen augenblicklichen Zufluchtsort und augenblicklichen Beistand für Fliehende, Verwundete und Sterbende schaffen, ohne Rücksicht auf die Partei, zu der man gehörte. Das Asyl von Westminster ist erst im achtzehnten Jahrhundert, behufs anderer Bauten niedrigerissen worden. In diesem Asyl hatte Elisabeth Grey, die Gemahlin Eduard's des Vierten, eine Zuflucht gesucht, als während der Kriege der weißen und rothen Rose, der siegreiche Warwick gegen London anrückte, um ihren Gatten zu entthronen und Heinrich den Sechsten wieder einzusetzen. Damals stand die Entbindung der Königin nahe bevor, und da es ihr gelungen war, das Asyl zu erreichen, verweilte sie darin, bis ihr Sohn geboren und ihr Gatte wieder zu seiner Krone gelangt war. Nach dem Tode des Letzteren, als Richard Gloucester sich bereits des jungen Königs bemächtigt hatte, flüchtete sie mit ihrem zweiten Sohne abermals hieher, ward jedoch von einem Geistlichen überredet, den jungen Prinzen an Richard zu übergeben, wonach beide Kinder die Opfer seiner Herrschsucht wurden.

Es lag etwas Erschütterndes in jener historiz-



schen Gerechtigkeit, welche Karl den Zweiten zwang, das Verdammungsurtheil des Mörders Richard's in Stein gegraben, der Nachwelt zu überliefern, als er die Asche der, durch Jenen gemordeten Prinzen zu ehren gedachte. Die Weltgeschichte ist eben das Weltgericht.

Bei dem Umherwandern von Grabstein zu Grabstein, bei dem man planlos hie und da eine Inschrift auf den Monumenten oder im Guide liest, fiel es mir auf, wie nicht nur Maria Stuart, sondern überhaupt viele Frauen der Vorzeit oft zwei, drei Ehen nach dem Tode ihrer ersten Gatten geschlossen haben.

So ist z. B. Margarethe, Gräfin von Richmond, Mutter Heinrich's des Siebenten, viermal vermählt gewesen. Sie war erst an Heinrich den Fünften von England verheirathet, ehelichte dann Edmund Tudor, den Vater Heinrich's des Siebenten, später einen Herzog von Buckingham und zuletzt den Earl von Derby. Dabei ist sie aber eine gar fromme Frau gewesen, hat eine Menge milder und gelehrter Stiftungen gegründet und namentlich ein Legat hinterlassen, aus dem noch heute an jedem Sonnabend Vormittag, vierzig arme Frauen zwei Pence, anderthalb Pfund Rindfleisch und für vier Pence Brot erhalten.

Gegenwärtig soll jedoch das Gefühl der Engländerinnen der Wiederverheirathung von Wittwen und geschiedenen Frauen im höchsten Grade entgegen sein, wie ich häufig von Engländerinnen auf dem Continente behaupten hören.

Unter den Herzogen, Grafen und Edelfrauen, unter den Herrschern und Kriegeren findet sich das Grabmal eines Bürgers, dessen Entdeckungen größere Veränderungen auf der Erde hervorgerufen haben, als alle Thaten jener Fürsten und Helden. James Watt, der Vervollkommner der Dampfmaschinen, ist hier begraben. Er ist auf seinem Monumente sitzend dargestellt, wie er mit Instrumenten Zeichnungen entwirft, und die Inschrift sagt: »Nicht um einen Namen auf die Nachwelt zu bringen, der dauern wird, so lange die Künste des Friedens blühen, sondern um zu zeigen, daß die Menschheit gelernt hat, diejenigen zu ehren, welche am meisten ihre Dankbarkeit verdienen, haben der König, seine Minister und viele Ablige und Bürger des Reiches dies Denkmal für James Watt errichtet. Da er die Kraft seines eigenthümlichen Genies, früh in philosophischen Forschungen geübt, auf die Verbesserungen der Dampfmaschinen richtete, hat er die Hülfquellen seines Vaterlandes erweitert, die

Macht des Menschen vergrößert und sich auf einen hohen Platz erhoben unter den Männern der Wissenschaft, unter den wahren Wohlthätern der Welt. Er ward geboren zu Greenock im Jahre 1736 und starb in Heathfield, Staffordshire, im Jahre 1819.

Pitt und sein Vater, und fast alle großen Staatsmänner Englands haben hier ihre Gräber oder ihre Denkmale. Wir mußten es zuletzt ablehnen, dem Führer zu folgen, der uns in der Kapelle des heiligen Eduard auch noch die Krönungsstühle zeigte, ehe er uns in den Poetenwinkel zurückkehren ließ. Die Gedächtnistafeln aller englischen Dichter von irgend einer Bedeutung, ihre Büste oder ihr Monument finden sich in demselben vereint — nur Shelley und Byron fehlen, wie denn auch Cromwell kein Monument hat, weder in den Kirchen noch in den Straßen Londons. Er kann's entbehren! Alle Statuen des ersten Karl sind Cromwell's Monumente.

Das schönste der Standbilder für die Dichter, ist das von Shakespeare. Er steht, auf das Monument gelehnt, in bequemster Ruhe da, indem er mit der einen Hand auf eine halbentfaltete Rolle deutet, auf welcher sich ein Citat aus

dem »Sturm« befindet, das mit nicht glücklich gewählt zu sein scheint:

»The cloud capp'd towers, the gorgeous palaces,  
The solemn temples, the great glob itself,  
Yea, all wick it inherits, shall dissolve,  
And like the baselless fabric of a vision,  
Leave not a wreck behind!«\*)

Warum man das behaupten will, Shakespeare gegenüber, dessen Ruhm bereits Jahrhunderte überdauert hat und dauern wird, so lange überhaupt menschliche Civilisation besteht, habe ich nicht einzusehen vermocht.

Die Haltung des Körpers, der Ausdruck des Kopfes und der Hände, die ganze technische Ausführung der Statue sind so schön, wie ich es in dem Bopffstyl, dem die Arbeit angehört, sehr selten gesehen habe. Es ist ein fein geistiges Wesen bis in den kleinsten Zug hinein, und selbst das Detail der Kleidung ist meisterhaft gelungen. So ist die Art, in welcher der seidene Strumpf

---

— — — »es werden

Die wolkenhohen Thürme, die Palläste,  
Die hehren Tempel, selbst der große Ball,  
Ja, was daran nur Theil hat, untergehn;  
Und, wie dies leere Schaugepräng' erblaßt,  
Spurlos verschwinden.

über das zierlich geformte und doch muskelkräftige Bein gezogen ist, auffallend schön. An den drei Ecken des Piedestals, welche sichtbar sind, befinden sich die Portraitköpfe Richard's des Dritten, Heinrich's des Fünften und Elisabeth's. Das Bild der Letzteren tritt als Profil scharf hervor, und ist ein ächt englisches Gesicht mit strengen, scharf geschnittenen Formen und Zügen. Das Denkmal ist von Kent entworfen, von Scheemakers ausgeführt. Shakespeare liegt aber bekanntlich nicht darunter begraben, sondern in der Kirche von Stratford am Avon. Auch Garrick und Händel haben schöne Monumente. Händel hat die Partitur des Messias vor sich liegen, aufgeschlagen bei den Worten: »Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!«

Man sieht mit Rührung, mit Bewunderung zu den Namen empor, deren Gedächtniß England hier mit dankbarem und gerechtem Stolze feiert, aber schön ist die Art nicht, in der man die Monumente aufgestellt hat. Es ist wirklich »ein Winkel«, zunächst einer Seitenthüre, in dem die einzelnen Tafeln und Büsten und Statuen, von oben bis unten, wo sich eben ein Platz leer fand, an den Wänden, über der Thüre, unter dem Fenster, in Ecken und Kanten angebracht

worden sind. Das giebt ein Aussehen von Aufstapelung und macht keinen würdigen Eindruck. Und um noch etwas unschön Komisches hinzuzufügen, befindet sich mitten unter den Büsten der Dichter das Bild — eines **Hirsches**, den Richard der Zweite hier zu verewigen getrachtet. Er soll, ich weiß nicht wie viel hundert Jahre alt geworden sein, und ein Halsband umgehabt haben, das ihn als ein Eigenthum des Julius Cäsar bezeichnet hat. Das gute Thier hätte aber doch füglicher bei den jagdtreibenden Rittern, als bei den friedliebenden Poeten sein Unterkommen finden sollen.

Nicht Franzosen, nicht Engländer haben es bis jetzt verstanden, eine Nationalhalle für ihre großen Todten zu errichten, denn weder die Ersteren, welche eigens das Pantheon dafür hergaben und mit bewußter, ordnender Absicht dabei verfuhrten, noch die Letzteren, welche den geschichtlichen Zufall walten ließen, können ein Denkmal aufweisen, wie Santa Croce in Florenz, in dessen stillen hohen Hallen eine Anzahl der ersten Männer Italiens von der Nachwelt gefeiert wird. Rund um das Schiff der Kirche prangen dort, in angemessenen Entfernungen die großartigen Monumente des Dante, Michael Angelo, Alfieri,

Galilei u. s. w. Es weht eine wunderbare Erhabenheit in jenem Raume, und man fühlt sich von einer Andacht ergriffen, wie fast nirgend anders. Im Pantheon erstarrt die todt, kalte »Beisekungsmanier« die Phantasie, man kommt sich wie verloren vor, in dem schmucklosen, öden Gebäude; in Westminster ist es wieder die Masse, welche unser Empfinden erdrückt. Das Kunstgefühl und der eigenthümliche Pathos der Italiener haben auch in diesem Falle das allein richtige Maaß und die erhabene Schönheit zu treffen gewußt. In St. Croce empfindet man die Unsterblichkeit der großen Genius und wird davon erhoben — in Westminster fühlt man ihre körperliche Vergänglichkeit, denn ganze Generationen sieht man von der Sichel des Todes fortgerafft, wie ein blühendes Korn unter der Sense des Schniters. In St. Croce überkommt uns ein heidnisches Titanengefühl; der schaffende Mensch erscheint dort als Gott — in Westminster verliert sich das Leben des Einzelnen in der Masse der Todten, und man denkt mit christlicher Anschauung an ein unsichtbar göttliches Wesen außer den Bereichen der Menschheit, das die Handlungen und Thaten aller dieser gestorbenen Helden, Fürsten, Dichter, als Glieder einer Kette, für

seine schöpferischen Zwecke geschehen ließ und benutzt hat.

Schön aber ist Westminster dennoch, und es enthält im wahren Sinne des Wortes die in Stein geschriebene Geschichte Englands.

---



## Vierte Sendung.

Rom 26. — 28. Mai.

---

Den 26. Mai.

Es ist Sonntag, und Sonntags hört London auf zu leben, wie Rom während eines Regenwetters. Alle Läden sind geschlossen, kein frisches Brot, kein Stück Fleisch ist zu haben. Die Postboten gehen nicht durch die Straßen, es ist auffallend still, nur die Glocken flehen klagend zum Himmel empor — und daneben sind, wie dort die monopolisirten Lotterie- und Tabacksbuden, so hier alle public houses (die Branntweinsläden) und die Tabackshandlungen geöffnet. Man scheint Branntwein und Taback für nöthiger zu halten als Fleisch und Brot.

In ganzen Zügen sah ich heute die Familien, mit ihren Gebetbüchern in den Händen, am Mor-

gen zu den Kirchen wallen; gegen ein Uhr erst kamen sie zurück, und als ich um sechs Uhr ausging, Mrs. B., die auf York-Terrace am Regentspark wohnt, zum Mittag zu besuchen, strömten in New-Road die Menschen aus der Kirche Mary le bone, welche dem Nachmittagsgottesdienste beigewohnt hatten. Trotz dem sagt man mir, daß es vor den Thoren keines Weges so strenge mit der Sonntagsfeier gehalten werde, und daß man dort den Kafftag in der heitersten Weise verlebe. Auch meine Wirthin mit ihren Kindern ist in den Park gegangen, wo die Leute sich so behaglich einrichten, als ob sie sich nicht auf offener Straße befänden. Ein Deutscher brächte es in gleicher Weise niemals zu Stande. Man läßt den Engländer immer das Wort sagen: „my house is my castle!“ aber das reicht nicht aus. Man müßte ihn sagen lassen: „wo ich bin, ist mein castle!“ denn sie sitzen auf den Bänken der Parks lesend, arbeitend, lagern sich mit einem Buche mitten auf dem Rasen in das Grün, als wären sie in ihrem Privatbesitz, wo kein Auge sie beobachten könnte. Es sieht aus, als ob sie eben nur für sich, für ihre eigene Genugthuung lebten, ohne sich um das Urtheil der Andern zu bekümmern, und doch behauptet man

von allen Seiten, der Engländer sei der ärgste Sklave des fremden Urtheils, abhängiger als irgend ein Volk von den Gebräuchen conventioneller Sitte. Ist dies Letztere der Fall, so müssen die Grenzen dieser äußeren Sitte, nach Allem, was ich in diesen Tagen gesehen habe, nicht so enge sein als auf dem Continente.

Daß Englands Eigenthümlichkeiten dem Bewohner des Festlandes so auffallend entgegentreten, liegt eben daran, daß er nicht allmählig, sondern in schnellem, schroffem Uebergange mit ihnen bekannt wird. Geht man von Deutschland nach Frankreich, nach Italien, so bilden für das Erstere der Elsaß, Belgien, die französische Schweiz, für das Letztere Wien, Triest, die italienische Schweiz und endlich die Lombardei vermittelnde Uebergänge. Man begegnet allmählig den südlichen Physiognomien der Nachbarvölker, man gewöhnt sich durch die gemischten Dialekte der Grenzländer an die fremde Sprache; die Kost, die Lebensweise schmelzen unmerklich in einander über. Anders ist das mit England, das in seiner insularen Abgesondertheit uns plötzlich als ein vollkommen Fremdes berührt. Selbst ich, die sich leicht in ungewohnte Zustände findet, habe hier doch mit dem Einflusse der ganz veränderten

Kost und der veränderten Tageseintheilung zu kämpfen. Dazu kommt, daß das Klima etwas Berrätherisches hat. Das Wetter soll nach dem Urtheil der Einheimischen jetzt ungewöhnlich schön sein, der Himmel ist sehr blau, in der Sonne ist es heiß, aber von Stunde zu Stunde kommt urplötzlich ein Regenschauer, der die Temperatur schnell abkühlt, und wenn das auch nicht der Fall ist, weht fast immer ein kalter Ton durch die Luft, als ob verschiedene Luftschichten sich kreuzten. Es ist wie für Erkältungen geschaffen, besonders da man obenein schnell in den Straßen geht, dann oft in einen Omnibus steigen muß, in dem es heiß ist und durch dessen zu beiden Seiten geöffnete Fenster, ein scharfer Wind, von der Bewegung des Fahrens erzeugt, hindurchzieht. Kurz die ganze Reisetoulette der Engländerinnen, die uns auf dem Continente oft so auffallend erschienen, ist mir hier erklärlich geworden. Sie brauchen ihre Boa auch in der größten Wärme, sie brauchen die lederbesehten Schuhe bei den starkgewässerten Straßen selbst im Sommer, sie müssen auch den Pompadour am Arme haben und die Mantille mit einer großen Nadel zugesteckt, denn sie haben beide Hände nöthig, ihre Kleider zusammenzuhalten, um dieselben gegen den Staub

und die Masse der Wege zu schützen. Was uns in Deutschland komisch erschien, was wir scherzend »kriegsgerüstet« nannten, das erweist sich als das Vernünftigste, Zweckmäßigste, das man hier im Lande lebend, eifrig nachzuahmen streben muß.

Die Lebensweise ist im Grunde für den Fremden nirgend bequemer als in London, wenn er sich eben bescheiden will, die Landesgewohnheiten anzunehmen. Die großen, guten Gasthöfe sollen sehr theuer sein; bei den Privatwohnungen finde ich das nicht bestätigt. Man zahlt freilich für dieselben noch einmal so viel als in Berlin, hat aber dafür die vollständigste Bedienung und eigentlich eine ganz besondere Wirthschaft, denn die Wirthin kauft wie eine Haushälterin alle verlangten Lebensmittel ein, läßt sie zubereiten und für den Einwohner, zu der ihm beliebigen Zeit besonders auftragen. Ich habe Alles, was für den Thee des Morgens nöthig ist, in meinen Zimmern. Mittags bestelle ich ein Beefsteak, ein Muttonchop (Hammelfottelet), irgend ein Gemüse und einen kleinen Pye oder Pudding, und das Alles wird mir gut und zu einem mäßigen Preise besorgt. Darüber hinaus freilich müssen sich die Wünsche nicht versteigen, es sei denn ein Stück gesottenen oder gerösteten Fisch zu verlan-

gen, zu dem man die bekannten Saucen in jedem Grocer's shop (Gewürzladen) finden kann. Die Saune, einmal eine Suppe zu haben, lasse ich mir künftig vergehen. Ich habe sie einmal verlangt, und einen Teller voll gallertartiger, kaum zu genießender Speise erhalten. Man hatte sie vom Conditior geholt, einen Shilling dafür bezahlt, und die Wirthin selbst meinte, die Suppe sei »exceedingly hot!« Was wir Fleischbrühe nennen, nennt der Engländer beefstea, und es wurde mir neulich, als ich mich erkältet einen halben Tag zu Hause hielt, nebst Senfpflastern und Brausepulvern als eine Art von Medicin, oder doch als jämmerliches Krankenessen vorgeschlagen. Sonntags, wenn man im Hause große Braten macht, kann man auch warmen und fast durch die ganze Woche kalten Braten haben. Des Abends Thee, gutes Weißbrot, Butter, Käse, kleine Kuchen und eine Marmelade aus Drangenschalen, »scotch Marmelade«, oder aus Erdbeeren — das ist reichlich genug, um damit zufrieden zu sein, wenn man des Einerleis nicht müde wird. Nur das Wasser ist in meinem Stadttheile schlecht, und da ich weder die starken Weine, noch Ale und Porter täglich trinken könnte, ohne zu erkranken, habe ich der Reihe

nach die verschiedenen Fruchtweine, Cyder, Stachelbeer-, Drangen- und Ingwerwein probirt. Sie schmecken nicht schlecht und sind jeden Falls, wie alle im Inlande zu erzeugenden Lebensbedürfnisse, ein Segen für das Volk, indeß mir sind sie auch noch zu stark, und ich werde sehen müssen, mich gut oder übel mit dem hiesigen Wasser zu befreunden.

Die innere Bauart der Häuser, soviel ich deren bis jetzt gesehen habe, ist von einer vollkommenen Gleichheit. Die meisten haben zwei Eingänge. Der Eine führt durch ein Gitter vor dem Hause eine Treppe hernieder in das Souterrain, in dem sich die Küche, die Vorrathskammern und die Domestikenzimmer befinden. Der Andere leitet in das Haus. Zu ebener Erde liegen das Parlour, eine Art von Wartestube oder Entree und das Speisezimmer. Im ersten Stock die beiden Salons, drawingrooms, im zweiten die Schlaf- und Ankleidestube der Eheleute und oft eine Fremdenstube, sparebedroom, auf deren Besiß man vielen Werth legt. Oben endlich sind die Stuben der Kinder. Gewöhnlich hat man in den beiden letzten Etagen die Abtheilungen kleiner gemacht, als in den ersten, und sie enthalten also drei Zimmer statt zwei.

Auch die Einrichtung der einzelnen Zimmer ist in den verschiedenen Häusern eben durch die gleichartige Bauart ziemlich dieselbe, wenn schon durch den Reichthum und die persönlichen Bedürfnisse und Neigungen der Inhaber verändert. Bei uns bietet jedes Haus mit seiner besondern Architektur, bei der ein Zimmer bald lauter durchbrochene, bald lauter lange Wände hat, bei dem die Thüre sich oben oder unten, der Ofen sich da oder dort befinden kann, die wechselndsten Grundbedingungen für die Möblirung dar. In England, wo der Kamin regelmäßig die Mitte der Hauptwand einnimmt, und wo die beiden Salons durch eine so große Flügelthüre verbunden sind, daß sie oft fast wie ein Zimmer erscheinen, ist die Art, in der man die Möbel aufstellen muß, in gewissem Sinne gegeben, und ich finde sie für wahre Geselligkeit viel zweckmäßiger als bei uns. Der Salon hat ein Etablissement am Kamine, ein anderes aus einem runden Tische mit kleinen Sophas und Sesseln bestehend, mitten im Gemach. Mehrentheils befindet sich der Flügel in dem hintern Salon und hier ziehen sich Polster an den Wänden entlang. Nirgend aber stehen die mittelpunktlichen, regelrechten Sophas so starr wie Soldaten an den



Mauern, und nirgends habe ich noch den Theetisch davor gesehen, hinter dem man in Deutschland für den ganzen Abend unrettbar zum Gefangenen gemacht wird.

So bequem die Zimmer an sich, so wenig bequem scheint mir das Wohnen in diesen schmalen englischen Häusern zu sein, in denen man unablässig Trepp auf und Trepp ab, und Winters beständig aus den warmen Zimmern auf den kalten Flur gehen muß. Der Luxus des schönen Sandsteins, aus dem die Treppen gebaut, die Teppiche, mit denen sie bedeckt sind, können jene Uebelstände nicht wesentlich vermindern. Dazu sind die Fenster alle in die Höhe zu schieben, freilich mit leichtgehenden Gewichten im Innern der Seitenwände, welche das Herabfallen verhindern, aber sie schließen nicht dicht genug gegen den Luftzug, und das englische Klima in Betracht gezogen, glaube ich, daß bei allem Comfort der Winter hier recht unbehaglich sein muß. Madame B., eine Schweizerin, aber seit vierzig Jahren in England in den bestverwahrten Zimmern lebend, gab mir zu, daß man in der Stadt, wo die meisten Stubenthüren der kleinen Häuser in das Kalte öffnen, mit den Kaminen nie eine recht gleichmäßige Wärme in den Zim-

mern erlangen könne. Der wahre englische Comfort sei nur in den größern Gebäuden auf dem Lande zu finden, in denen man auch gewöhnlich die Wintermonate verlebe.

Für den bürgerlichen Haushalt aber ist dies Wohnen durch vier Stockwerke im höchsten Grade beschwerlich. Jeder Fremde, jede Bestellung muß aus dem Souterrain in die erste Etage gemeldet, Kohlen und Wasser auf den schmalen Treppen durch alle Etagen getragen werden. Dazu fordern die Kamine eine unausgesetzte Abwartung, wenn sie brennend und reinlich erhalten werden sollen; bald müssen Kohlen aufgelegt, bald Asche fortgeführt, bald die Ränder gestäubt und gepuzt werden. Eben so legt die Sitte, das Essen unter großen plattirten oder silbernen Deckeln aufzutragen, den Diensthoten sehr viel Mühe auf, und es ist natürlich hier ein größeres Personal zur Bedienung erforderlich als bei uns. Dafür ist aber die Sauberkeit in den Häusern auch leuchtend. Man geht so weit, selbst die Stufen und Platten von Sandstein vor dem Hause, die mitunter mit Messingrändern versehen sind, täglich zu säubern und dann und wann mit einer Art von Bimsstein zu poliren. Jedes Haus hat zwei Thürglockenzüge, den einen für die »visitors«,

den andern für Leute, welche Lebensmittel verkaufen oder sonst ein Gewerbe zu betreiben haben; nebenher aber wird auch noch heftig geklopft, und den regelmäßigen Doppelschlag des Briefträgers, der von zwei zu zwei Stunden durch die Straße geht, kann man von jedem andern unterscheiden.

Die schönste Partie einer englischen Wohnung ist das Schlafzimmer. Es kommt mir schon nach so kurzem Genusse der Bequemlichkeiten, welche es bietet, ganz undenkbar vor, wie man sie wieder entbehren soll. Die Bettstellen im Allgemeinen sind viel breiter als bei uns, fast durchweg für zwei Personen eingerichtet. Eheleute theilen das Lager überall. Ein solches Bett mag gegen sechs ein halb Fuß lang und mehr als fünf Fuß breit sein. Ueber einer oder mehreren festen See-gras-Matratzen liegt eine sehr dicke mit Roßhaaren oder Wolle gestopfte, die noch mit ein Paar dicken, wollenen Decken (blancs) bedeckt ist, und darauf dann das Laken. Unter dem Kopfe hat man eine mäßig feste Rolle über der ganzen Breite des Bettes, nach Art der französischen Traversins, und kleine bewegliche Kopfkissen mit Federn gefüllt. Das Bequemste aber ist die Bedeckung mit jenen blancs, deren man, je nach der Jahreszeit, eines

oder mehrere erhält. Sie werden in große Laken geschlagen und eine Decke von Pique darüber gebreitet. Keinem Bette fehlt eine Gardine, und wo die Einrichtung überhaupt elegant war, sah ich die Lehne des Bettes am Kopf- und Fußende weich gepolstert. Bisweilen hing an dem obern Ende in den Gardinen eine Tasche, wie ein Desordre, das Taschentuch darin zu halten. Zu beiden Seiten des Lagers stehen kleine Tritte, gleich dem Fußboden mit Teppich beschlagen, zum bequemen Einsteigen. Im Fenster des Zimmers, das selten sehr groß ist, wird der Ankleidetisch für die Frau hergerichtet. Das Nachahmenswertheste jedoch, ist der Waschtisch mit den großen Schalen und Kannen, mit den bequemen Büchsen für Seife, Schwämme, Bürsten, die alle so prächtig groß sind, daß es eine Lust ist, sie zu benutzen. Dazu dann noch ein Behälter aus demselben Fayence oder Porzellan für das Fußbad, und ein anderer für das gebrauchte Wasser, der hoch und mit einem Deckel versehen ist. Man schweigt vor solchem Waschtisch, wenn man ihn mit den continentalen Anstalten für diesen Zweck vergleicht, die ich doch in so vielen Ländern und Verhältnissen kennen gelernt habe. In vielen Schlafstuben steht am Fußende des Bettes ein

Kleiner Sopha, der sich dann gewöhnlich dem Feuer gegenüber befindet, oft auch nur ein Paar Stühle vor dem Kamin, immer aber ist es unvergleichlich behaglich, und hier muß man dem englischen Comfort für alle Jahreszeiten die Krone zuerkennen.

Zu den Dingen dagegen, welche hier wie überall, beschwerlich sind, gehört das Fahren im Omnibus, zu dem man bei den großen Entfernungen um so mehr genöthigt wird, als der kleinste Weg im Cabriolet einen Shilling kostet. Das Ein- und Aussteigen mitten auf den immer nassen Fahrwegen der Straßen ist unbequem, man beschmutzt sich dabei, die übrigen Mitfahrenden treten mit ihren feuchten Schuhen und Stiefeln auf unsere langen Kleider, und das unablässige Halten der Wagen, das Wechseln der Aussteigenden und Neudazukommenden macht die Fahrten langweilig, obschon man sehr schnell fährt, und die große Zuvorkommenheit der Männer, wie eine gewisse gute Art aller Leute, sich in die vorhandenen Umstände zu schicken, sich auch im Omnibus bemerklich macht. Man hilft und macht es einander bequem, so weit man kann. Die weitesten Touren durch die ganze Stadt bezahlt man mit sechs Pence, fünf Silbergroschen;

kleinere Wege mit der Hälfte des Preises, und es kommt nur darauf an, die Richtungen kennen zu lernen, in der die verschiedenen, schon durch die Farbe zu unterscheidenden Omnibus gehen, und die Plätze zu merken, an denen man sich absetzen lassen muß, um entweder so nah als möglich an seinem Ziele zu sein, oder den nächsten korrespondirenden Omnibus zu erreichen, mit dem man weiter zu fahren hat. Das lernt sich aber bald. Wenn ich mir zu Hause meinen Weg auf der Karte gesucht habe, so bringen mich ein Paar Fragen immer an Ort und Stelle. Für die Sitten Londons ist es vielleicht charakteristisch, daß Frauen es vermeiden, einen Mann auf der Straße um den Weg oder sonst um das Geringste zu fragen, und daß man in irgend einen Laden tritt, Auskunft zu erbitten.

Neulich habe ich übrigens eine drollige Scene im Omnibus erlebt. Ich fuhr von Edgware Road, New Road entlang. In der Gegend von Baker Street hielt der Omnibus. Ein blonder Mann mittleren Alters, mit einer Frau am Arme, wollte einsteigen, zu gleicher Zeit auch ein anderer brünetter Mann. Beide sahen wie Gewerbetreibende oder kleine Kaufleute aus. Ob sie sich bei dem Einsteigen gedrängt, gestoßen, oder was

sie sich sonst zugefügt haben mochten, weiß ich nicht. Das Erste, was ich erlebte, war, daß der Brünnete: »You scaundrell!« schimpfte, worauf der Blonde ihm mit den Worten: »Ich will Sie gute Sitten lehren, mein Junge!« eine Ohrfeige gab. Das hinderte aber nicht, daß die ganze Gesellschaft ruhig blieb und der Omnibus weiter fuhr. Nur der Braune bog sich zum Conducateur hinaus und bat: »Rufen Sie den nächsten Constabler, ich will den Herrn verklagen.« Die Frau des Blondens weinte, ihr Mann versicherte sie zwei, dreimal: »Es ist mir sehr leid um Deinetwillen; ich versichere Dich, meine Liebe!« indeß das half Nichts, sie weinte fort. An der nächsten Ecke schrie der Conducateur: »Halt! hier ist der Constabler!« Der Omnibus hielt, der sehr höfliche Constabler kam heran, der Braune rief: »Ich will den Gentleman verklagen, ich erhebe eine Klage gegen den Gentleman!« und dabei händigte er dem Polizeibeamten seine Karte und Adresse aus. Dasselbe wollte der Blonde auch thun, aber der Policeman nahm es nicht an. Er erklärte, beide Herren mußten aussteigen und ihm folgen, da der Braune mit seinem Schimpfen den Handel begonnen habe. Der Braune that es ohne Worte, der Blonde

fragte erst: »Muß ich?« — »Ja! Sie müssen!« antwortete der Constabler. Da schüttelte der Blonde seiner weinenden Frau die Hand mit einem wiederholten: »Es thut mir sehr leid, meine Liebe!« wonach die Streitenden zusammen fortgingen. Der Handel hatte sein Ende, und wir fuhren vorwärts.

Constabler sieht man, wohin das Auge blickt; sie scheinen aber sehr friedfertig zu sein und lassen Vieles geschehen, wobei die Berliner zänkische Polizei gleich Lärm schlagen würde. Indesß sagte mir H., es sei ein großer Unterschied in der Art, mit der Constabler Vornehme oder Geringe behandeln. Sie wären oft brutal gegen die Letzteren, nachsichtig gegen die Ersteren. Er habe gesehen, wie man einen gemeinen Mann gestoßen und gescholten, der über das Gitter von Hydeparck habe steigen wollen, nachdem es geschlossen worden; und er sei anderer Seits einmal Zeuge gewesen, daß man fünf betrunkene junge Gentlemen ganz ungehindert habe überklettern lassen. Das geschieht freilich überall, aber in England grade hätte ich es anders zu finden erwartet.

Da hast Du die Aufzeichnungen, zu denen die Stille eines Sonntags Abends mich veranlaßt hat. Mir gerade über fangen die kleinen Rauchsäulen an, aus allen Häusern emporzusteigen, in



allen Souterrains flammen die Feuer in den Küchen auf, es ist gegen acht Uhr, man besorgt das Wasser für den Thee. Oben im dritten Stock spielen schöne Kinder an einem Fenster hinter den eisernen Gallerien, auf denen sich Blumentöpfe befinden. Ein kleiner, dicker Junge nickt mir freundlich zu, die ganze Kindergesellschaft kommt dadurch in Bewegung. Das älteste Mädchen, etwa zehnjährig, nimmt den Kleinen fort und trägt sich gouvernantenhaft vernünftig. Der Himmel ist hell blau. Ich wollte, es käme noch Jemand, mit mir einen Weg in das Freie zu machen, denn die kleinen rosa Wölkchen, die im Westen leuchtend vorüberziehen, machen mich sehnsüchtig, hinauszukommen, und traurig, weil ich allein im Zimmer bleiben muß. Solche Momente der Vereinsamung habe ich noch bei jeder Ankunft in fremden Orten erlebt, und immer wieder schnüren sie das Herz zusammen, obschon man sie ja mit der ganzen Reise als ein Freiwilliges über sich genommen hat. Da muß man je eher, je lieber darüber fortzukommen suchen, indem man zeitig Nacht macht und sich zu seinen Lieben hinträumt. Gute Nacht denn für heute!

---

Dienstag, den 28. Mai.

Den ganzen Morgen habe ich mit Lehmann und Meier in der Kunstausstellung zugebracht, die schon oft dort gewesen sind, und mir also treffliche Ciceronen waren. Die Ausstellung findet in der Nationalgalerie auf Trafalgar-square statt, deren ich neulich bereits im Vorbeigehen erwähnt habe.

Zweierlei hat sich mir bei dem Besehen der Kunstwerke als ziemlich scharf hervortretend aufgedrängt: erstens haben die Engländer mehr Talent zur Sculptur als zur Malerei, und zweitens wird in der Malerei das Talent geringer, je größer das Genre, wenn man sich so ausdrücken darf. Indesß kann ich mich darin irren, und gebe es nicht als ein gültiges Urtheil, sondern als das Resultat eines ersten, lebhaften Eindruckes.

Die Miniatur-Portraits auf Elfenbein, oft über einen Fuß hoch und in ganzer Figur dargestellt, erregen die höchste Bewunderung unserer Freunde, die ein wahres Studium aus ihnen machen. Die Aquarellen sind vortrefflich, sowohl Portraits, als Landschaften, Interieures und Stilleben. Landschaften und Marinen in Del sehr schön in einfacher Naturwahrheit; die Por-

traits in Del oft ebenfalls gut; das Genrebild bisweilen sehr anmuthig und heiter — aber die historischen Bilder waren, mit wenigen, rühmlichen Ausnahmen, wirklich schlecht zu nennen.

Freilich haben wir in Deutschland aus der Neuzeit auch nicht viel gute historische Bilder aufzuweisen, die Italiener gar keine, und nur die Franzosen haben Großes darin geleistet, denen aber auch ihre Revolutionen und ihre afrikanischen Kriege die unvergleichlichsten Motive gegeben haben. Sobald sie die Geschichte der letzten siebenzig Jahre durchdenken, muß sich ihnen Bild auf Bild vor die Seele drängen, und sie haben obenein den Vorzug, daß an der Geschichte ihrer Helden, daß an ihren Ereignissen und Thaten die ganze civilisirte Welt theilhaftig ist. Wenn die Engländer den Herzog von Wellington, die Preußen den Fürsten Blücher, die Russen Kostopschin malen, so hat eigentlich jede dieser Nationen nur an dem eigenen Helden jenes tiefe Interesse, das schon um des Gegenstandes willen, sich an dem Bilde begeistert. Dasselbe gilt von den Thaten der Staatsmänner, denn was Pitt, was Fox, was der Freiherr von Stein schufen, hat die tiefste Bedeutung doch innerhalb der Grenzen ihres Vaterlandes. Aber Napoleon, Mirabeau, Char-

lotte Corday und alle Helden der französischen Revolution regen mit elektrischem Schlage die Herzen aller Völker an, denn überall haben die Ereignisse jener Revolution eine neue Aera herbeigeführt, überall ist die Erde erzittert unter dem Fuße des französischen Eroberers, und ob in Haß oder in Liebe, überall hat er die Geister beschäftigt und erregt. So glaube ich, daß ganz Europa seit siebenzig Jahren nicht so viel große historische Bilder erzeugt hat, als allein der Louver deren aus dieser Zeit enthält; des Museums zu Versailles gar nicht zu gedenken.

Das beste Bild in der Londoner Ausstellung, und wirklich ein sehr schönes, ist von Edmund Landseer. Es stellt den Herzog von Wellington dar, als er viele Jahre nach dem Kriege, in Begleitung seiner Nichte, der Marquise von Douro, das Schlachtfeld von Waterloo besucht. Es mag acht bis neun Fuß Länge, bei etwa fünf Fuß Höhe haben. Es schildert einen Mittag nach nebligem Frühherbst-Morgen, die Nebel fangen an sich zu zertheilen, eine silberblaue, kühle Luft liegt über dem ganz flachen Terrain, das nur eine ehemalige durchstochene Schanze als Erhöhung im Vordergrund, und im Mittelpunkte eine Gruppe von sehr dreist und frei skizzirten Bäumen zeigt. Zur Rechten

ganz im Vorgrunde hält auf einem braunen englischen Racepferd, das ermüdet den Kopf etwas hängen läßt, der Herzog, im weißen, langen Beinkleid mit goldener Seitentresse, das den Stiefel fest umspannt, und auf welches der militairisch straffe, ganz zugeknöpfte blaue Paletot herabfällt. Er hat einen runden, schwarzen Hut auf, hält mit der einen Hand den Zügel und zeigt — den Kopf scharf im Profil — mit der andern Hand in die Weite, als wolle er die Worte sagen: „But 'twas a famous victory!“ mit denen das Bild im Catalog als „a dialogue at Waterloo“ bezeichnet ist. Die starken, weißen Augenbrauen, das weiße Haar, die leuchtend blauen Augen sehen schön aus in dem Greisenantlitz, dessen frische Farbe gut paßt zu der scharfen, kühnen Adlernase. Es ist ein schöner alter Held, dieser Arthur Wellesley, Herzog von Wellington! — Neben ihm, die Marquise von Douro ist eine stattliche Brünnette, deren Hauptreiz ein paar dunkle Augen und auffallend lange Wimpern machen. Sie trägt einen blauschwarzen Reitanzug und einen schwarzen Federhut, dazu unter dem weißen Hemdekragen ein violettes Halstuch. Da sie an der rechten Seite des Herzogs hält und ihn ansieht, blickt sie zugleich en face

aus dem Bilde heraus. Ihr weißes, meisterhaft gemaltes Pferd, sticht in wunderbarer Klarheit von dem ganz hellen Himmel ab. Links im Vordergrund ruht an dem kleinen Erdwall, ohne auf die Reiter zu achten, ein Jäger in blauer Blouse, mit grauem, rundem Filzhut und mit Kamaschen, wie die belgischen Landleute sie tragen, dem seine Frau, eine frische Bäuerin mit ihrem Kinde im Arm, das Essen nachgebracht hat: Brod, Aepfel und Wein in strohbeflochtener Flasche. Der Wasserkrug von weiß und blauem Steingut, steht daneben. Der Mann liegt mit dem Rücken gegen den Beschauer, die Frau sitzt in bequemster Stellung weit nach vorn gebeugt, so daß der Busen entblößt aus dem Nieder hervorsieht. Die Jagdtasche voll geschossener Vögel, und ein kleiner, eben erst getödteter Haase, der noch ganz warm aussieht in seinem weichen Felle, liegen zur Seite. Drei Hunde, mit den klügsten Augen, von denen der eine in die Höhe schielt, sind um die Familie gruppirt. Hinter den ruhenden Gatten hält ein Pächter mit seinem Pfluge, zu freundlichem Geplauder mit den Feiernden. Seine Pferde, tüchtige, starkknochige Säule, contrastiren scharf mit den Racepferden der Engländer. Zwischen den Reitern und den Land-

leuten steht ein kleines Bauermädchen, das dem Herzog in einem Korbe Ordensbänder, Degenknäufe, Kugeln und Gebeine, mit einem Worte, Reliquien vom Schlachtfelde anbietet, bei denen auch kleine Bücher mit „descriptions of the battle of Waterloo“ nicht fehlen. Weit hinter dem Herzoge hält sein Reitknecht, den ein paar arme Bäuerinnen um ein Almosen ansprechen.

Die Thiere sind alle meisterhaft gemalt, die Ausführung bis in die kleinsten Details vollendet, die Wirkung des Bildes sehr bedeutend, dennoch scheint mir, daß man es kaum ein historisches Gemälde im wahren Sinne des Wortes nennen darf. Es ist mehr ein historisches Portrait mit genrehafter Umgebung. Denn das eigentliche Wirksame in dem Bilde ist nicht gemalt und kann nicht gemalt werden, weil es eine Idee ist, welche der Beschauer, angeregt durch das Gegebene, in sich erzeugen muß. Jedenfalls aber ist es ein edles, bedeutendes Kunstwerk.

Ein paar einfach componirte und sehr liebevoll ausgeführte historische Gemälde von Castleak, namentlich ein barmherziger Samariter, hatten fast ein deutsches Gepräge. Sie machten die Vorliebe erklärlich, die Peter von Cornelius für Castleak hegt.

Vollendet schön sind aber die Miniaturen von Robert Thorburn, und so geistreich in der Composition, daß ich sie, so weit ich kann, durch Aufzeichnung fest halten möchte. Die Erste, kleiner als alle Anderen, stellt den ältesten Sohn von William Angerstein Esq. vor. Die Personen sind immer mit vollem Namen bezeichnet, was man bei uns in den Ausstellungen so ängstlich vermeidet. Es ist ein liebes Kind in kornblauem Kleide, in einer Berggegend umherschauend.

Das zweite, fast unbeschreiblich schöne Bild, ist Lady Edwin Hill, offenbar eine Malerin. Sie sitzt in einem Gemache, das bei näherer Betrachtung an der Hinterwand das Bild der Madonna del Sacco zeigt. Neben einem gelblich braunen Polstersopha steht ein rother Sammetfauteuil, in dem die Lady sitzt. Eine Mappe und Skizzenbücher lehnen am Fuße des Stuhles. Die Lady, ein junges, schönes Weib mit lichtbraunem Haar, über dessen gepufftem Scheitel sich ein leichter Lorbeerkranz zieht, trägt ein weißes Atlasgewand von einfachster Form, welches Hals und Arme ganz bloß läßt. Sie hält einen Bleistift zwischen den Händen, an den beiden Spitzen gefaßt, und sieht, als ob sie über Etwas nachdächte, aus dem Bilde heraus.



Dann folgen George Foljambe Esq. und sein Sohn, zwei stattliche Männer in einem Bibliothekzimmer. Der Vater en face sitzend mit über einander geschlagenen Beinen, hat einige Briefcouverts in der Hand. Der zur Linken stehende Sohn, neigt sich auf die Lehne des Stuhles herab. Er liest einen Brief vor, dem der Vater ernsthaft zuhört. Beide Männer sind stark brünett, in dunkler Kleidung. Der ganze Ton des Bildes hat etwas Ernstes Tüchtiges, Strenges.

J. D. Gardner und Mißtrefß Gardner sind viel heiterer aufgefaßt. Vor einer Rampe, unter dem Schatten eines mächtigen Baumes, hält ein schöner dunkler Mann einen stolzen Kappen, dem die neben ihm stehende Frau mit der Hand die glänzende Mähne streichelt. Die Frau ist blond, steht ganz dem Beschauer zugewendet, in einem blasseegrünen Gewande, von dem ein blutrother Shawl herabfallend bis zur Erde fließt. Sie trägt goldene Ketten und reichen Schmuck. Der Mann ist mehr im Profil aufgefaßt und hat eine Weste von wollenem Stoff in derselben Farbe wie das Kleid der Dame, nur um einige Töne tiefer, wodurch beide Farben sehr zur Geltung kommen. Im Hintergrunde ist ein Diener sichtbar.

Lady Lindsay und Miß Lindsay, zwei schöne

Frauen in mittelaltrigem Phantasiestyl, gruppiert wie die beiden Leonoren von Sohn, machten mir einen geringern Eindruck als die übrigen Compositionen.

Dagegen ist Mrs. D. Coutts Marjoribanks wieder von edelster Einfachheit. Sie hat ein staubfarbenes Kleid, die Arme hängen ruhig hernieder, die Hände sind zufällig gefaltet, Arm-bänder zieren die Gelenke. Der mattfarbige Shawl hängt nachlässig vom Arme hernieder, und sie sieht, sehr ruhig dastehend, von einem Altare träumerisch in die Landschaft hinaus. Eine Rose liegt neben ihr auf dem Boden, als ob sie ihrer Hand entfallen wäre.

Miss Acland Hood, ein röthlich blondes Mädchen mit fast durchsichtig hellem Teint und fliederfarbener Kleidung, füttert zwei Damuhirsche, welche sich an sie herandrängen. Ein dritter Hirsch tritt hinter dem Baume hervor, dessen Blatterschatten auf die Hand des Mädchens fällt, mit der sie den Nacken des einen Thieres streichelt.

Das letzte und eines der schönsten unter den Thorburn'schen Portraits ist nur als a Lady bezeichnet, aber diese Lady hätte ihren Namen dem Publikum nicht verschweigen sollen, denn sie ist vollendet schön. Sie liegt ruhend auf einer

Bank, die Füße mit einem Shawl von braungrüner Farbe bedeckt. Den aufgerichteten Oberkörper umschließt ein enges, hohes Gewand von rehfarbenem Stoffe, wie ein Reitkleid gemacht. Der Hals steht entblößt aus dem weißen Hemdekragen hervor. Ein grauer Filzhut und Reithandschuhe liegen nachlässig auf der Erde. So wie diese Frau habe ich mir die Edmee in Mautpraz immer denken müssen. Für eine Engländerin, so selbständig sie auch auftritt, liegt viel Emancipation in dem Ausdruck des Bildes, aber die Frau ist überwältigend schön, wie sie mit den großen, blauen Augen unter dem gekräuselten hellbraunen Puffenscheitel hervorsteht.

Alle diese Portraits haben Etwas von den Gerard'schen Bildern, deren Göthe gedenkt, und die in der Composition jenes Element tragen, welches das Individuum zum Typus, und damit das Portrait in gewissem Sinne zum historischen Bilde macht, wie es bei den Gemälden der alten Italiener und Niederländer der Fall ist.

Eine Reihe von Architekturbildern von Roberts war vortrefflich gemalt und konnte in ihren Motiven, wenn man die Gemälde neben einander gehabt hätte, zu eigenthümlichen Betrachtungen Anlaß geben. Es waren: Ueberbleibsel des öst-

lichen Portiko des Sonnentempels zu Baalbeck am Fuße des Libanon — Ansicht des großen Tempels zu Edfou in Oberegypten — Eingang zu dem großen Tempel in Aboosimble in Nubien — und dann noch drei christliche Kirchen aus Antwerpen und Lieren. All diesen Tempeln und Kirchen fehlte es nicht an Altären und Götzen, und sie enthielten dadurch eine Gallerie der Bilder, zu denen die schöngestaltige Menschheit gebetet, aus denen sie ihre Gottheit gemacht hat; von den Thierfräßen der Egypter, bis hin zu der Gestalt des am Kreuze verblutenden Weltreformators, den man doch auch vorzugsweise in der Unschönheit des Leichnams, statt in der Schönheit des vollen Lebens anzubeten liebt.

Es ist ein räthselhafter Zug in der Natur des Menschen, diese Neigung, sich Schreckbilder, Gegenstände des Entsetzens für seine Verehrung zu schaffen. Nur die Griechen sind davon frei geblieben. Es scheint, als ob die Phantasie das rechte Maß verliere, sobald sie sich von dem Naturerzeugten, von dem Sichtbaren abwendet. Alles Schöne, das der Menscheng Geist erschuf in Dichtung und Poesie hat er der sichtbaren Welt entnommen, alle Schrecken gehören seiner Erfindung, von den vielköpfigen Götzenbildern der

Asiaten, bis zu den Teufelsfrägen, die uns auf den alten italienischen Gemälden verfolgen und großen Theiles der Dante'schen Hölle entlehnt sind.

Die englischen Maler arbeiten übrigens sehr viel nach ihren Dichtern, und »die zwölf Duzend grüne Brillen« sind ein heiteres Genrebild von Maclise, in dem die Familie des Predigers von Wakefield mit den gemischtesten Empfindungen die grünen Brillen betrachtet, während Moses ganz bestürzt darüber ist, daß nicht Alle entzückt sind von seinem glücklichen Tauschgeschäfte.

Aus König Lear sah ich die Scene, in der sie den König beim Klange der Musik hinübergleiten lassen in den Tod. — Von Frost die Entwaffung des Cupido's nach Shakespeares Sonnet. — Von Dobson ebenfalls ein Shakespearesches Sonnet: thou art thy mothers glass, and she in thee calls back the lovely April of her prime. Von Stanfield die dritte Scene des ersten Act's von Macbeth: So foul and fair a day I have not seen. — Und so weiter fort eine Reihe derartiger Gemälde, die mindestens eine große Kenntniß der eigenen Literatur unter den englischen Malern verrathen. Selbst die Landschaftler hatten häufig ihre Motive aus den

schildernden lyrischen Gedichten ihrer Poeten genommen, und diese componirten Landschaften gaben an Schönheit den anderen nichts nach, welche sich als Copien der Natur vedutenartig, oder nur in der allgemeinen Stimmung an die Wirklichkeit hielten.

Ein Bild von Armitage, das im Grunde unschön war, hatte dennoch eine bannende Gewalt, welche die große plastische und intensive Kraft des Malers verrieth. Es stellt die Aholibah dar, nach dem Gleichniß des Hesekiel, und der Text lautet: »denn da sie sahe gemalte Männer an der Wand in rother Farbe, die Bilder der Chaldäer, um ihre Lenden gegürtet und bunte Kugel auf ihren Köpfen, und alle gleich anzusehen wie gewaltige Leute, wie denn die Kinder Babels und die Chaldäer tragen in ihrem Vaterlande, entbrannte sie gegen sie sobald sie ihrer gewahr ward und schickte Botschaft zu ihnen in Chaldäa.«

Das ist nun freilich auch eines von den Motiven aus der heiligen Schrift, deren Bilder grell abstechen gegen die ganze Lehre der Transcendenz und Askese, die das Christenthum aus der Bibel zu schöpfen verlangt. Man sollte das eben so wenig malen als die hundertfach dargestellte Judith mit dem Kopfe des Holofernes, als Delilah,

die den Simson betrügt, oder als des Potiphar's Weib im Kampfe mit dem keuschen Joseph. Das sittliche Gefühl empört sich dagegen. Ein Weib, das die Liebe eines Mannes erzwingen will, ist eben so widrig, als jene sogenannten patriotischen Heldinnen verächtlich, welche einen in Liebe vertrauenden Mann verrathen und im Schlaf ermorden. Es würde auch längst der Stab über alle diese biblischen Gräuel gebrochen sein, wenn man im Allgemeinen die Bibel bereits als ein Geschichtswerk, als einen Theil von der Offenbarung des Geistes in der Weltgeschichte betrachtete. Vor der historischen Thatsache würde die ethische und ästhetische Kritik nicht schweigen. Aber da die Bibel nun einmal als die persönliche Offenbarung eines persönlichen Gottes gilt, so werden die Gräuel zu Heldenthaten, die lasterhaftesten Sinnlichkeiten zu abstracten Gleichnissen umgestempelt, und man mordet den gesunden Verstand, um den blinden Glauben lebendig zu erhalten.

Hier in diesem Bilde nun, sitzt Aholibah, ein schwarzbraunes, gewaltiges syrisches Weib auf dem Fußboden eines Saales, der orientalisches eingerichtet und mit ägyptischen Hieroglyphen an den Wänden verziert ist. Sie ist entblößt bis an die

Hüften; Brust, Leib, Schultern sind von weicher, fast übermäßiger Fülle. Um den Unterkörper sind kostbare Gewänder geschlagen, die Füße sehen nackt daraus hervor. Das schwarze, in Wellen aufgelöste Haar und der Hals sind mit Perlenschnüren geziert. Sie hat die Hände um die heraufgezogenen Kniee geschlungen, und starrt, im Profil sitzend, unverwandt die Bilder auf der Mauer an, mit einem so übermächtigen Ausdruck finsterner, trockner, verzehrender Sinnengluth, daß man davor erbebt und sich doch gebannt fühlt, wie von dem Blick einer Klapperschlange oder Meduse. Die Lippen dieses Weibes müssen todtbringend sein, wie der Kuß des Vampyrs. Hinter ihr steht ihre Schwester, über Aholiba's Polster gelehnt, älter als diese und abgestorbener, aber eben so mächtig und eben so unheilvollen Blickes als sie. — Es ist Vieles schlecht in dem Bilde, eine Gazelle so steif wie ein hölzernes Schaukelpferd, der Gegenstand selbst, ich wiederhole es, ist unschön — und doch liegt eine so ungewöhnliche plastische Kraft darin, ein so gewaltiges Wollen des Künstlers, daß sein Bild sich wider unsern Willen unserm Gedächtniß aufzwingt.

Eben so spaßhaft schlecht, als jene Aholibah bannend, war von Millais ein biblisches Genre-



bild. Es ist realistisch wie moderne Bibelerklärung, und plump komisch wie eine Capuzinerpredigt. Der heilige Joseph und sein Gesell arbeiten in der Werkstatt an ihrer Hobelbank. Der Heilige zur Rechten, der Gesell am andern Ende, in der Mitte befindet sich eine alte Frau, die vielleicht St. Anna sein mag. Im Vordergrund steht der kleine Jesus im Hemdchen, recht eigentlich greinend, weil er sich mit einem Nagel die Hände zerrissen hat, an der Stelle, an der er einst die Stigmata zu tragen bestimmt ist. Auf den Füßen sind die künstlichen Wundenmahl durch herabfallende Blutstropfen bezeichnet. Die Madonna kniet neben ihm, und hält ihm, ebenfalls weinerlich, ihre Wacke zum Kusse hin, während sie ihm auf die kranken Stellen der Hände haucht. St. Anna aber greift resolut nach der Kneifzange, den unartigen Nagel herauszuziehen, der mitten aus der Hobelbank wie eine Gewürznelke hervorsieht. Hobelspäne in verschiedenen Größen bilden die einfache Verzierung des Vordergrundes.

Interessant waren, um der Personen willen, die Portraits des schönen Herzogs von Amale, der Rachel, der Biardot und Guizot's. Das Letztere hat einen kalten, pfiffigen Pastoral-Ausdruck, bei scharfem und doch kleinlichem Gepräge.

Ein Bild, das hier große Bewunderung erregt, ist »der letzte Mensch« (nach Campbell) von Martin, von dessen Darstellung des »Geistes Gottes über den Wassern schwebend« wir in Deutschland einen Kupferstich gesehen haben. Solche Bilder wirken aber auf mich eben so wenig als die Schrecken und Schauer des juif errant. Der letzte Mann, der wie ein Gespenst dasteht unter lauter Gebeinen, während das letzte todte Weib noch neben ihm liegt, und der Mond und die Sterne freideweiß, und die Sonne blutroth vom schwarzblauen Himmel hernieder sehen, sind für ein gesundes Empfinden leerer humbug! Kommt Einem dann vor solch verrückter Meisterschaft, die sich in einem Ausrüffeln verräth, gegen das chinesische Elfenbeinarbeit noch grob ist, kommt Einem davor doch einmal eine Art von Grauen an, so muß man es mit ästhetischer Verachtung von sich schütteln, denn solche Ausgeburten der Phantasie sind Verbrechen gegen die Kunst.

Ganz in gleicher Weise unbegreiflich dünkten uns vier große Delgemälde von Turner, der einst ein großer Maler und ein Günstling der Nation gewesen sein soll. Wie es aber bei allem Dank, den ein Volk seinem Künstler, bei aller ehrenden Rücksicht, die es dem schwächer werden-

den Greise schuldet, jetzt noch möglich ist, diese Bilder auch nur auszustellen, bleibt räthselhaft. Es sollen Scenen aus der Aeneide sein, und ich weiß nicht was sonst noch. Ich sage ausdrücklich »es sollen«, denn zu sehen ist auf den Bildern absolut Nichts. Nicht eine Figur, nicht ein Umriß, sondern eine Farbenmischung, wie sie entsteht, wenn die Maler beim Reinigen der Palette die Farben durch einander wirren. Weder von nah noch von fern, nimm das im strengsten Sinne des Wortes, war ich im Stande das Geringste darauf zu unterscheiden. Troß dem versicherte man, daß diese Gemälde, in Kupfer gestochen, vortreffliche Blätter geben würden, was allerdings sehr wunderbar und unerklärlich wäre.

Von Sculpturen besäße ich gern ein anmuthiges, wenig beachtetes Relief, Titania sich in einer Blumenranke wiegend. Es war nur ein Gypsmodell, Miller der Name des Künstlers. Dann sah ich von Mac Dowell einen Virginius, die gemordete Tochter im Arme, das Messer vor den Senatoren emporhaltend, von denen er Rache fordert. Es war in Marmor ausgeführt und Virginius eine schöne, würdige Gestalt — nahe, sehr nahe verwandt mit dem Barbaren aus der villa Ludovisi, der sein sterbendes Weib ver-

theidigt, aber das nimmt ihm seinen Werth in keiner Weise. Die Alten haben ja auch unablässig das vorhandene Gute zu ihren neuen Schöpfungen benutzt. — Von Baily ein von der Jagd heimkommender Jüngling. — Von Theed die Rückkehr des verlorenen Sohnes, den der Vater umarmt. Das ist eines der wenigen Motive aus der Bibel, welches vortrefflich für plastische Bearbeitung geeignet ist. — Von Thomas das Modell zu einer sehr ruhig sitzenden Bronze-Statue des Sir Charles Morgan, in moderner Kleidung, eine der schönsten sitzenden Statuen, welche ich überhaupt gesehen habe. Endlich von Jones, fast in Lebensgröße die Kinder eines Herrn Thomas Brassy. Auf einem Poney mit langer krauser Mähne, hält ein etwa neunjähriger Knabe, dem Beschauer mit dem Oberkörper sich ganz zuwendend, während er sich hinabneigt, dem kleinen Bruder einen Apfel zu reichen. Dieser, der mit einem großen Neufundländer Hunde an der Erde liegt, hebt die Händchen zu dem Reitenden empor, weil ihn die schwere Pfote des Hundes, die über ihm liegt, das Aufstehen unmöglich macht. Es ist eine sehr anmuthige Gruppe, indefs ganz die Plastik der reichen, römischen Familien in der Kaiserzeit.

Vortreffliche Büsten; schlafende, ruhende, badende Mädchenstatuen, kamen mir durchweg gesunder, wahrer, ungezierter vor, als die Mehrzahl dieser Compositionen bei uns. Die Gegenstände aus der christlichen Mythe, mit Ausnahme der erwähnten Gruppe, waren eben so wenig gelungen, als dies in Deutschland der Fall zu sein pflegte. Die Aufstellung war nicht gut. Alles war zusammengedrängt, das Eine entzog dem Andern sein Licht, und durch das ganze Museum wehte eine schneidend scharfe Zugluft. Unten in der Vorhalle hätte ich einen großen Basenabguß gern gesehen, er stand aber so sehr im Dunkeln, daß es dadurch unmöglich wurde. — So viel von der Ausstellung!

Da nach Moleschott's Theorie über die Erzeugung der geistigen Fähigkeiten durch Speise und Trank kein Zweifel mehr vorhanden, da der Grundsatz, »ohne Phosphorgenuß in den Speisen keine Thätigkeit im Gehirn, also kein Gedanke«, nun einmal festgestellt zu sein scheint, ist es auch ganz erklärlich, weshalb der Kunstgenuß mit seinen geistigen Erregungen lebhaftere Menschen so hungrig macht. Es schien uns Allen eine Segnung, als wir gegenüber der Nationalgalerie eine Conditorei erblickten, in der wir Stärkung für die näch-

sten Stunden zu finden hoffen konnten. Jene oft wiederholte Behauptung, daß es in London wenig Kuchen, wenig Conditoreien gäbe und daß Damen diese letzteren niemals beträten, ist nichts weniger als richtig. Man hat in London vor-  
treffliche Kuchen und Confituren, sehr viel Conditoreien, und sie werden von Frauen sowohl in Begleitung von Männern, als auch allein zu jeder Tageszeit besucht. In den meisten kann man neben den gewöhnlichen Getränken noch sehr guten Thee, und jene scharfen Suppen haben, deren ich neulich erwähnte, endlich auch eine Menge verschiedener Cremes und Erdbeeren mit Schlagsahne, Alles dieses nicht wesentlich theurer als bei uns.

Die erwünschte Conditorei befand sich an der Ecke von Trafalgar'square, wo derselbe nach Charing Cross mündet, und da wir den Fruchtmarkt von Conventgarden besuchen wollten, mußten wir den Strand entlang gehen. Der Strand, eine der schönsten und reichsten Straßen zwischen dem Westend und der City, bestand früher aus einer Reihe von Landhäusern, welche gegen die Themse hin große Gärten hatten und nach dem Namen ihrer Besitzer genannt wurden. Eines davon, der Palast der Herzoge von Northumberland hat sich

bis auf den heutigen Tag erhalten. Es bildet den südöstlichsten Punkt von Trafalgar'square und trägt auf seinem Gipfel das Bild des Wappens der Northumberland, den Löwen mit dem wagrecht ausgestreckten Schweif.

In Bezug auf diesen Löwen existirt eine drolliche Anekdote. Es hatte Jemand gewettet, daß er ohne ein Wort zu sprechen oder irgend eine unerlaubte Handlung zu begehen, durch ein ganz ruhiges Verhalten, einen Auflauf in London erregen wolle. Er ging also am hohen Mittag nach dem Strand, lehnte sich an die Wand eines Gebäudes und sah nach dem Löwen auf Northumberlandhouse empor. Als zwei, drei Personen neben ihm stehen blieben, zog er ein Fernrohr aus der Tasche und setzte mit diesem seine Betrachtungen fort. Kaum ward man das gewahr, als sich, in der Menge selbst erzeugt, das Gerücht verbreitete, nach einer alten Prophezeiung werde an diesem Tage um eine bestimmte Stunde der Löwe den Schweif bewegen, und dann ein Ereigniß, man wußte nicht welches, augenblicklich danach eintreten. Das veranlaßte einen vollständigen Auflauf, man strömte von allen Ecken und Enden herzu, Einzelne bemerkten schon die Bewegungen des Schweifes, und die Volksmasse war nicht zu zerstreuen.

nicht von dem Plage fortzubringen, bis ein Regenschauer sie spät am Tage vertrieb.

Wir aber gelangten ohne Regen und ohne irgend ein Hinderniß durch den Strand und Henriettastreet nach den Markthallen von Coventgarden Market, die einen reizenden Anblick darboten. Trotz der frühen Jahreszeit waren alle Früchte und Gemüse des ganzen Jahres, in Treibhäusern oder auf Mistbeeten erzogen, in überraschender Fülle vorhanden. Kartoffeln, Bohnen, Schoten, Wasser- und Mohrrüben, Gurken, Blumenkohl, Spargel, das Alles war bereits in vollkommen ausgewachsenem Zustande zu verkaufen. Ebenso fanden wir Erdbeeren, Kirschen, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Pfirsiche und die verschiedensten Weintraubenarten, in Körben auf das Zierlichste ausgestellt neben den schönsten Früchten des Südens und der transatlantischen Länder. Die Preise waren allerdings enorm nach deutschen Begriffen; nicht daß ich sie zu hoch fand für die Arbeit des Producenten, mich erschreckte es nur, daß man so viel Geld ausgeben könne, um eine Frucht etwas früher zu genießen, als Land und Garten sie darzubringen vermögen. Ein Körbchen voll großer Gartenerdbeeren, das eine Person bequem verzehren konnte, kosteten vierzehn Schillinge; sieben oder



acht Pfirsiche zwei Guineen, gegen vierzehn Thaler. Dagegen waren die erotischen Früchte billig und man konnte die schönste westindische Ananas für zwei Schillinge haben. Ich zählte an acht bis zehn verschiedene Apfelsinenarten, aus Malta, Sevilla und von den Azoren. Daneben gab es alle möglichen Sorten aufbewahrter und getrockneter Südfrüchte, Mandeln, Cocusnüsse und Feigen, neben unseren nordischen Obstsorten, unter denen selbst die Mispel nicht fehlte. Ja sogar die Bratäpfel nicht, welche, flach zusammengedrückt wie Feigen, und auf Holzstäbchen aufgesteckt, eine Lieblingsspeise der Kinder zu sein schienen. Es war hübsch anzusehen, wie all die Herrlichkeiten, untermischt mit zahllosen Körben voll grüner Kräuter und Salaten, uns entgegenlachten, und hier mußte ich lebhaft an jenes „tutto questo si mangia!“ denken, das einst G. so fröhlich ausgerufen hat, als uns der Anblick der Delbäume und Weinberge Italiens entzückte.

---

## Fünfte Sendung.

Vom 29. bis 30. Mai.

---

Den 29.

So sehr es eigentlich gegen den wahren Genuß des Reiselebens ist, an jedem Tage neue Eindrücke in sich aufzunehmen, so bleibt hier in London doch nichts Anderes übrig, wenn man sich auch nur den Begriff desjenigen verschaffen will, wodurch London sich von andern Städten, eine Weltstadt sich von der Hauptstadt eines Landes unterscheidet.

Es giebt Stunden, in denen ich mich vor jedem Menschen fürchte, der in mein Zimmer treten könnte, weil ich überzeugt bin, daß Jeder mir von Gegenständen sprechen werde, die ich durchaus sehen müsse, und die ich, wenn sie mir

genannt sind, auch sehen möchte. Die Handbücher für London, und vollends die Times mit ihren Tausenden von Anzeigen der Ausstellungen und Theater, werden mir dann zu Gegenständen des Entsetzens, und ich weiß mich nicht anders zu retten, als indem ich mir mit stoischem Eigensinn sage, daß ich nicht die leichteste Verpflichtung habe, irgend Etwas zu sehen, daß ich vielmehr, wenn ich Lust dazu fühle, ganz ruhig zu Hause bleiben und an meinem Romane so gut in Cambridge Street als in der Oberwallstraße in Berlin arbeiten könnte. Dann setze ich mich hin, versuche zu schreiben, lese, oder gehe planlos mit einem Bekannten spazieren, wie gestern Abend mit Moriz Hartmann, und komme endlich zu jener Ruhe, die sich auf sich selbst besinnt, sich ihres freien Willens bewußt wird, und nicht mehr vor der fortreisenden Kraft der Riesenstadt zurück schaudert. In London bekommt man einen annähernden Begriff davon, was ein Atom ist in dem Weltenall.

Man hat hier, ich glaube für einen wohlthätigen Zweck, eine Ausstellung von mittelalterlichen Kunstgegenständen veranstaltet, in der wir heute einen Besuch gemacht haben. Das Hauptstück in der sehr reichen Sammlung ist ein schöner.

silberner Schild, der die Thaten des Cäsar's darstellt, und der dem Benevenuto Cellini zugeschrieben wird. Gobelins und uralte merkwürdige Stickereien machten die Wandverzierungen in dem Locale. Aus öffentlichen Anstalten war Nichts dazu geliefert, sondern Alles von Privatpersonen hergegeben worden. Einzelne Gegenstände gehörten der Königin als persönlicher Besitz, und man konnte aus der Masse des Vorhandenen sehen, welche Schätze der Art sich in England befinden müssen. Es war ein großer Reichthum von prächtigen Gefäßen in Gold, Silber und Edelsteinen, Trinkhörner und Gläser, Tafelaufsätze, Reliquienschreine, Messbücher, alte Miniaturen und eine Auswahl der schönsten Majoliken zusammen gebracht. In diesen letzteren herrscht im Ganzen doch die Theorie der einheitlichen Farbengebung vor, welche von den pompejanischen Wandgemälden stammt und sich auch in den Fresken aus der Cassa Rafaella im Palazzo Borghese wiederfindet. Mit als das Schönste aber erschienen mir zwei kleine Statuetten aus Buchsbaum geschnitten. Sie mögen vielleicht zehn Zoll hoch sein und stellen, die eine einen jungen Bacchus, und die andere eine Bacchantin dar. Ich erinnere mich nicht, in Holzschnitzerei etwas Aehnliches gesehen

zu haben; sie konnten den Vergleich mit den besten alten Bronzen bestehen, und die röthlich braune Farbe des Buchsbaumes hatte obenein etwas sehr Hübsches und Warmes.

Wir haben ein paar Stunden dort verweilt, und wieder eine rechte Bewunderung für die insigne Kunstliebe des Mittelalters empfunden, die das ganze Leben so sehr durchdrang, daß sie stark genug war, das spröde Handwerk mit dem Wunsche nach Schönheit zu erfüllen und zu künstlerischem Schaffen zu erheben. Es ist sicher auch eines der guten Zeichen unserer Zeit, daß die Form der Geräthe für den täglichen Bedarf immer schöner wird, daß der Eisenarbeiter, der Töpfer, der Maurer, der Tischler nach künstlerischer Vollendung für ihre Arbeiten trachten. In der Liebe dieser Stände für das Schöne, die Niemand abläugnen wird, der sie nur einigermaßen kennen zu lernen Gelegenheit hatte, liegt die sicherste Gewähr gegen den Untergang des Schönen und der Bildung, den die Feinde des Socialismus immer als ein drohendes Gespenst aufzustellen lieben. Eine Revolution, deren Träger eben so lebhaft nach geistiger Bildung als nach dem täglichen Brod verlangen, ist kein Feind der Civilisation, sondern schützt Kunst und Wissen-

schaft, wenn sie dieselben vielleicht auch in neue Bahnen zu leiten, sich berufen fühlen sollte.

Um vier Uhr machten wir, nach mehrstündiger Ruhe, eine Fahrt durch die Parks und stiegen dann im botanischen Garten von Regentspark aus, wo eine Blumenschau und ein Morgenconcert veranstaltet waren. Welchen Raum die Parks einnehmen, ergiebt sich allein daraus, daß unter Anderm im Regentspark sich ein botanischer Garten und ein großer zoologischer Garten befinden, beide so groß, als die ausgedehntesten derartigen Anstalten des Continents, und daß man doch lange im Park umher wandern kann, ohne einen der beiden Gärten zu berühren. Sowohl der botanische als der zoologische Garten gehören den Privatvereinen an, die sie gegründet haben. Der Eintrittspreis in die Gesellschaft des botanischen Gartens ist zwanzig Pfund, der jährliche Beitrag fünf Pfund. Während der Saison veranstaltet man mehrere Blumenausstellungen und Concerte, zu denen man jedoch nur durch die Mitglieder Karten erhalten kann, welche mit sieben Schillingen bezahlt werden. Diese, für unsere deutschen Verhältnisse unerschwingbar hohen Eintrittspreise, lassen hier aber noch einen großen Besuch des Gartens zu, und es waren sicher ein

paar Tausend Menschen dort versammelt. Der Anblick des Ganzen war reizend.

Das Concert begann gegen vier Uhr, und endete vor der allgemeinen Speisestunde, das heißt um sechs Uhr. Es sind drei oder vier Glashäuser und Treibhäuser in dem Garten, alle von gefälliger architektonischer Form, sehr elegant eingerichtet und so groß und hoch, daß man darin, wie in den Sälen und Hallen großer Museen oder Theater umhergehen kann. Außerdem waren für die Blumenschau Zelte aufgeschlagen, räumlicher noch als die Glashäuser, und so schön arrangirt, daß ich mich kaum eines ähnlichen Eindruckes zu erinnern weiß. Wenn man aus dem vollen Sonnenscheine des Tages in das abgedämpfte Licht der Zelte trat, umfungen von dem berausenden Duft, von der Farbenpracht der Gewächse, die auf Rasenhügeln, der Uebersicht wegen, terrassenförmig geordnet waren, und zwar so, daß die verschiedenen Species einzelne Gruppen bildeten, so fühlte man sich plötzlich wie in eine südliche Welt versetzt. Es war viel schöner, als die Blumenausstellungen in geschlossenen Gebäuden, viel harmonischer. Die Pflanzen schienen ihrem Elemente nicht entzogen zu sein, und ihr Duft, der in gemauerten Wänden so be-

täubend und erheizend wirkt, war hier im Freien nur süß und erquickend.

Neben der Blumenpracht war aber eine solche Menge schöner Menschen dort beisammen, daß es eine Wonne war. Die schönsten Kinder und Mädchen und Frauen gingen in vielfarbiger Kleidung auf den offenen schattenlosen Rasenplätzen umher, denn man darf in England auf dem Rasen gehen, so gut wie in Italien, und alle sahen aus als wollten sie, wie die Blumen, auch ihr Theil von der lieben Sonne haben, um noch frischer und schöner zu werden in ihrem Lichte. Dazu spielte das Musikchor heitere, italienische Opermelodien, so daß es ein rechtes Schwelgen war, in Luft, in Licht, in Farben, Tönen und Düften, das mich sehr froh stimmte und mir noch sonnenscheinhell in der Seele nachwirkt.

Das Märchenhafteste aber habe ich am Abend erlebt, als die Familie B., die mich für den ganzen Tag zu sich geladen hatte, mich in das Colosseum führte. Das Gebäude liegt in Albionsstreet am Regentspark und sieht von Außen nicht eben besonders räumlich aus, es muß also sehr geschickt im Innern eingerichtet sein, um Platz zu haben für die Herrlichkeiten, welche es enthält.



Den Eintritt bildet ein Corridor, in dem zu beiden Seiten Statuen aufgestellt sind. Er leitet in eine schöne Rotunde. Sie ist von Säulenhallen getragen, zwischen denen sich in Nischen Sculpturwerke der Neuzeit befinden. Polster ziehen sich an den Wänden hin, Teppiche bedecken den Boden, und durch den blendend hell erleuchteten Raum klingen die Töne eines Doppelconcerts von zwei Flügeln und Violinen. Die Mitte der Rotunde wird durch einen Riesens Pfeiler ausgefüllt, der eine Thüre hat. Man geht hinein, wird von einer Maschine in die Höhe gehoben, wenn man es nicht vorzieht, die Wendeltreppe hinaufzusteigen, und befindet sich auf der äußern Gallerie eines der Thürme von Paris, von dem man im Mondschein die Stadt zu seinen Füßen liegen sieht. Der nächtliche Himmel, der Mond, die Sterne, ihr Reflex im glitzernden Wasser der Seine, sind bis zur Sinnenverwirrung täuschend. Man geht um die Gallerie herum. Bald sieht man die, auch im halben Lichte noch kolossale Masse des Arcade l'étoile, den Tuilleries Garten, den Quai d'Orsai, den Place de la Concorde, die Brücken, die sich in schönen Linien über den Fluß ziehen; bald die Cité mit der prächtigen Kirche von Notre dame, und das

Alles belebt durch die Tausende von Gaslaternen, durch die Lichte vor den Wagen, welche vorüberrollen. Der Phantasieloseste muß der Täuschung erliegen, und sich in manchen Augenblicken in der Hauptstadt Frankreichs glauben.

Wenn man den Thurm dann verläßt und die Treppe nach dem vorgeschriebenen Wege hinabsteigt, strömt plötzlich kühle, frische Nachtluft uns entgegen. Man blickt empor und findet sich von Felsen eingeschlossen. Die *tête noire* ragt vor uns zum Himmel hinauf, man steht in einem Schweizer Häuschen, rund umher Nichts als wildes Geklüft, Steine, Moos und Ranken, deren frisches Grün sich in die Fenstern hineinschlingt. Das Wasser, schäumender, aus großer Höhe herabstürzender und sich über die Felsblöcke des Vorgrundes vertheilender Wasserfälle, beneht uns Gesicht und Hände, und rauscht in ein weites Flußbett hinab. Als Ruheplatz in dieser Hütte steht die Bank, welche Napoleon im Garten zu St. Helena vorzugsweise benutzt hat. Der Eigenthümer hat sie der verstorbenen Königin geschenkt, aus deren Nachlaß sie hierher gekommen sein soll.

Aus dem Schweizerhause geht man in einen schmalen Gang, in dem verschiedene Panoramen aufgerichtet sind. Sie stellen Silberminen, Ab-

teien im Mondschein und ähnliche Effektstücke dar, und füllen die Zeit aus, bis zur Eröffnung des Hauptpanoramas, des Erdbebens von Lissabon.

Es ist dafür ein hübsches Theater eingerichtet, das wohl gegen fünf hundert Personen fassen mag, mit bequemem Parket und ansehnlichen Logen. Die beiden Seitenwände zeigen Copien aus den Stanzzen, z. B. die Schule von Athen, in der Größe des Originals. Während wir dies Gemälde betrachteten, schlug es neun Uhr. Die Logen und Bänke füllen sich, die sämtlichen Lichter des Theaters erlöschen. Man hört die Musik einer Messe, der Vorhang erhebt sich, die Sonne geht über Cintra auf, und nun zieht die Gegend von Cintra bis Lissabon langsam an uns vorüber, während die Sonne höher und höher emporsteigt und die Beleuchtung sich zur Tageshelle und Mittagsgluth steigert, wenn man in Lissabon auf den Schloßplatz gelangt ist, auf dem ein buntes Gewühl von Menschen sich vor unsern Augen bewegt. Bei der Stärke aller meiner Sinne, bei der Gewißheit, daß das Panorama an mir vorübergezogen werde, konnte ich des schwindelerregenden Gefühles nicht ganz Herr werden, daß das Bild feststehe und das Theater sich bewege. Sobald man den Schloßplatz gehörig

betrachtet hat, verdunkelt sich die Sonne, Schatten lagern sich über die Gegend, endlich wird es nächtig finster. Man hört den Donner rollen, das Meer brausen, den Wind heulen, es schlägt prasselnder Hagel hernieder und mit lautem Krachen stürzen die Gebäude zusammen, daß man erbebt. Dann lichtet es sich so weit, daß man die Schiffe auf dem wogenden Meere sieht, kämpfend, versinkend, bis es heller wird, und in Eissabon die Flammen aus den Erdspalten hervorsprühen. Alles brennt, allmählig erlischt die Gluth, die Trümmer der unten im Thale gelegenen Stadt erkalten im Abendschatten, während der obere Stadttheil auf der Höhe unverfehrt und ruhig da liegt im goldenen Scheine des Sonnenunterganges.

Nun drängt sich Alles aus dem Theater in die nächsten Räume. Es sind maurische Säle. Papageien schaukeln sich zwischen Blumen, Springbrunnen fallen spielend über farbige Lampen hernieder, Mosaiksfußböden, Glaswände, erhöhen den flimmernden Glanz. Man sieht erstaunt nach allen Seiten, da lockt eine geöffnete Thüre in's Freie hinaus, und eine der schönsten Partien des Sabinergebirges, ein Theil der Ruinen von Tivoli, enthüllt sich in träumerischer Ruhe vor unsern

Blicken. Bleiche Marmorsäulen sehen aus dem sie überwuchernden Grün hervor, die Cypressen heben sich majestätisch gen Himmel und der sanfte, plätschernde Schall der Fontaine durchzittert die Luft, wenn sie in das Marmorbecken hinabsinkt. Es war eine stille schöne Mainacht, Italiens würdig. Mein Herz schwoll auf vor Entzücken und Sehnsucht und heiße Thränen stürzten mir aus den Augen.

Jetzt schwebt der Abend wie ein Traum vor meiner Seele, wie eine schöne Phantasmagorie, weil die letzte Scene mein tiefstes Empfinden mächtig erregt hat. Das allein hat mich auch mit der Ueberladung an Eindrücken ausgesöhnt, die doch eigentlich etwas sehr Widerwärtiges hat. Es ist so barbarisch, das Entfernteste, nicht Zusammengehörende so sinnlos zusammen zu drängen. Es macht unruhig, wie das Anhören eines Quodlibets, und ist, abgesehen von dem künstlerischen Standpunkt, das sicherste Mittel, die Menschen durch Ueberreizung stumpf und geschmacklos zu machen. Hier kann man lernen, wie man blödsinnig wird.

Den 30.


Es muß in der Luft von London liegen, dies Zusammenbringen des Entferntesten, denn auf den Zaubertraum im Colosseum folgt in meinen Erlebnissen das Schwerste, Keelste, das zwar auch Träume und Visionen erzeugt, aber doch nicht in nächster Folge. Ich war in der großen Porterbrauerei von Barclay und Perkins. Man muß eine Erlaubnißkarte der Eigenthümer haben, die Fabrik zu besuchen, welche südlich von der Themse in der Gegend von London Bridge gelegen ist. Dafür schreibt man als Dank beim Fortgehen seinen Namen in ein Fremdenbuch. Es war eine originelle Autographensammlung. Könige und Republikaner, tiefsinnige Gelehrte und Banquiers, Gott und die Welt in buntem Gemische.

Die hundert Tausende von Tonnen und Millionen Flaschen des jährlichen Umsatzes, von denen unser Führer uns erzählte, blieben wieder todte Zahlen für mich. Sie schwirrten in meinem Verstandniß als bewegliche Masse umher, wie ein Mückenschwarm. Man ging mit uns

durch die Fabrikgebäude, welche einen Raum bedecken, auf den ein Stadtviertel stehen könnte; aus der obern Etage eines Gebäudes führt eine eiserne Brücke in das nächstgelegene Haus. Alles ist großartig und solid.

Wir sahen kolossale Dampfmaschinen und ihre Thätigkeit — Braukessel wie Häuser groß, Kühlböden für das Bier wie Teiche. Sieben Personen sollen mit sieben Millionen Pfund in dem Unternehmen betheiliget sein. Der Zahlen, Maaße, Summen wurden immer mehr je weiter wir gingen. Die Rückenschwärme in meinem armen Hirne immer größer. Dazu herrschte ein betäubender Dunst in den Räumen. Fußhoch sieht man das Gas, das sich aus dem frischen Gebräu entwickelt, über der Flüssigkeit schweben. Der Geruch des Porters, wo er sich in die Ränder der Braufässer gezogen hat, ist streng und scharf wie der stärkste Salmiakgeist. Es durchzitterte mir alle Nerven, als ich, von dem einfältigen Rath des Führers verleitet, den Dunst tiefathmend in mich sog. Ein Fall in den Kübel ist des Gases wegen tödtlich, sagte man uns. Der Mann beschrieb und erklärte immer fort. Ich sah immer mehr Malz und Porter, immer mehr Feuer in den Defen der Dampfkessel, es wurde mir Alles immer ungeheuerlicher, riesiger,

und ich kam mir zuletzt wie Gulliver vor, im Lande von Brodignak. Ich verlor die Begriffe und den Maßstab, bis man uns in die zur Fabrik gehörigen Stallungen führte, in denen hundert und sechzig Pferde gehalten werden für den Geschäftsbetrieb in der Stadt. Das gab mir denn die deutlichste Vorstellung von der Ausdehnung der Fabrik.

Zu dem ist die Race, zu welcher diese Pferde gehören, seit meinem ersten Gange durch die Straßen, ein Gegenstand meiner Bewunderung gewesen. Die passen auch nach Brodignak. Von flandrischem Ursprung, werden sie in Yorkshire mit der größten Sorgfalt gezüchtet, und es ist dadurch ein Pferdegeschlecht in seiner ursprünglichen Kraft erhalten worden, wie ich noch keines je gesehen. Ungewöhnlich groß, sind die Stärke, der gewaltige Knochenbau, die riesige Brust, die schweren  verhältnißmäßig niedrigen Beine dieser Thiere, mir täglich wieder wunderbar. Auf ganz alten Bildern findet sich mitunter solch ein Pferd, schwer gewappnet wie sein eisengeschienter Reiter; umher gehen sah ich ein solches niemals jenseits des Kanals. Man denkt, die Kraft solcher Rosse müßte für hundert Jahre ausreichen, und



sie haben mich viel mehr beschäftigt, als all die Fässer, Flaschen und Maschinen.

Ueberhaupt war der Weg nach der Brauerei mir anziehender und unterhaltender als diese selbst. Es ist immer so viel Fremdes in den Straßen zu erblicken. Als wir von Londonbridge abwärts nach St. Saviours Church gingen, wohin Treppen hinabführen, saß ein elend. kranker Bettler auf der Erde. Vor ihm hatte man das Trottoir etwa drei Fuß lang und breit mit weißer Farbe bemalt, darum einen schwarzen Strich gezogen, wie einen Rahmen, und mit schöner Handschrift die Worte hineingeschrieben: »Have no employment — am obliged to ask charity from the public — at least for a smal trifle to help me — for hungre is a sharp thorn — it is hard to get my bread!.\*« — Als wir zurückkamen war er nicht mehr da und die Inschrift verlöschet. Im Ganzen wird man wenig um Almo~~ng~~angesprochen, und bis auf einen blinden Jnder und einen

---

\*) Ich habe kein Amt — bin genöthigt Wohlthätigkeit vom Publikum zu fordern — wenigstens eine Kleinigkeit, mir zu helfen — denn Hunger ist ein scharfer Dorn — es ist hart, mein Brod zu gewinnen!

unglücklichen Mann, der in den Straßen umherkriecht, habe ich wenig Krüppel gesehen.

In der City aber hätte ich wieder überall stehen bleiben mögen. In Paternostre Row, wo in einer erschreckend engen Straße der Mittelpunkt des englischen Buchhandels, und in jedem Hause ein Buchladen ist. Vor der Bank, wo ein Missionair mit langem Gewande und langem Haare, den ich zufällig ansah, die Arme segnend gegen mich erhob; vor den Quäkerinnen, mit ihrer vernünftig einfachen Tracht und ihren altmodisch zweckmäßigen Hüten, die einzigen, welche wirklich gegen Sonne und Wind schützen, und vor tausend andern Dingen; vor Läden mit phrenologischen Schädelpräparaten, vor dem alten Uhrthurm in Leadenhallstreet, und schließlich auch vor jedem von den hunderttausend Wagen, die auf und niederfahren, denn, wie man zwischen denen doch immer lebendig und mit heiler Haut hindurchkommt, ist mir das Wundervollste alles Wundervollen.

Ob diese Blätter Dir schon jetzt ein Bild von London geben, zweifle ich: Drücken sie Bewirrung, Erstaunen, eine Art von Scheu und zugleich doch angenehme Ueberraschung — mit einem Worte, drücken sie eine reiche Lebensfülle

aus, so erreichen sie ihren Zweck. Das Leben fluthet und schäumt hier wie nirgend anders, mein Rachen schwebt auf den Wellen, und es bleibt nun nichts übrig, als jenes fröhliche, vertrauensvolle: vogue la galère! das so leichtsinnig klingt, und so viel selbstgewisse Kraft voraussetzt.

---

## Sechste Sendung.

---

London. Vom 31. Mai bis 2. Juni.

In den letzten Tagen habe ich die Bekanntschaft des Consul C. gemacht, an den ich empfohlen worden war, und in seiner Begleitung die Börse, die Bank, die London-Dock und das Haus der Ostindischen Compagnie gesehen, diese Herzkammern, durch die das Gold des Landes strömt.

Was mir dabei am meisten auffällt, ist die Unabhängigkeit, in der sich alle diese, auf Association begründeten Anstalten, von der Regierung zu befinden scheinen. So wie sich mir, nach den Erklärungen von Eingeborenen, das Verhältniß der Regierung zum Lande darstellt, fungirt sie hauptsächlich als Ministerium der äußern Angelegenheiten, und hat, um als solches ihren Maßre-

geln das nöthige Gewicht geben zu können, die Verfügung über die Land- und Seemacht, also das Kriegsministerium, wobei sie aber durch das Budget beschränkt, und durch das Parlament beaufsichtigt wird. Auch die hohe Justiz ist in den Händen des Gouvernements. Die stehenden Ausgaben für das Kriegswesen sollen durch die Grundsteuer, die Fenstertaxe, die Einkommensteuer, die Luxussteuer u. s. w. gedeckt werden, welche die Regierung einzieht. Die Grundsteuer soll jedoch in London schlecht regulirt sein, da sich ein großer Theil des Bodens im Besitz der Krone und der Aristokratie befindet, welche von der Steuer befreit sind. Sie verpachten den Boden für neun und neunzig Jahre, und man will aus dieser Maßregel die große Anzahl schlechter und ärmlicher Privatbauten herleiten.

Die ganzen übrigen Verwaltungszweige in England, die gewöhnliche Justiz, die Kirche, die Schule, das Armenwesen, die Sitten-Polizei, die Straßenpflasterung und Beleuchtung sind Sache der Selbstregierung und gehören den Kirchspielen an, die die Steuern, zur Bestreitung der Verwaltung, in sich durch Selbstabschätzung aufbringen. In jedem Kirchspiele fast habe ich öffentliche Krankenhäuser, Hospitäler für Wöchnerinnen, Anstalten zur

Aufnahme von Pockenkranken und zum Impfen der Kinder gesehen. Die meisten trugen den Namen irgend eines Mitgliedes des Königshauses, unter dessen Patronat man die Anstalt gestellt; auf allen aber ließ man, daß sie durch freiwillige Beiträge erhalten würden. Von einer in das Familienleben eingreifenden Beaufsichtigung, wie die Polizei sie bei uns ausübt, ist hier nicht die Rede. Als ich neulich meiner Wirthin erzählte, daß bei uns die Polizei Register führe über die Pockenimpfung, daß sie die Eltern zwingt, die Kinder zur Schule zu schicken, kam ihr das Alles völlig unmöglich vor. Es ist wahr, daß ich hier mehr Menschen aus der jüngern Generation mit Pockennarben gesehen habe, als bei uns; aber da jede arme Familie unentgeltlich Impfung für ihre Kinder in der Kirchspielsanstalt erhalten kann, scheint mir die Unabhängigkeit für die große Mehrzahl der Verständigen, nicht zu schwer erkauft durch die Pockennarben in den Familien der Sorglosen und Unverständigen.

Der Schulunterricht, dessen ich hier gedachte, ist übrigens für Knaben in den Bürgerschulen sehr billig. Er beträgt einen Sixpence die Woche, also acht ein halb Thaler für das ganze Jahr. Für ihre Töchter dagegen, zahlt meine Wirthin, deren An-

sprüche an Bildung nicht groß sind, vierteljährlich eine Guinee, wobei der Unterricht im Französischen noch besonders vergütet werden muß. Die Geschichts- und Geographiebücher, die ich zufällig gesehen, da die Kinder mich oft besuchen, waren auf Fragen und Antworten eingerichtet, wie ein Katechismus, und die Geschichte Englands so antiliberal, daß Cromwell wirklich wie ein Galeerenzüchtling dargestellt, Karl der Erste aber mit einem Heiligenscheine umgeben war. Die Mädchen, welche sich dieses Buches bedienen, sind zwischen neun und eilf Jahren. Die ganze Erziehung liegt in England in den Händen der Mütter, sowohl in den begüterten Familien, die ich kennen gelernt habe, als hier in dem Hause meiner Wirthin, deren Mann ein Cigarrenhändler, und von Morgens neun Uhr bis gegen Mitternacht in der City ist. Nur selten kommt er in der Woche zum Mittagbrot nach Hause.

Die Einrichtung, daß alle Geschäfte in der City gemacht, und die Männer also genöthigt werden den größern Theil des Tages außer dem Hause zuzubringen, scheint mir einen guten Einfluß auf das Familienleben und das Glück der Ehen auszuüben. Die Vorkehrungen für den Kleinram des täglichen Bedarfs, die oft etwas

Lästiges, Störsames haben, werden dadurch von der Frau in der Abwesenheit des Mannes gemacht. Die Scheuer- und Waschtage, die ganze Wirthschaftsnoth und Mühe, welche den unbemittelten Frauen hier so schwer aufliegt, als bei uns, wird dem Auge des Mannes möglichst entrückt. Kommt er Abends müde aus dem Geschäftslocale der City zurück, so findet er sein Haus geordnet, die Frau hat Muße für ihn, und ihm selbst wird das Haus im Gegensatze zum Geschäftslocal, ein Ort der Erholung und der Ruhe. Wie oft dies in Deutschland anders ist, wissen wir leider nur zu gut, und wie günstig die englischen Zustände auf die Lage der Frauen zurückwirken müssen, ist begreiflich.

In welchen Spelunken aber selbst die größten Bankiers, in der City ihre Tage zubringen, davon macht man sich kaum eine Vorstellung. Die Straßen und Gänge sind dort an und für sich sehr enge, aber nicht nur in den engsten Straßen, sondern in den Gehöften und Hinterhäusern finden sich Comtoire. Wo oft nicht ein Sonnenstrahl hineinfällt, gebieten Leute über Hunderttausende, fahren die prachtvollsten Kabriolets vor, den Besitzer in irgend ein stattliches Manourhouse außerhalb der Stadt, oder in eines der ele-



gantem Häuser des Westendes abzuholen, in dem aller Luxus der Welt sich vereinigt findet. Ich habe das gestern mit Staunen gesehen, als ich wieder die City einmal besuchte.

Wenn man vom Westende durch Cheapside nach der City kommt, hat man vor sich die Fassade der Börse, zur Linken die Bank, zur Rechten das Mansionhouse, die Wohnung des Lordmajor, vor der Abends eine Reihe von Gaslaternen brennen, so daß das Haus immer festlich erleuchtet aussieht. Es sind alles stattliche Gebäude, der Platz ist sehr groß, dennoch macht er verhältnißmäßig keinen bedeutenden Eindruck. Vielleicht ist es mit London wie mit Rom, daß das Auge, durch Größe verwöhnt, den richtigen Maßstab für dieselbe verliert. Vielleicht ist es auch, hier wie dort, jener Barbarismus in der Architektur, der — im Gegensatz zu den Griechen — mit großen Mitteln nur geringe Wirkungen erzeugt. Ich habe selbst noch kein festes Urtheil darüber, weshalb die meisten Plätze und Gebäude sich hier nicht so groß und bedeutend darstellen, als sie es wirklich sind.

Die Börse zieht sich in vier langen Flügeln um einen innern Hofraum, in dessen Mitte eine Statue der Königin Victoria steht. Die Hauptfassade der Börse erinnert an das Pan-

theon. Der linke Flügel des Hauses, gegen die Bank hin, trägt die kaufmännisch ehrliche Inschrift: »Gott die Ehre, mir das Glück.« Im Innern wird das erste Stockwerk des Gebäudes von Säulen getragen, so daß zur ebenen Erde eine offene Säulenhalle entsteht, welche den ganzen Hofraum umschließt. An der Decke dieser Halle hat man die Wappen aller regierenden Fürstenhäuser gemalt, und in zwei Ecken der Gallerie befinden sich die Standbilder der Königin Elisabeth und Karls des Ersten. Sie sind eben so unschön als das der Königin Victoria.

Die erste Etage enthält die Commercial-rooms, Lesezimmer, welche, als ich sie sah, sehr stark besucht waren. In drei andern Gemächern ist der Lloyd, die Versammlung der Affecuradeure gegen Seeschaden. Daß in diesen Zimmern eine Bibliothek, Land- und Seekarten und Com-passe und Globen nicht fehlen können, versteht sich wohl von selbst. Die Hamburger Börse, die Du ja kennst, ist ziemlich nach dem Plan der Londoner eingerichtet, nur daß die erstere in der Mitte überdacht, und der offene Hof also in eine Halle verwandelt ist, was in dem englischen Klima wohl auch zweckmäßiger sein würde. Die Hamburger Sitte, daß sich die Kauf-

leute zur Börsenzeit auf ihren bestimmten Plätzen aufhalten, ist hier nicht eingeführt; Büreaus, wie ich sie in Hamburg für die Makler von Producten gesehen, fehlen hier ebenfalls. Ueberhaupt sagte mir der Consul, daß verhältnißmäßig nur wenig Geschäfte in der Börse gemacht würden. Zwischen zwei und drei Uhr, wo wir sie besuchten, war es nur in den Zimmern des Lloyd belebt, in dem ganzen übrigen Hause aber ziemlich leer, so daß es mir auffallend war. Das aller Auffallendste jedoch ist die Statue des ehemaligen Handelsministers Huskinson. Sie befindet sich in den Commercialrooms in Marmor ausgeführt, und ist geschmacklos bis zum Komischen. Der englische Handelsminister, der im neunzehnten Jahrhundert bei der Probefahrt auf der Eisenbahn nach Manchester ums Leben kam, ist mit nackter Brust, in einer Toga dargestellt, wie ein vorchristlicher Römer oder Grieche. Dazu hat er aber große Stiefel an, jedoch von einem so dünnen Stoffe, daß der ganze Fuß mit Zehen und Knöcheln durchscheint. Es ist mir ein täglich neues Wunder, weshalb in England, wo man die ersten Kunstwerke des Alterthums besitzt, wo so viel Liebe für die Kunst herrscht, daß die Engländer für die besten Käufer der modernen Bild-

werke gelten, wo man in der Ausstellung so schöne Büsten findet, weshalb in England die meisten Statuen auf den öffentlichen Plätzen so auffallend schlecht sind? — Man nimmt sich immer vor, sie nicht mehr anzusehen, weil sie wirklich die Phantasie verderben, aber es ist wie ein Zauber — so bald man aufblickt, steht solch eine unglückliche Gestalt vor uns, und bannt sich in das Gedächtniß fest, als ob es das ersehnteste Schöne wäre.

Von der Börse führte der Consul mich zur Bank, in der er mir die Einrichtung möglichst zu erklären suchte, die auf ein eigentliches Diskontiren hinausläuft. Die Bank ist der allgemeine Cassirer, kein Kaufmann behält das Geld in seinem Hause. Hat der Eine dem Andern eine Zahlung zu leisten, so läßt er es in der Bank von seinem Conto auf das Conto des Gläubigers umschreiben. Die Bank hat über neun hundert gut besoldeter Beamten, der pensionirten Veteranen nicht zu gedenken. Alle sind auf das strengste Schweigen verpflichtet, und das ganze System, das ganze Ineinandergreifen der verschiedenen Büreaus, auf die Bewahrung des Geheimnisses eingerichtet, so daß kein Kaufman sich durch die Bank über das Guthaben eines andern Kaufmannes unterrichten

kann. Die Unterkassierer der Bank, wenn man es so nennen darf, oder vielmehr die Vermittler zwischen ihr und dem Publikum, sind die eigentlichen bankers, sechs bis zehn Kaufmannshäuser, welche baare Zahlungen machen. Ich habe z. B. meine Akkreditive von Berlin auf das Haus Bischoffsheim Goldschmidt, würde aber nach dem gewöhnlichen Gebrauche von ihnen eine Anweisung auf einen der bankers oder auf die Bank selbst erhalten, wenn man nicht eben, mir den Weg und die doppelte Mühe zu ersparen, freundlich genug wäre, mir die Posten, welche ich bedarf, gleich selbst auszuführen. Die kleinsten Banknoten sind von fünf Pfund, also für den Verkehr im Kleinhandel nicht zu brauchen. Es kursirt nur Silber, Gold und Kupfer.

Man wollte uns die Gold- und Silberschätze zeigen; die Räume, in denen die Münzen in Matten eingekleidet liegen, wie jede andere Waare. Es bot sich auch die Möglichkeit, die Fabrikation der Banknoten zu sehen, die in der Bank selbst gemacht werden — ich habe es aber dankend abgelehnt, weil ich weiß, daß ich daran doch nur ein künstliches Interesse nehme, und daß mit solchem Anschauen, für mich nichts Wesentliches gefördert wird. Was mich interessirte, war die Mittheilung, daß unter den

Schätzen der Bank, sich ein für Wellington ausgestellter Bankschein befindet, im Werthe von einer Million Pfund, den man ihm nachgesendet, als er den Krieg in Ostindien leitete.

Hier in der Nähe der Börse und der Bank sind auch, außer der Stockbörse, die Gebäude der großen Feuer- und Lebensversicherungs-Anstalten, des Sun und anderer, die auf dem Continente ihre Filialinstitute haben. Man ist auf dem Mittelpunkte des Geldverkehrs, des Handels, aber man empfindet das nur mit dem Verstande, es prägt sich dem Auge, den Sinnen nicht ein.

Von der Börse wendeten wir uns nach Leadenhallstreet, einer dunkeln, alten Straße, in der das Haus der Ostindischen Compagnie gelegen ist. Die Compagnie hat noch heute ihre Stimme zu geben bei der Wahl des Gouverneurs, sie besoldet die Civil- und Militairbeamten in Ostindien, trotz dem ist sie nur noch der Schatten jener Vorzeit, in der sie den Alleinhandel als Privileg besaß.

Außer den Büreaus der Compagnie ist ein Museum in dem Gebäude. Den zoologischen Theil desselben haben wir nicht gesehen, sondern uns gleich zu dem Hausrath gewendet, unter dem das Sattelzeug eines Elephanten sehr prächtig war. Der Sitz, wie eine

runde Schale mit tiefem Rande geformt, hatte Raum für zwei Personen. Er war mit scharlachfarbenem Tuch ausgeschlagen, bequem gepolstert und überschattet von einem Schirmdache, das ein silberner gewaltiger Raubvogel, mit reich vergoldeten Federspitzen, in seinen Riesenklauen hielt. Ein Palankin für eine, und ein anderer für zwei Personen, waren aus gleichem Material gefertigt. Sie hatten nur einen Tragbalken, nicht zwei, wie bei uns an Tragesesseln üblich ist, und dieser war sehr lang und weich gepolstert. — Eine große Laterne von schön gemaltem, chinesischem Horn mit reichen Behängen von seidenen und goldenen Quasten — eine prächtige Kettenrüstung mit dazu gehörigen flachem Stahlhelm, beide mit der feinsten Goldarbeit verziert, überraschten durch ihre technische Vollendung. Die farbig gemalte, aus Holz geschnitzte Gruppe eines Tigers, der einen Europäer im Kampfe bewältigt, war dagegen ganz roh.

Eine vollkommen neue Welt aber ist mir aufgegangen, als ich die Kopien nach den alten indischen Tempelbildern gesehen habe; deren sich hier eine große Anzahl befinden. Erst ganz in der letzten Zeit waren wieder mehrere Tafeln von hoher Schönheit angekommen. Sie schlie-

ßen sich in gewisser Weise an die alten egyptischen Darstellungen an, verrathen aber eine bei weitem größere Entwicklung, wie denn auch die Götzenbilder von Holz, Marmor und Erz eine Kunstfertigkeit bekunden, die der unsern gleich kommt. Ein kleiner Hausgötze aus Marmor war sauber in Farben gemalt und stellenweise vergoldet; ein sehr großes, eisernes, aus vielen Figuren bestehendes Bild der Sonne, der Nacht und der Tagesstunden, mußte man, die indische Allegorie zugegeben, eben so geistreich komponirt als meisterhaft ausgeführt nennen.

Der Hauptvorzug der indischen vor der egyptischen Kunst, scheint mir in der Beweglichkeit der Gestalten zu liegen. Die Abstraction, aus der die Starrheit der ägyptischen Götterbilder hervorgegangen ist — ebenso wie das ewige Lächeln der griechischen Götter — fällt bei den Indiern gänzlich fort. Ihre Götter erscheinen als Menschen in immer neuen Wandlungen auf der Erde, also fühlen sie menschlich und bewegen sich wie Menschen. Die ganze Lehre von der Seelenwanderung wirkt außerdem veredelnd auf die Darstellung alles Geschaffenen zurück, denn in allem Geschaffenen kann sich der Gott offenbaren, in allem Geschaffenen die Seele des Menschen leben. So unumstößlich ist die



pantheistische Weltanschauung, daß sie in solch materieller Gestalt die Grundlage aller ersten Religionen gewesen, und also dem Menschengesichte als das instinktiv Einleuchtende, Wahre erschienen ist vom Anbeginn seines Denkens.

Vögel, Pferde, Menschen sind viel besser gezeichnet als auf den egyptischen Denkmälern, vor Allem aber haben die Frauenköpfe, trotz der rothbraunen Farbe, trotz der weißgefärbten Unterlippe und der langgedehnten Ohrläppchen, einen Liebreiz in der Haltung, eine Verschiedenheit in Blick und Ausdruck, das man sich gar nicht satt daran sehen kann. Man hat die Originale der schönen indischen Liebesgedichte vor sich. Jedem dieser Köpfe konnte man gläubig das Lied von der schönen Mahadové vorsagen, das Wolf so trefflich übersetzt hat. In all' den Bildern der Krieger und der Frauen macht sich, neben der Verehrung vor der Menschengestalt, ein tiefes Verständniß der Seelenzustände geltend. Sie überrreffen, nach meinem Auge, darin bei weitem die Bilder der byzantinischen und italienischen Schulen vor Cimabue. Es läßt sich nichts Naiveres, Zärtlicheres, Schelmischeres denken, als diese Frauenköpfe, deren auf einer der neuen Tafeln, sieben oder acht sich neben einander befinden.

In demselben Saale, der mich viel länger fesselte, als es meinem Begleiter lieb sein mochte, sah ich plastische Darstellungen chinesischer Wohnhäuser und Villas; so auch eine Nachahmung der Stadt Lahore, in der die eisenstrigen Häuser so eng zusammengebrängt sind, wie in der City, während aus ihrer Mitte große Tempel hervorragen. Nur ein Paar breite Hauptstraßen ziehen sich in vielfachen Windungen durch die Stadt, die von regelmäßigen und starken Festungswerken umgeben ist.

Rechne dazu die Portraits verschiedener Rajahs und Schahs, eine Reihenfolge von indischen Landschaftsansichten, und endlich den, unter Glas und Rahmen bewahrten Antrag eines Mitgliedes der Compagnie, dem Lord Nelson den Dank der Compagnie zu votiren — die darauf folgende Dankadresse an Nelson — und Lord Nelson's eigenhändiges Antwortschreiben in schöner bequemer Handschrift — so sind damit die Bilder eines fernen Landes, ferner Zeiten, fremder Sitten, und das Verhältniß jener Gegenden zu England in einer Weise vor dem Auge des Beschauers entrollt, wie sie anderwärts ihm nicht leicht in ähnlicher Schnelligkeit geboten werden können.

Wir hatten mit dem langen Verweilen fast

die Zeit für den Besuch in dem Dock versäumt, und mußten also eilen, ein Cab und in diesem den Dock zu erreichen. Die Docks sind große künstliche Bassins, mit starken Kayn eingefaßt, von Waarenhäusern und Lagerschoppen umgeben. Sie dienen theils zur Vergrößerung des Hafens, theils zum bequemeren Aufstapeln und Verladen der Waaren. Die verschiedenen, durch die Schleusen getrennten und durch Zugbrücken für den Verkehr verbundenen Bassins, bilden verschiedene Ladeplätze. Sie können durch die Schleusen höher oder niedriger mit Wasser gefüllt werden. Zur Zeit der Fluth öffnet man die Schleusen, welche den Dock von der Themse trennen und läßt das Wasser ein, dadurch ist der Wasserstand in denselben während der Ebbe höher als in der Themse. In gleicher Weise kann man den Wasserstand in den einzelnen Bassins steigern. Man läßt das Wasser aus den vorderen Bassins in die hinteren gehen, und füllt jene wieder durch die rückkehrende Fluth, die sich in der Themse sehr stark bemerklich macht.

Der Catharinendock ist der City zunächst gelegen. Er befindet sich der Münze gegenüber und ist der neueste, während der Londondock der größte und besuchteste ist. Die Ostindia-

und die Westindiadocks liegen in Blackwall, ein paar Meilen von London. Alle diese Docks sind durch Privatassociation gegründet. Die Theilnehmer haben das Recht, ihre ankommenden Waaren vierzehn Tage lang unentgeltlich in den offenen Hallen liegen zu lassen, für den Fall, daß man sie zur Stelle verkaufen will und kann. Nach dieser Zeit werden sie in die Warehouses, Lagerhäuser, gebracht, wobei für das Umstapeln und für die Lagermiete bedeutende, aber dem Werthe des Raumes in London angemessene Preise zu zahlen sind.

Die Keller des Londondock, eine lange Reihe von Katafomben, sind mit Laternen erleuchtet. Wie viel Rum, Wein und Branntwein sie gewöhnlich enthalten, habe ich gehört, aber nicht beachtet. Wenn man von einem der Kaufleute, welche Weine dort lagern haben, einen Schmeckzettel, »taste« erhalten hat, so zündet der Kelleraufseher eine Fackel an, führt die Fremden in den betreffenden Raum und läßt von allen Weinen des Taste-Gebers kosten. Der Consul besaß selbst Weine in den Docks, da er Expeditionsgeschäfte betreibt, indeß ich habe als Kind in den Weinlagern meines Vaters so oft Wein vom Fasse gekostet, daß ich nicht den geringsten Reiz empfand, es hier zu wiederholen.

Die Docks unterhielten mich nicht als etwas

Ueberraschendes, sondern gerade weil mir in dem Handelsleben heimisch zu Muthe war. Ein Hafen, Speicher, rohe Producte und Waarenvorräthe für den Binnenhandel und den Verkehr der Ostseeprovinzen mit den übrigen Ländern, englische und amerikanische Schiffe, das sind die Gegenstände gewesen, die ich in Königsberg bei den täglichen Spaziergängen von Jugend an vor Augen gehabt, und oft genug habe ich meinen Vater begleitet, wenn er seine Speicher am Hafen des Pregel besuchte. So freute mich denn die geschickte Art der Verpackung von vielen Gegenständen, am meisten aber, daß sie zum Signiren der Säcke und Päckchen lederne Buchstaben-Schablonen hatten, während man früher in Königsberg sorgfältig und mühsam die Signaturen hinzupinseln genöthigt war.

Daß die Zahl der Schiffe sehr bedeutend, die Schiffe selbst sehr groß, daß ganze Straßen, von »Woolwarehouse, Cotton-, Iron-, Campher-, Oilwarehouse« in den Docken befindlich waren, versteht sich von selbst. Ueberraschend groß erschienen mir die Massen von Korkholz und die Massen von Rohr, theils zu Stöcken, theils zu Geflechten bestimmt, aber hier, wie bei der Einfahrt in die Themse, hat sich mir die Erfahrung

wiederholt, daß Massen nicht auf mich wirken. Die Ordnung in den Docks ist musterhaft. Jedes Schiff ist mit seiner Ladung registriert, an jedem Waarenhause sind die verschiedenen Partien mit dem Namen des Eigenthümers und mit dem Namen des Schiffes verzeichnet, das sie gebracht hat.

Als ich von dieser »Handelsexkursion« sehr müde nach Hause kam, besuchte mich Mr. W., den ich in Berlin bisweilen bei mir gesehen habe. Er kam von Cambridge aus dem College, seiner Familie einen Ferien-Besuch abzustatten, wollte acht Tage hier bleiben, dann aber eine Excursion party nach Paris mit machen. Solche Exkursionspartieen werden hier nach den schönen Gegenden Großbritanniens, nach dem Rheine und nach Paris unaufhörlich von den Eisenbahnen veranstaltet. Diese Fahrt nach Paris war auf vierzehn Tage berechnet und sollte fünfzehn Pfund kosten. Dafür besorgt die Compagnie hier den visirten Paß, schafft den Reisenden in der ersten Classe nach Paris, liefert ihn dort in eines der besten Hotels ab, in dem er ganz freie Beköstigung, einen Lohndiener und ich weiß nicht welche Amusements besorgt erhält. Es werden ihm alle Merkwürdigkeiten gezeigt, am vierzehnten Tage wird ihm sein Paß zur Rückfahrt vi-

sirt übergeben, er wird mit dem ganzen Touristen-Schwarm wieder aufgepackt, und schließlich in London abgeladen. Diese Einrichtung wäre wirklich ganz idealisch bequem, wenn sie nicht im Grunde bestialisch wäre. Sie ist der Gipfel der Civilisation und Association, aber jene letzte Spitze, die in Barbarei überschlägt.

Wie übrigens die Engländer für ihre Reisen gut gesorgt haben, steht man an ihren Guides, deren Murray eine Menge verlegt hat und die sich noch immer als die besten bewähren sollen, was schon in Italien selbst Deutsche zu behaupten pflegten. Auch die Handbücher von Bradshaw sind sehr genau, und dem in England Reisenden geradezu unentbehrlich. Es giebt deren für Großbritannien und für den Continent. Die erstern kosten einen Sixpence, die letztern einen Schilling, und Beide erscheinen in jedem Monate neu. Sie enthalten für England nicht nur die genaueste Angabe aller Eisenbahnfahrten, sondern auch den Abgang der Dampfschiffe nach der Zeit der Fluth, und die Verbindungen im Lande durch die Postkutschen und Gelegenheitsfahren, mit Empfehlungen der Gasthöfe und allen jenen Notizen, welche dem Reisenden irgend wichtig sein können. In dem Handbuche für den Continent ist noch die

Berechnung aller Münzarten im Verhältniß zu den englischen, und eine Anleitung über die Sehenswürdigkeiten der Hauptstädte hinzugefügt, so daß, mit diesen Büchern ausgerüstet, es dem ungeübtesten Reisenden sowohl in England, als auf dem Continente nicht schwer werden kann, sich selbst zurecht zu finden.

Sonntag Abend.

Wir haben heute eine Fahrt durch Hydepark nach den Kensington-Gardens gemacht, welche das westliche Ende des Hydeparks bilden. Die eigentlich fashionablen Tage für die Paradesfahrten im Hydepark sind der Dienstag und der Freitag, aber diese Fahrten sind mir hier eben so unangenehm, als an allen andern Orten. Es ist martend, im Schritte langsam vorübergezogen zu werden, wenn zu beiden Seiten des Weges Männer und Frauen der höhern Bürgerstände, hinter Barrieren stehend, sich begnügen, uns in dem Genuße einer Freude anzuschauen, die sie sich freilich größer denken, als sie wirklich ist. Von Freude an der Natur kann für die Fahrenden begreiflicher Weise hier nicht die Rede sein. Die ganze Lust läuft auf eine Schaustellung des Reichthums



und des Privilegs heraus. Wie aber der darin Geborne, eine solche als eine Genugthuung empfinden kann, ist eben so auffallend, als daß der Emporkömmling nicht vor ihr zurückschreckt. Ich habe vielfach im Kreise mir sehr werther Menschen alle Vorzüge der privilegirten Stände, des Reichthums, der exclusiven Gesellschaft genossen, aber alle jene Vergnügungen, welche den Unterschied der socialen Verhältnisse so absichtlich scharf herausstellen, haben nie aufgehört, mir schmerzlich und zugleich beleidigend zu erscheinen. Ich bin nie ruhig dabei gewesen, weil ich mich immer in die Seele derjenigen versetzen mußte, denen diese Genüsse des Reichthums unerschwingbar sind, und die kalte, gleichgültige Menschen aus ihren Equipagen hochmüthig auf sich herabblicken sehen.

Es ist wahr, daß diese spalierbildende Bourgeoisie, diese Shopkeeper und Gewerbtreibenden freiwillig herkommen, daß sie sich hier in England über alles Erwarten beglückt fühlen würden, wenn einer ihrer vornehmen Kunden sich herabließe, sie zu grüßen, daß sie im Kreise ihrer Bekannten dadurch zu einer bedeutenden Persönlichkeit erhoben werden würden, aber gerade das verschlimmert die Sache. Der Unterschied der Stände, der hier greller hervortritt als bei uns, der sorglicher

aufrecht erhalten wird, hat etwas Beängstigendes, und man wird alltäglich daran erinnert.

Meine Wirthin, die Näherin, die Wäscherin, welche zu mir kommen, zeigen eine fast sklavische Unterordnung. Der altmodische Knix, den sie mir machen, ist verschieden von der Verbeugung, mit der sie sich unter einander begrüßen. Gebe ich ihnen den Auftrag, mir dies oder jenes zu reichen, sage ich ihnen guten Tag, oder table ich sie einmal, so antworten sie auf das Alles mit einem verbindlichen: »thank You!« ehe der Nachsatz kommt. Bin ich gezwungen, sie bisweilen warten zu lassen, so bewege ich sie nur durch dringendes Zureden, sich in meiner Gegenwart niederzusetzen.

Dem Deutschen erscheint das unnatürlich, es ist unserm Empfinden, unsern Begriffen entgegen, aber man muß England nach seinen eigenen, nicht nach unsern Anforderungen beurtheilen. Man darf bei den Verhältnissen der englischen Gesellschaft so wenig an die Idee socialer Gleichberechtigung denken, als man vor den ostindischen Bildern, die uns entzücken, wenn wir sie selbstständig gelten lassen, an Rafael'sche Ideale denken darf. Man muß das aristokratische, vor der Vernunft verwerfliche Princip, hier ein berechtigtes nennen, weil es ein selbstgewähltes

ist, und von diesem Standpunkte die Zustände betrachten, um sich an der Consequenz der Durchführung zu erfreuen.

Wir sprachen, während wir in Kensington umherwanderten, lange über die socialen Verhältnisse und über die Wahrscheinlichkeit, welche England für das Bestehen seiner Zustände habe. Herr B. meinte, die fortbauenden Auswanderungen und Colonisationen wären das sicherste Mittel, eine Aenderung für lange hinaus unnöthig zu machen, indem sie die zu schnell wachsende Einwohnerzahl vermindern, und zugleich den Zurückbleibenden neue Märkte und neue Hülfquellen eröffnen. Auch in dem englischen Majoratsystem, das den Adel und die Bürgerlichen in immerwährender Fluktation unter einander mischt, sah er ein Mittel, das Bestehen der Adelsprivilegien zu erhalten, die er, wie die ganze englische Verfassung, für ein Muster hält.

Ich hingegen glaube, daß die jetzigen Zustände Englands keineswegs vollendete Ideale, daß sie aber für England angemessen sind, weil sie noch bestehen. Da das Volk in seiner Verfassung die Mittel besitzt, jede ihm nothwendig scheinende Aenderung auf gesetzlichem Wege durchzuführen, ist es fast unmöglich, daß Verhältnisse fortbauern kön-

nen, welche dem Bildungsgrade und der Einsicht des Volkes widersprechen. Der persönliche Wille des Herrschers kann nie in England gegen den Willen des Volkes entscheiden, es kann kein mißliebiges, freiheitsfeindliches Ministerium erhalten werden, wenn das Volk ein freieres verlangt. Es ist auch unmöglich, daß der Privatvortheil der Privilegirten sich dauernd den Forderungen der Nichtprivilegirten widersetze. Ein König, ein Einzelner, kann sich beständig verblenden über den Zustand eines Landes; eine aus vielen, an Selbstregierung gewöhnten Mitgliedern bestehende Kaste, wie die englische Aristokratie, kann das nur für eine bestimmte Zeit. Sie kann sich widersetzen, so lange ihr Widerstand möglich ist, ohne daß durch die drängende Forderung nach Aenderungen eine Revolution erzeugt wird. Wird das Verlangen nach Aenderungen aber allgemein, so giebt und muß eine Kaste, eine Partei, in der sich immer Verständige befinden, nachgeben, um ihres eigenen Vorthails willen. Ein tolles, blindes *va banque* spielt nur der Einzelwille. Das Wohl von Millionen Menschen und sein eigenes zugleich, wagt nur die Verblendung eines Herrschers auf einen letzten Satz.

Noch hat in England jede Forderung bewil-

ligt werden müssen, in der das ganze Volk sich einstimmig begegnete. Die Reformer, die Anticornlawligue, die Freetrademmen haben ihr Ziel, wenn auch oft nach langen Agitationen und nach tüchtigen Straßenkrawallen und Emeuten erreicht; und so glaube ich zuverlässig, daß die englische Verfassung, die englischen Institutionen weit und vor Allem elastisch genug sind, um die staatlichen Neugestaltungen, welche die fortschreitende Entwicklung des Volkes fordern wird, ohne umwälzende Revolutionen in sich aufnehmen zu können. Ein Volk, welches selbst herrscht, wie das englische, braucht nicht lange zu ertragen, was es nicht ertragen will, und man hat nicht das Recht, für Jemand Ansprüche und Forderungen zu machen, die er nicht selbst erhebt, die ihm also kein Bedürfniß sind. In dieser Ueberzeugung kann man selbst das, was hier hart und ungerecht erscheint, ruhig betrachten, und des Großen und Bedeutenden froh werden, das so vielfach und nach so verschiedenen Seiten hin geleistet wird.

Der Morgen in den Kensington-Gardens war von wunderbarer Frische, von romantischer Stille. Man konnte sich meilenweit von einer großen Stadt entfernt glauben, obschon man in nächster Nähe Londons Thürme hervorragen sah.

Hier in Kensington, dem Schauplatze der altenglischen Romane, hat die Königin Viktoria ihre Jugend in ruhiger Zurückgezogenheit verlebt. Der Palast, den sie bewohnte, ist ein mäßig großes, von rothen Ziegeln schmucklos errichtetes Gebäude. Es sah so friedlich einsam aus, daß mir ein schöner Eindruck davon in der Seele zurückgeblieben ist. Ohnehin war es Sonntag, und hier, wo das Leben so rastlos ist, fängt die Stille der Sonntagsfeier an, mich sehr süß zu dünken. Selbst daß die Posten Rast halten, ist in London angenehm. Denn da man bei den weiten Entfernungen in der Stadt, alle Verbindungen mit seinen Freunden schriftlich unterhalten, alle Aufträge schriftlich geben muß, so wächst das Billetschreiben zu einer Arbeit an. Man freut sich also, dieser Arbeit wenigstens einen Tag in der Woche enthoben zu sein, und ist froh, nicht alle zwei Stunden das Klopfen des Postboten in der Straße zu hören, der sich immer durch zwei kurze, rasche Schläge mit dem Thürklöppel anmeldet. Auf dem Lande hingegen, wo die Pächter, die kleinen Besitzer, gerade den Sonntag zu ihrem Wege in die Stadt benutzten, ihre Briefe zu empfangen und zu besorgen, sollen unberechenbare Störungen und so große Un-

bequemlichkeiten durch das Gesetz hervorgerufen sein, daß man eine baldige Rücknahme desselben von allen Seiten fordert.

Die Besorgung der Briefe in London ist unverhältnißmäßig besser als in Berlin, wo man kaum am Abend die Antwort auf eine am Morgen zur Post gegebene Anfrage zu erhalten pflegte. Ein Brief, den man im westlichsten Theile von London um zehn Uhr Morgens in das Postbureau trägt, ist vor zwölf Uhr im östlichsten Punkte, und ich habe auf einen um zehn Uhr beförderten Brief, um vier Uhr Nachmittags aus der City die Antwort gehabt. Sehr viel tragen allerdings zur Möglichkeit solch schneller Beförderung die an jeder Hausthür aufgestellten Briefkasten bei. Sie ersparen dem Postboten den Aufenthalt in den Häusern, wenn die Briefe frankirt sind, und man frankirt alle im Inlande gehenden Briefe mit den Stamps, den Poststempeln, welche durch ganz Britannien nur einen Penny kosten. Die Leute zu diesem allgemeinen Freimachen der Briefe durch den Schreiber anzuhalten, mag das Gesetz beitragen, nach dem der Empfänger für den unfrankirten Brief zwei Pence zu zahlen hat. Es ist mir noch nicht einmal geschehen, daß ich einen solchen erhalten hätte. Da

also die meisten Briefe frankirt sind, da man, nach einer öffentlichen Aufforderung der Postbehörde, vor Jahr und Tag in den meisten Häusern Einschnitte in die Hausthüren gemacht und dahinter im Hause die erwähnten Briefkasten aufgestellt hat, so kann der Postfactor ohne Weiteres den Brief abgeben, und mit einem Klopfen seine Anwesenheit kund thun, ohne wie in Deutschland in jedem Hause mit Treppensteigen und Geldwecheln seine Zeit zu verlieren. Dazu gehören aber freilich ein Portier, oder die englische Sitte, nach der jedes Haus nur von einer Familie bewohnt wird. Eine andere gute Post-Einrichtung ist die Parcel-Delivery, die Packbesorgung, in London, welche für einen Sixpence ebenfalls in zwei Stunden kleine und große Pakete durch die Stadt befördert, und deren auch für das ganze Inland annimmt. Alle diese durch die Verhältnisse Londons geforderten Anordnungen, die den Engländer ganz natürlich dünken, erscheinen mir als der wahre englische Comfort, und gehen mir weit über Teppiche und Kamine.

So still der Sonntag, den ich immer zur Aufzeichnung dessen benutze, was ich in der Woche Dir zu erzählen versäumt habe, so still der Sonntag, so heiter belebt ist der Sonnabend bis spät



um Mitternacht. Es ist eine wahre Lust durch die Straßen zu gehen, wenn Sonnabends um sieben Uhr alle Handwerker von der Arbeit kommen, und das Besehen, Handeln, Kaufen vor den Victualien- und Kleiderhandlungen beginnt. Oxfordstreet, namentlich aber Tottenham Court Road sehen dann am vergnüglichsten aus. Da stehen die Männer und wählen mit Kennerblicken die Muttonshops und Beafsteaks und die Stücke geräucherten Schindenspecks, den vielbeliebten bacon. Das wird dann nach allen Seiten umgewendet, dem begleitenden Freunde gezeigt, und danach so sorglich eingewickelt, daß man im Voraus die Heiterkeit der Familienmahlzeiten mitgenießt, die Dickens so ergötzlich zu schildern versteht. Frauen kaufen Gemüse und lassen sich Fische abwiegen, versteigen sich auch einmal bis zu einer gesottenen Hummer vom vorigen Tage, die sie billiger erstehen, weil sie für die reichen Feinschmecker an Werth verloren hat. Vor allen Läden flammen die Gaslichte Sonnabends gegen die Nacht hin, doppelt hell, und in den Bäckerläden, in den Diarns (den Milch-, Eier und Mehlhandlungen) drängen die Menschen einander förmlich. Aber auch die Austerhändler, die Schneckenverkäufer, und all die Leute, welche ihre Waaren

auf beweglichen Karren und Tischen in den Straßen feil halten, stecken davor ein doppeltes Lichtchen an. Hier kauft das bleiche Nähermädchen ihr spärliches Abendbrod, dort stehen arme, kleine Jungen umher, die gleich auf der Stelle die rohen Schaalthiere oder die gerösteten Fische und Fleischstücke verzehren. Jeder bereitet sich auf die Sonntagsruhe vor, oder auf den möglichsten Genuß nach der schweren Arbeit von sechs Werktagen. Auch den Kleiderhandlungen fehlen die Käufer nicht, noch weniger die Besucher in den öffentlichen Wasch- und Badeanstalten. Ich bin schon mehrmals gegen zwölf Uhr Sonnabends an der großen Badeanstalt in New Road vorbeigekommen, und habe mich gefreut an den Frauen, die eifrig unter einander sprechend, mit ihrem Päckchen frisch gewaschener Sachen das Haus verließen, und über die Handwerker, die vom Bade heimkehrend, das Bündel getragener Wäsche in den Händen hielten. Es thut so gut, zu sehen, daß man diesen Klassen Erleichterung und Erfrischung bereitet; und nirgend habe ich noch bei den Einkäufen, oder wo sonst viel Volk zusammenkam, die Constabler sich mit Vorsichtsmaßregeln aufdrängen und Unruhe erregen sehen, um Ordnung herzustellen. Man muß sich be-

haglich auf den Straßen fühlen unter diesem Volke. Ich finde dort noch immer neue Unterhaltung, immer neue Gegenstände des Interesses.

Oft sieht man arme Irländer, ganze Familien, die früh um acht Uhr Morgens, wenn die Häuser sich öffnen, Gebete oder Volkslieder singend, durch die Straßen ziehen, ein Almosen zu erlangen. Sie sehen jammervoll elend in ihren Lumpen aus, und die Melodien, welche sie singen, haben einen tiefschweremüthigen Klang. Abends dagegen findet man maskirte Bänkel-sänger und Kunststückmacher in den Straßen. Bald sind dies Leute in schottischer Nationaltracht, welche die Sackpfeife blasen, bald Andere, die körperliche Uebungen auf einem Teppich anstellen, den sie ausbreiten. Neulich begegnete ich einer Gesellschaft von fünf schwarzgefärbten Engländern, die als Negersänger, jedoch im elegantesten Gentlemen-Dress, jene Lieder und Sprünge zum Besten gaben, mit denen wir vor drei Jahren auf einem Hoftheater unterhalten worden sind. Im umgekehrten Sinne müßte man hier jenes Faustische: »das ist eine Welt!« ausrufen, so oft man um sich her blickt.

Dem heutigen Ruhetage soll nun morgen ein Besuch des Towers und des Tunnels folgen. Ein-

---

gedenk, daß ich bei meiner ersten Anwesenheit in Paris, die sogenannten Sehenswürdigkeiten gar nicht kennen gelernt, weil ich versäumt, sie in den ersten Tagen aufzusuchen, mache ich es mir zur Pflicht, hier sorglicher daran zu denken. Ich benutze die Güte von Moriz Hartmann, der mir für alle solche Wege, so lange er hier bleibt, seine Begleitung angeboten hat, daß mir Wünschenswerthe bald in Augenschein zu nehmen. Ist das geschehen, so kann man dann die Ereignisse mit Ruhe an sich herankommen lassen und gelegentlich hinnehmen, was der Tag uns bietet.

---

## Siebente Sendung.

Vom 3. bis 7. Juni.

---

Den 3. Juni.

Der Tower liegt hart an der Themse, so daß man bei der Einfahrt in London seine Mauern und Thürme sieht. Gegen das Land hin umgiebt ihn ein großer Platz. Er ist von diesem durch tiefe Gräben getrennt, wie etwa das Schloß in Ferrara von dem Markte. Jetzt wachsen Bäume in den Gräben, und der Platz selbst hat Etwas vom Largo delle Pigne in Neapel, wie mich denn England, wunderbar genug, unaufhörlich an Italien erinnert. Ob dies von dem freieren Volksleben, ob davon herrührt, daß England und Italien insularische Länder sind, und sich also viele, der durch das Meer hervorgerufenen Er-

scheinungen und Lebensgewohnheiten, in beiden Ländern wiederholen, weiß ich selbst kaum zu sagen.

Der Platz vor dem Tower ist groß, weit, offen. Die ihn umgebenden Häuser haben flache Dächer, und da die Docks sich hier ganz in der Nähe befinden, sind zahlreiche Schenken rund umher errichtet, vor deren Thüren das Volk an baumbeschatteten Tischen, sich es bei Speise und Trank wohl behagen läßt. Daneben standen die großen Karren und Wagen mit den flandrischen Riesenpferden. Ein Poffenreißer trieb sein Wesen zur Erlustigung der Matrosen und selbst ein italienisches Puppenspiel fehlte nicht.

Wir schritten mit unseren Einlaßbillets versehen, über die Brücke in den Tower. Die Aufseher tragen ein mittelaltriges Costüm. Einen rothen Waffenrock mit schwarzer Sammetverbrämung und goldener Stickerei auf Rücken und Brust, wozu die, einer ganz anderen Epoche angehörenden kleinen, runden Hüte von schwarzem Sammet, mit buntfarbigen Bandenden franzartig umgeben, und vollends das schwarze, enge Pantalon und die weiße Cravatte mit den weißen Vatermördern, den drolligsten Gegensatz bilden. Die einfältigen Gesichter der Schweizerwache im

Vatican paßten vortrefflich in das mittelaltrige Costüm hinein, sie sahen nicht aufgeklärter aus, als ihre Wämser und Koller; aber solch ein englisch constitutionelles Gentlemanßbewußtsein mit wohl frisirtem Backenbart und comfortablem Behaben, ist von unwiderstehlicher Komik in dem rothen Ritterwamse.

Der Tower soll das älteste Gebäude Londons, Julius Cäsar der Gründer der ersten Festung sein, welche hier gestanden hat; der eigentliche Kern des jetzigen Towers aber, der White Tower, erst von William dem Eroberer erbaut worden sein. Ein klares Bild von dem Tower kann man sich nur durch den Grundriß verschaffen. Er umschließt, wie eine moderne Festung, eine Kirche, mehrere Thürme und verschiedene Castelle, macht jedoch, obschon die ältesten Zeiten daran gebaut haben, keinen alterthümlichen Eindruck. Es ist viel darin durch Feuer zerstört, Vieles neu aufgerichtet, und Alles dieses von einem hellgrauen Steine gebaut worden, so daß der ganze Tower ein freundliches Ansehen gewonnen hat. Vor den Schauderthaten aber, welche in diesen Mauern begangen worden sind, erstarrt das Herz, wenn man die Annalen des Towers auch nur flüchtig durchblättert. Könnte man damit nur Einem

der Tausende das Leben erkaufen, die hier schuldlos gestorben, martervoll gequält worden sind, man sähe mit Freuden diese Steinmassen geschleift, wie die Mauern der Bastille — denn verdient hat auch diese Zwingburg das tausendfach.

Daß noch in unserer Zeit sich Menschen, denkende, verständige Menschen, für die Vorzeit begeistern, daß sie aus dem Pfuhe ihrer Grausamkeit, Rohheit und Stumpfheit, maßgebende Parallelen und Lehren für die Zukunft ziehen mögen, ist eigentlich kaum zu begreifen. Wie hier diese Könige gegen einander, gegen ihre nächsten Blutsverwandten, gegen die Edelleute und das Volk gewüthet, wie der Absolutismus und die Hierarchie, die ja im Grunde ein und dasselbe sind, hier zügellos jedes Aufkeimen der Freiheit niedergetreten haben durch Jahrhunderte, das macht es erklärlich, weshalb England, früher als die anderen Völker, die Macht der Krone brach, weshalb England früher frei geworden als die anderen Nationen.

Nicht ein Lichtstrahl des Guten, Großen, Schönen von Seiten der Herrscher knüpft sich an die Geschichte dieser Mauern, Nichts als Ungerechtigkeit, Verrath und schwere Blutschuld. Hier ist William Wallace, hier sind die Söhne



Eduard's gemordet, der Herzog von Clarence er-  
 säuft. Der Protector Sommerset, Thomas Mo-  
 rus, Anna Boleyn, Graf Esser und hundert An-  
 dere, bis hinab zu den letzten Bertheidigern der  
 Stuarts, haben hier ihren Tod durch Henkershand  
 gefunden, derjenigen nicht zu gedenken, welche ihr  
 Leben in ewiger Gefangenschaft verjammerten.

Man zeigte uns die Gemächer, in denen  
 die Königin Elisabeth als Prinzessin gefangen  
 gehalten; den Bloody Tower, in dem die  
 Söhne Eduard's ermordet worden; die Stelle,  
 auf der man Anna Boleyn, Catharine Howard  
 und Lady Jane Grey hingerichtet hatte. Die  
 Capelle des Towers, in der sich ihr Grab und  
 die Gräber vieler berühmter Opfer befinden,  
 zeigte man uns nicht. Vielleicht bedarf man  
 dazu einer besonderen Erlaubniß, vielleicht fand  
 es auch der buntgewamste Aufseher nicht comfor-  
 table, uns länger in der Sonnenhitze umherzufüh-  
 ren. Es hat für mich auch keine große Bedeu-  
 tung, solche Grabstätten zu sehen, wenn sie nicht  
 durch ein schönes Monument geziert sind. So  
 viel mir gute, verbürgte Portraits bedeutender  
 Menschen werth sind, so gern ich zu solchen wall-  
 fahrte, so gleichgültig ist es mir in den meisten  
 Fällen, an ihren Gräbern gestanden zu haben.

Man bedarf der sechs Fuß Erde nicht, sich an die Bedingung unseres Seins zu erinnern, aber man freut sich in spätester Zeit an dem Dasein großer Menschen und sieht sie in ihrer körperlichen Wesenheit gern mit Augen.

Neben der großen dreifenstrigen Halle, welche Sir Walter Raleigh durch zwölf Jahre als Gefängniß bewohnte, ist eine niedrige, fensterlose, elende Zelle, in die man nur gebückt eintreten kann. Unser Führer behauptete, sie habe dem Ritter, den man Nachts darin eingeschlossen, als Schlafgemach gedient. Es ist jener Zeit aber Alles, selbst diese Marter zuzutrauen. Eine Aeußerung von Raleigh, die ich neulich in einem Buche fand, hat mich gerührt, weil sie jene Muthlosigkeit ausdrückte, welcher jeder schöpferisch arbeitende Mensch so vielfach während des Schaffens erliegt. Er befand sich in seinem Zimmer, beschäftigt an der Geschichte seiner Zeit zu schreiben, als ein Lärm ihn an das Fenster lockte und er zwei Männer, in persönlichem Streite begriffen, zu Thätlichkeiten und Schlägen kommen sah. Ein paar Stunden später besuchte ihn ein Freund, um zu erfahren, was für ein Kampf vor seinem Hause vorgefallen sei; und Abends sprach man am Hofe von einer großen Emeute,

welche in der City stattgefunden habe. Raleigh hörte es, und sagte traurig: »wie darf ich es wagen, nach zusammengeholten Nachrichten die Geschichte meiner Zeit zu schreiben, wenn ich kennen lerne, wie man das Nächstliegende entstellt und mißverstehet.«

Sein Gefängniß wird jetzt als eine Art von Kunstcabinet benutzt. Am obern Ende des Saales sieht man eine zu Pferde sitzende Puppe, in dem vollen Costüm, das Elisabeth getragen, als sie nach der Westminster=Abtei ritt, für den Sieg über die Armada das Dankgebet halten zu lassen. Die Kleidung und das Sattelzeug des Pferdes starren von Perlen und Juwelenschmuck, und es machte mir den tiefsten Eindruck hier, wie überall im Tower, fortwährend von den Bildern königlicher Pracht zu den Zeichen königlicher Grausamkeit geführt zu werden. Denn kaum hatte man uns das Gewand der Königin sehen lassen, als man uns das Fallbeil zeigte, mit dem Essex hingerichtet worden, und den Block, auf dem im Jahre 1746 die unglücklichen Vertheidiger der Stuarts, Balmerino, Lovat und Ratcliffe, den Tod erlitten haben. Drei sehr tiefe Kerben sind von dem Beile in das Holz gedrungen. Man schaudert, wenn man denkt, wie viele

solche Kerbhölzer seiner Thaten, der Absolutismus sich bereitet hat. Es würde eine furchtbare Abrechnung geben, sollte man zusammenzuzählen beginnen. — Der Block hat eine Aushöhlung, in die der Kopf der Opfer gelegt wurde. Hartmann kniete davor nieder, seinen Kopf in die Oeffnung hinein zu passen. Man konnte es nicht mit ansehen, ohne sich zu erinnern, wie nahe auch er und Julius Fröbel in Wien einst dem Tode gewesen, dem Robert Blum erlegen ist, und die englische Geschichte warf mir in dem Augenblicke ein entsetzlich wildes Streiflicht über unsere Zukunft. Es war mir, als betrachtete ich eine schöne Landschaft durch ein rothgefärbtes Glas, und sähe Alles in Blut und Flammen. Ich mußte mich abwenden von dem Marter- und Executionswerkzeugen, von den Beilen, Ketten, Blöcken.

Im Erdgeschoß zeigte man einen Waffensaal, in dem die Harnische der Pferde und der Menschen von hölzernen Pferden und Gestalten getragen wurden. Einzelne dieser Rüstungen werden besonders verbürgt. Die von Heinrich dem Achten ist so kolossal, so über das gewöhnliche Maaß hinausgehend, daß man ihm nicht nur die Ungeheuerlichkeit seiner acht Frauen, sondern einen ganzen Harem zutrauen würde, wenn die Ge-

schichte von einem solchen erzählte. Die Rüstungen von Leicester, von Esser, von Karl dem Ersten und Jacob dem Zweiten verrathen hingegen feine, schlanke, nicht über die Mittelgröße hinausreichende Gestalten.

Daß wir daneben noch zahllose Spieße, und Kriegskleider der Bramanen und der Südseeinsulaner aus Matten von Bast und Hanf gesehen haben, und endlich die ganzen englischen Kronjuwelen, versteht sich von selbst.

Im Hofe des Tower exercirten Soldaten in Sacken und Beinkleidern aus weißer Leinwand. Man wird es hier ganz ungewohnt, Militair zu begegnen, und es sollen deren in London und der Umgegend überhaupt nur dreitausend Mann stationirt sein. Welcher Herrscher unter den continentalen Mächten ersten oder selbst zweiten Ranges, würde sich damit sicher glauben unter seinem Volke?

Vom Tower gingen wir an den Dock's vorüber nach dem Tunnel. Durch einen, mit der Cassenbarriere versperrten Gang tritt man in eine hohe, mit Landschaften und anderen Scenen heiter gemalte Rotunde, die ihr Licht durch die Glaskuppel erhält, und steigt aus dieser Halle eine hohe Treppe hinab in den Cylinder, der

den Tunnel bildet. Er ist durch Pfeiler der Länge nach in zwei Hälften getheilt. Diese Pfeiler formiren Hallen, zwischen denen sich Krämer aller Art, wie in einzelnen Buden eingerichtet haben. Die taghelle Gasbeleuchtung des Tunnels ist an den Pfeilern angebracht, so daß sie gleich den kleinen Magazinen zu Gute kommen kann. Wir waren auf dem linken Ufer der Themse hinabgestiegen und gingen den Tunnel entlang, bis an das andere Ufer, an dem sich eine eben solche Aufgangsrötunde befindet. Eine zwingende Passage für das Her- und Hingehen hat nicht statt. Die eine Hälfte des Tunnels schien vielmehr gar nicht benützt zu werden. Die verhältnißmäßig geringe Anzahl von Menschen hielt sich auf der einen Seite; überhaupt soll der Verkehr nicht bedeutend und der ganze Bau im Grunde als ein Unternehmen betrachtet werden, das mehr ein großartiges Nationaldenkmal, als etwas Nützliches geschaffen habe. Auf geringen Verkehr deuten auch die Art der kleinen Magazine hin, welche fast sämmtliche für das Interesse von Fremden und Neugierigen, nicht für den Bedarf beschäftigter Menschen berechnet sind. Denn mit Ausnahme einiger Buden mit Kuchen, Brod und Getränken, sieht man nur

Verkäufer und Besitzer von allerlei Raritäten dort. Es werden Ansichten und Medaillen mit dem Bilde des Tunnels feil gehalten, Silhouetten geschnitten, ein Puppentheater und Panoramen gezeigt. In einer Bude spielte eine Dampfmaschine ziemlich lärmend eine Art von Clavier, wobei der Dampf die Hämmer auf die Saiten führte. Wird diese Kunst ausgebildet, so ist es freilich mit dem Virtuositenthum zu Ende, und Nath C., der die Fingerfertigkeit der Clavierspieler immer zu verachten pflegte, »weil Dampfmaschinen es noch viel schneller machen könnten,« ist denn wirklich zu einem Propheten geworden.

Was mir im Tunnel nach der Großartigkeit des ganzen Baues am meisten auffiel, war die Trockenheit und Reinheit der Luft. Ich hatte erwartet, es in diesem Wege unter dem Wasser, dumpf oder feucht zu finden, indeß davon war kaum eine Spur beim Athmen zu bemerken. Nur an dem Fuß der Säulen verrieth grünlicher Schwamm das Dasein der Feuchtigkeit. Vielleicht tragen die beständig brennenden, zahlreichen Gasflammen dazu bei, die Luft zu trocknen, vielleicht ist auch das Zuströmen der atmosphärischen Luft von beiden Seiten stark genug, den Tunnel zu erfüllen. — Die Erhaltung des Baues soll sehr kostbar sein, was

um so mehr beklagt wird, als ein Dampfschiff oder ein paar Dampfsprahne, vollkommen dasselbe und mehr noch geleistet haben würden, als der Tunnel, der für Wagen und Reiter nicht zu passiren ist.

Mit so wunderbarer Vorstellung ich den Tunnel betreten hatte, so vollkommen vertraut und in der Ordnung schien mir der ganze Bau, als ich mich darin befand. Es war mir so heimisch, wie in irgend einer der bedeckten Passagen von Paris. Nichts, aber nicht das Geringste erinnert daran, daß man sich tief unter dem Flussbett der Themse befindet, daß mächtige Wasserfluthen über unserem Haupte wogen, Dampfböte und Ostindienfahrer über uns fortgetragen werden. Es offenbart sich eben jenes alte Wunder, daß uns die großen, wahren Wunder so alltäglich werden.

Als wir den Tunnel verließen, schifften wir uns an dem nächsten pier (Landungsplaz) ein, fuhren bis Hungerfordbridge und von da mit einem der wartenden Omnibus nach Hause. Auf dem Dampfschiffe ließ sich ein Mann auf einer eigenthümlichen Harmonika hören. Es waren Trinkgläser von verschiedener Größe und Stärke, in einer Art von Kasten mit Lack befestigt, und bis zu verschiedener Höhe mit Was-



ser gefüllt. Ueber diese fuhr er in schnell wechselnder Berührung mit den Fingern dahin, und mußte dadurch fast die volle Scala der Töne eines Claviers zu erzielen. Dabei fiel mir eine Reihe von kleinen Holzplatten ein, die, mit dünnen Bindfäden bogenförmig an einander geknüpft, einen ganz guten Klang hatten, wenn man darauf in einer gewissen Weise, mit einem dazu gehörenden Stäbchen klopfte. Es war ein Instrument der Südseevölker, das ich im Ostindia House gesehen, und die Natur kam mir wieder so reich und so gütig vor, weil sie dem Menschen, dem Musik ein Bedürfniß ist, auf so vielfältige Weise den ihm angemessenen Genuß derselben möglich gemacht hat.

---

Den 5. Juni.

Der hier ansässige deutsche Musiker Ruhe, gab gestern in „the Queens Concert Rooms“ in Hannover Square, eines seiner jährlichen Morgenconcerte, zu dem Madame E., eine Landsmännin von mir, die seit langen Jahren in London verheirathet ist, mich eingeladen hatte.

Ich weiß nicht, ob ich bereits durch die Größe von London den vergleichenden Maßstab verloren

habe, aber der Concertsaal kam mir nicht groß vor. Schön ist er keines Falles. Es sah Alles darin verblichen aus, und mit der reichen und geschmackvollen Decoration des Berliner Opernhaussaales ist er in keiner Weise zu vergleichen. Die numerirten Plätze kosteten wieder fünfzehn, die anderen zehn einhalb Schillinge. Der Saal war gedrängt voll, die Gesellschaft, die zur großen Mehrzahl aus Frauen bestand, nicht sehr elegant. Es giebt dies einen Beweis für die Geldmittel, über welche die Mittelclassen hier zu verfügen haben müssen.

Das Concert, das um zwei Uhr begann, bestand aus sieben und zwanzig Piecen. Rechne ich das Andante und Finale des Mendelsson'schen Trios in D-moll ab, die von den Herren Ruhe, Piatti und Molique sehr gut gespielt wurden, so waren bei aller Fertigkeit des Concertgebers, der noch ein paar eigene Compositionen auf dem Flügel vortrug, die übrigen Sachen und Leistungen nicht bedeutend. Eine ganze Reihenfolge von italienischen Opernarien, englischen Balladen und deutschen Gesängen, sogar Tyroler Lieder, wurden in buntem Durcheinander gesungen und angehört, und zwar Beides in einer gewissen respektlosen Weise, die wir in Deutschland weder von

den Musikern, noch von dem Publikum gewohnt sind. Zwischen dem Gesang der Piris'schen Tyroler-Variationen und einer neuen englischen Arie, spielte ein junger Mann ein Concert auf der Zieh-Harmonika, was vollends, obschon er sie mit bewundernswerther Geschicklichkeit handhabte, etwas Barbarisches hatte. Ich hörte nur dreizehn Piecen, die erste Hälfte. Es war nach vier Uhr, als ich den Saal verließ, und die Aufführung muß mit der Pause über vier Stunden gedauert haben, was für ein Concert zu viel ist.

Auch die Vorstellungen in den Theatern sind quantitativ nach deutschen Begriffen ungeheuerlich. Ein deutscher Musikfreund geht ganz befriedigt aus der Oper, wenn er die Lucia di Lammermore gehört hat, das englische Publikum aber verlangt viel mehr. Man gab heute in Her Majesty's Theatre, dem kleinern der beiden italienischen Opernhäuser, zuerst die Lucia di Lammermore, dann ein Divertissement, in dem die Ferraris tanzten, danach mehrere Scenen aus dem Elisir d'Amore und schließlich ein Ballet Les plaisirs de l'hiver, von Paul Taglioni, in dem er selbst mit seiner Tochter, die Ferraris und ein Herr Charles mitwirkten. Ich habe nur die Lucia und das kleine Divertissement mit angesehen.

Das Theater ist oval und die Plätze für das Publikum gehen so weit nach vorn, daß die Bühne schmaler ist, als die Hauptbreite des Hauses, was nicht gut aussieht. Im Uebrigen ist das Haus hübsch. Es hat fünf Logenreihen über dem Parket, die außen mit gelber Seide, innen mit hellmustringem Kattun tapeziert sind, ohne daß die Loge der Königin eine Auszeichnung vor den übrigen hätte. Nicht einmal das königliche Wapen bezeichnet sie. Die Treppen und Couloirs sind nach den Prachtanforderungen der Jetztzeit sehr einfach, aber der Refreshment Room, in dem auf einem hellbrennenden Kaminfeuer die Theekessel lustig summten, hatte etwas sehr Behagliches.

Uns gegenüber saßen in einer Loge die Herren von der jetzt hier anwesenden Gesandtschaft aus Nepaul. Es waren ihrer fünf. Sie schienen höchlich von dem Tanz der Ferraris ergötzt zu sein, denn trotz der würdevollen Haltung, in der sie sich niedergelassen hatten, fingen sie an immer lebhafter unter einander zu sprechen, und sich weit über die Logenbrüstung vorzubeugen. Die Augen, das Einzige von den Gesichtern, was man in dem Schatten, den die Loge auf sie warf, deutlich sehen konnte, funkelten bald so hell, wie die

Brillanten, die auf ihren goldgezierten Gewändern von Sammet und Seide glänzten, und der ganze Anblick, die weißen Turbans, die rothen chinesischen Hüte mit den einzelnen großen Edelsteinen, war so befremdlich, als hätte sich ein Stück von einem Bilderbuche losgerissen, um nun auch einmal selbstständig zu leben. Blaßgelbe, enge Glacehandschuhe zu chinesischer Tracht und zu rehfarbenen Gesichtern, sind übrigens unbeschreiblich komisch.

Nächst den Nepaulesen schien mir das Theaterjournal, the Opera box, für England sehr charakteristisch. Es lobte in seiner ersten Spalte die neuen Engagements, welche Lumley, der Entrepreneur der Oper, gemacht, dann die einzelnen Aufführungen und Künstler. Zum Schluß aber brachte es ein Verzeichniß der »Distinguished Visitors at Her Majesty's Theatre, on Saturday«, in welchem, nach den Namen der königlichen Hoheiten und des Herzogs von Wellington, eine Liste von hundert und mehr Herren und Damen folgten, in der man den Nepaulesischen »Excellenzen,« General Jung Bahadur Koonwur Kanajee, Obrist Juggut Schumsherr Koonwur Kanajee u. s. w. u. s. w., ihre Stellen gastlich gleich hinter dem Lord Wellington bereitet hatte.

Eine solche Namensaufzählung würde bei uns Niemand einfallen, und käme Jemand darauf, sie bei irgend einer feierlichen Veranlassung zu versuchen, so würde man sie sicherlich als eine aristokratische Anmaßung tadeln, während sie im Grunde nur ein Zeichen dafür ist, daß in England sich die Theilnahme und Regier der Menschen, nicht allein auf die königlichen und fürstlichen Personen beschränkt, deren Namensauführung man in Deutschland stets ganz in der Ordnung gefunden hat. Ein Landsmann, welcher mich am Morgen besuchte, konnte kein Ende finden in seinen Ausrufen gegen dieses aristokratische Wesen. Er wollte sich nicht bedeuten lassen, daß dieses Register eine, ganz in das Staatswesen Englands hineinpaffende, und unter dem Anschein der Aristokratie doch eine nivellirende Einrichtung sei. Denn die Zahl der titellosen Personen war nicht geringer, als die Zahl derjenigen, welche Titel und Würden hatten.

Die Anbetung übrigens, welche hier dem Herzog von Wellington zu Theil wird, so lobenswerth sie als ein Zeichen der Dankbarkeit, so schön sie als Achtung vor dem Heldengreife erscheint, mahnt dennoch an den Kultus, welchen die Römer ihren Kaisern bewiesen, ehe sie dieselben

unter die Götter versetzten. Ich habe bereits drei Statuen von ihm, und ein Denkmal für ihn, auf meinen Gängen gesehen. Die schönste ist die Statue auf dem ruhig haltenden Pferde, deren ich erwähnte und die vor der Börse steht. Eine andere befindet sich auf Trafalgar Square und die beiden letzten ~~ganz~~ in der Nähe seiner Wohnung.

Des Herzogs Palast, Apsley-House, liegt am südlichen Ausgang von Hyde Park, daneben erhebt sich ein großer Triumphbogen, dessen an sich schöne Linien, durch einen zweiten niedrigen verkürzt werden, den man auf der Parkseite dicht vor dem eigentlichen Triumphbogen aufgerichtet hat. Was zu dieser unglücklichen Idee Veranlassung gegeben, ob sie im Plane des Architekten gelegen hat, weiß ich nicht, möchte das Letztere aber bezweifeln, denn das Hauptbauwerk wird dadurch fast ganz vernichtet. Oben nun auf dem großen Triumphbogen steht die dritte Statue Wellington's, im Volke als the iron duke bezeichnet. Da sie ursprünglich nicht für den Platz und das Thor nicht zum Aufstellen einer Statue berechnet war, so macht sie dort natürlich einen schlechten Effekt. Der Herzog sitzt zu Pferde in Hut und Mantel, steif wie der Geist des Comthurs im Don Juan, und zeigt mit dem rechten

Arme in die Ferne. Das eben so steife Pferd steht auf einem Felsblock, der zu klein ist, um das Gefühl der Sicherheit zu geben. Das Postament, auf dem sich der Fels erhebt, sieht schmal aus, und dies vielbewunderte Kunstwerk scheint mir keinesweges gelungen zu sein. Noch weniger aber ist dies mit der Erzstatue eines Achilles der Fall, die man zum Andenken an des Herzogs Siege, vor der Gartenseite seines Hotels aufgerichtet hat. Sie erinnert an die Dioskuren des Monte Cavallo, da aber dem Heros weder das sich bäumende Pferd; noch ein Feind gegenüber steht, so hat seine schlagfertige Stellung, seine drohende Faust keinen Sinn. Eben so sinnlos lehnt sich an das Bein des kampferwartenden, in bewegter Ruhe dastehenden Achilles, von hinten eine gewaltige Armatur, die ihm bei der leisesten Bewegung auf die Fersen fallen muß; und von der linken Schulter hängt ihm ein steifes Gewand so lang herab, daß damit jeder Kampf unmöglich wäre. Wenn man das Schöne liebt, hat man Schmerz, große Mittel übel angewendet zu sehen.

Außer den beiden Erzstatuen besitzt Apsley-House noch ein eisernes historisches Monument, das dem Herzog freilich keine angenehme Erin-



nerung sein mag. Es sind die starken Eisengitter, welche den Palast umgeben. Sie wurden zur Zeit der Reformbill-Unruhen aufgerichtet, als das Volk, trotz der Anbetung für den Helden, das Haus des Staatsmannes steinigte.

Aber die Zahl der eisernen Denkmäler ist gering, gegen die Menge der Portraits des Herzogs, welche in den Bilderhandlungen die Schau- fenster füllen. Man sieht ihn in all seinen Schlachten, in all seinen Lebensaltern, in den verschiedensten Kleidungen; ja ein Blatt, das ich vor einiger Zeit auf Trafalgar Square bemerkte, zeigte drei Portraitköpfe von ihm, einen in der Mitte en face und zwei zu beiden Seiten im Profil. Sie waren aus verschiedenen Zeiten genommen und trugen die Unterschrift: Wellington in Indien, bei Waterloo, im Parlament.

Eine eigenthümliche Sitte in England bilden die Einladungen zum Frühstück. Was wir in Deutschland darunter verstehen, sind Dejeuners Dinatoires, die um zwölf oder ein Uhr beginnen, und sich nur dadurch von einem wirklichen Mittagsmahle unterscheiden, daß man die Fleischbrühe aus Tassen trinkt, statt sie aus Tellern zu genießen. Hier

aber fährt man zwischen neun und zehn Uhr zum Frühstück und nimmt wirklich die Morgenmahlzeit ein. Dabei erscheint man nicht in Gesellschaftskleidung, wodurch das Ganze einen zwanglosen, behaglichen Anstrich gewinnt, plaudert eine Stunde und trennt sich früh genug, um die Männer ihre Tagesarbeit nicht versäumen zu machen.

Zu einem solchen Frühstück hatte mich für heute der Gesandte eingeladen, für den mir Herr von Humboldt einen Brief zu geben die Güte gehabt hatte. Die preussische Gesandtschaft ist in Carltonhouse auf Carlton Terrace, in einem schönen Palaste, dessen eine Seite nach dem Greenpark gelegen ist, und den einst der Prinz Regent bewohnt hat. Außer der liebenswürdigen Familie des Gesandten waren etwa noch fünf bis sechs Personen beisammen, unter ihnen Mr. Monckton Milnes, ein Mitglied des Unterhauses und einer der ersten lebenden Lyriker Englands. Er ist ein Mann auf der Lebenshöhe, von mittler Größe, zum Starkwerden geneigt, und mit einem Ausdruck von Geist und großer Gutmüthigkeit in jedem Zuge seines offenen, von braunem Haar umschatteten Gesichtes. Da Mr. Milnes und alle Anwesenden deutsch verstanden, war man gütig genug, sich fast ganz ausschließlich deutsch zu unterhalten, ob-

schon Frau Bunsen eine Engländerin ist. Man blieb bis gegen zwölf Uhr beisammen, wonach Herr Bunsen mich zu einer Probeführung in das neu eröffnete Unterhaus führte.

Der Saal des Unterhauses ist einfach, in edlem Style gehalten; die Wände Eichenholzgetäfel, ein Teppich von grünem Tuche auf dem Boden, die Bänke mit rothem Tuche überzogen. Man geleitete mich auf die ganz vergitterte Frauentribüne, bei der mir ein Ausruf einfiel den; Frau von G. einst in einem italienischen Mönchskloster machte, als wir Frauen jenseits des Gitters bleiben mußten. »Wie schmeichelhaft ist es, für so gefährlich gehalten zu werden!« rief sie heiter, und blickte uns lachend der Reihe nach an. Würde sie aber, wie schön die Engländerinnen sind, sie würde es begreiflich finden, daß man deren Anblick für zerstreuend und den ernstern Berathungen der Männer hinderlich glaubt.

Ein zum Katholicismus übergetretener Schotte sprach, während wir im Hause waren, eifrig gegen den Katholicismus. Der Fisch zappelte an der Angel, die ihn gefangen. Man nannte die Rede schlecht, ich fand sie gut, weil der Redner, langsam sprechend, mir das Verstehen erleichterte, das mir für solche Gegenstände bisweilen noch

schwer fällt, wenn sie gar zu schnell verhandelt werden. Wir verweilten nicht lange, sondern gingen den Bau des Parlamentshauses besehen, den Mr. Milnes uns zu zeigen sich erboten hatte.

Die großartige Fassade nach der Themse hin hatte ich schon mehrmals von Westminsterbridge betrachtet, wo sie sich in stolzer Majestät über dem Wasser erhebt. Die andere, dem Lande zugewendete Seite ist noch durch die stehengebliebenen Reste der alten Parlamentsgebäude verdeckt. Werden diese einst nach Vollendung des neuen Baues niedergerissen, so wird auch diese Seite, der Westminsterabtei gegenüber, einen sehr imposanten Eindruck machen.

Die Architektur ist streng im Style von Westminsterabtei und von Windsorabtei gehalten, so auch die Dekoration des Oberhauses. Durch die alte Westminsterhalle tritt man in eine zweite, deren riesige Wölbung, wie die umgekehrten Rippen eines Schiffes gestaltet, und zu deren beiden Seiten die Courts of justice gelegen sind. In einer prachtvollen Rotunde, die den Mittelpunkt des Gebäudes bildet, stoßen der Saal vor der Courts of justice und die Vorhallen des Ober- und des Unterhauses zusammen. Diese beiden sind so gelegen, daß, wenn man sich sämtliche

trennenden Thüren fortdenkt, der Thron der Königin im Oberhause und der Sitz des Sprechers im Unterhause, die Endpunkte einnehmen, und die beiden Gewalten sich einander gegenüber gestellt sind. Von der Pracht der Architektur, von der Kühnheit und Lustigkeit der Deckenwölbungen in der Rotunde, kann die Beschreibung eben so wenig ein Bild geben, als von der Eingangshalle für die Königin. Sie ist so hoch und kühn gespannt, wie man sich die phantastischen Bogen der Fingalshöhle vorzustellen liebt.

Der Saal des Oberhauses ist in dem reichen Geschmack von Windsor gehalten, und hat denn auch, wie einige der dortigen Säle, eine flache Decke nach Art der Basiliken, mit Holzschnitzereien und glänzenden Vergoldungen geziert. Ueber dem Throne sind drei Freskogemälde angebracht. Die Fenster zeigen in Glasmalereien die Bilder sämtlicher Beherrscher Englands, und zwischen diesen durch schlingt sich, in schräg laufenden Einnien, überall die englische Devise: Dieu et mon droit! die auch in den mosaikartig gebraunten Fliesen auf dem Fußboden des Vorsaals, wie in den gemalten Fenstern der Corridors zu lesen ist. Die Sitze sind wie in unsern Kammern geordnet, die Galerie for strangers verhältnißmäßig klein.

Der »Wollfack«, ein großer rother Polstersitz, steht vor dem Throne.

Zum Schlusse gingen wir in das alte Unterhaus. Es ist von einer erschütternden Einfachheit und Enge. Glatte graue Holzwände, harte Bänke, nirgend ein Zierrath. Ueber dem Sitze des Sprechers, der wie eine Portehaise aussieht, hängt das englische Wappen mit seinem edlen: Dieu et mon droit! Ich konnte den Ausruf: »Das ist wundervoll republikanisch!« nicht zurückhalten und einer meiner Begleiter erzählte, daß Guizot auf derselben Stelle vor ein paar Jahren gesagt habe: »das ist furchtbar republikanisch!« — Mich hat selten Etwas mehr ergriffen, als die charakteristische Strenge dieses Raumes.

Es waren damit ein paar Stunden schnell hingegangen. Als wir nach Carlton House zurückfuhren, sahen wir auf Trafalgar Square Macaulay einher gehen. Er ist mittler Größe, eine gedrungene Gestalt mit dunklem Haar. In sehr schlichter Kleidung, den Hut tief in die Stirne gedrückt, einen Regenschirm unter dem Arm, schritt er in abgeschlossener Ruhe, ohne rechts oder links zu blicken, an uns vorüber.

Nach Hause kommend, fand ich die Karte einer Engländerin, deren Sohn ich in Berlin kennen

gelernt hatte. Es ist ebenfalls ein hübscher Landesgebrauch, daß man dem Fremden, dem man wohl will, einen Besuch macht, um ihn zu sich zu laden, statt, wie auf dem Continente, seine Visite abzuwarten, und es ist ein großes Unrecht, die Engländer der Schroffheit, der Abgeschlossenheit anzuklagen. Ich kenne kein Land, in dem man dem Ausländer gütiger entgegen kommt. Wenn man bedenkt welche Ansprüche in einer Weltstadt wie London, an die Gastlichkeit des Einzelnen gemacht werden mögen, so erscheint dieselbe erst in ihrem rechten Lichte. Aber gerade in diesem Andrang der Fremden liegt auch der Grund, daß so viele sich in ihren Erwartungen getäuscht, in ihren Anforderungen gekränkt fühlen müssen.

England gilt mit seinem Reichthum noch immer auf dem Continente für eine Art von Eldorado, in dem der Gewinn auf der Straße zu finden, und namentlich für Kenntnisse in Kunst und Wissenschaft reiche Summen zu ernten sind. Jeder Musiker, jede Sängerin denkt an London, als an eine Goldgrube. Vor Allem aber ist die Sehnsucht der jungen Mädchen, die in Deutschland mit nothdürftiger Schulbildung ausgerüstet, sich für Erzieherinnen halten, hieher gerichtet, ob schon die Mehrzahl von ihnen sich hier höchst un-

glücklich fühlen soll, und die Meisten mit getäuschten Hoffnungen nach dem Continente zurückkehren.

Der Grund davon ist ein doppelter. Einmal ist die Bildung der Engländerinnen in den Ständen, in welchen man deutsche Erzieherinnen fordert, ernster, wissenschaftlicher und ausgedehnter, als die der deutschen Frauen gewöhnlich zu sein pflegt. Zweitens bedingt das englische Familienleben, abgesehen davon, daß es verhältnißmäßig durch alle Stände formvoller ist als das unsere, in seiner ganzen Anlage eine Stellung für die Erzieherin, welche sie von der Geselligkeit ausschließt.

Es ist mir im Vaterlande oft ein Gegenstand der Verwunderung gewesen, wie gering die positiven Kenntnisse der Gouvernanten waren, denen gebildete Landedelleute und Gutsbesitzer, denn in den Städten ist der Unterricht gut, die Ausbildung ihrer Kinder anvertrauten. Sie wußten häufig nur das Nothdürftigste, um nicht selbst für ungebildet zu gelten, und es ist hohe Zeit, daß die Seminare für Lehrerinnen eine Aenderung hervorzubringen beginnen.

Kommt nun ein solches Mädchen, das in Deutschland durch viele Jahre die Zufriedenheit



ihrer Vorgesetzten erlangt haben mag, nach England, so genügt sie den hiesigen Anforderungen um so weniger, als man von deutscher Gründlichkeit doppelt viel zu erwarten sich berechtigt glaubt. Mehr aber noch als die Engländer finden die Deutschen sich getäuscht.

Lebt man in der Stadt und nimmt die Familie an dem Gesellschaftstreiben Theil, so fordert man, gerade weil man die Kinder nicht ohne Aufsicht lassen mag, daß die Gouvernante bei ihnen bleibe. Dieses Verlangen ist berechtigt, wenn man bedenkt, daß bei den Londoner Entfernungen Stunden vergehen würden, ehe in einem Nothfalle die Eltern zurückgerufen werden könnten. Von Theilnahme an den Gesellschaften oder Lustbarkeiten außer dem Hause, ist also für die Gouvernante nicht die Rede. Sie geht nur aus, wenn die Mutter selbst die Kinder überwacht, oder wenn diese und die Kinder zusammen das Haus verlassen, und das Verhältniß stellt sich natürlich auf dem Lande noch schroffer heraus als in den Städten.

In der Familie aber leben die Erzieherinnen ebenfalls isolirt. Die Engländerin hält eine Gouvernante, um Herrin der eigenen Zeit zu sein. Die

Kinder bleiben derselben also bis um zwei Uhr überlassen, wo man das Lungeon, zugleich das Mittagbrot der Kinder, einnimmt, bei dem der in der City, im Bureau oder im Parlamente beschäftigte Hausherr selten gegenwärtig ist. Um sechs Uhr, wenn der Mann nach Hause kommt, speist die Frau mit ihm und mit den erwachsenen Kindern allein. Die kleinen Kinder, deren Theestunde dann bereits vorüber, kommen mit der Erzieherin, sich vor Schlafengehen den Eltern zu zeigen, mit dem Vater eine Stunde zu verkehren. Ist nun die Gouvernante nicht durch längeres Leben im Hause der Familie zur Freundin geworden, so hat sie auch den Rest des Abends einsam zu verbringen, denn die Eheleute, die sich Tag über entbehrten, wollen allein sein, wollen ihre Angelegenheiten besprechen, und nicht eine junge Fremde zur Zeugin der vertrauten Unterhaltung machen.

Das Alles, so berechtigt es den Engländern scheinen mag, ist dennoch für die Erzieherin nur zu schwer. Ältere Personen würden sich leichter in das Wesen finden können, während es jungen, lebenslustigen Mädchen, denen die deutschen Familienabende, Kränzchen und Privatbälle in der Erinnerung schweben, gradezu unaushaltbar sein muß.

In den wenigen Wochen meines hiesigen Aufenthaltes habe ich schon von beiden Theilen gerechte und ungerechte Klagen hören müssen. Diese letzteren ergossen sich von Seiten der Deutschen hauptsächlich über die Tyrannei, mit der man gezwungen würde, das Brod zu brechen, statt es zu schneiden; den Fisch nicht mit dem Messer zu berühren, und überhaupt dergleichen Dinge nach Regeln auszuführen. Vielfach hat man mir gesagt, »wenn Sie in England den Käse und das Brod nicht in der geforderten Art genießen, sind Sie für die Gesellschaft verloren!« — »wenn Sie nicht ganz so über Erziehung denken wie die Anderen, sind Sie verloren!« — »wenn Sie in religiöser Hinsicht nicht orthodox sind, sind Sie ein Ausgestoßener!« — Niemand hat aber dabei bedacht, daß eine Familie das Recht habe, von der Erzieherin ihrer Kinder das strengste Eingehen in die Grundsätze der Familie, das unbedingteste Befolgen der Landes sitten zu verlangen, ohne daß man deshalb an dem unabhängigen Fremden zum Tyrannen zu werden braucht. Es giebt gewisse Formen, eine gewisse gesellige Convenienz, deren Beobachtung man durch die ganze gebildete Welt als Sitte angenommen hat. Nach meinem bisherigen Wissen fordert man in England von dem unabhän-

gigen Fremden nicht mehr, als daß er dieser allgemeinen Sitte folge. Und was die abweichende Meinung in religiösen Dingen, die englische Unduldsamkeit in diesem Punkte betrifft, so finde ich, daß man leicht unter Engländern leben kann, weil sie Niemand zur Kundgebung seiner Gesinnung auffordern. Sie sind selbst zurückhaltend, erkennen also auch fremde Zurückhaltung ehrend an, und ich zweifle, daß der freidenkendste Ausländer durch englische Intoleranz belästigt wird, so lange er nicht absichtlich seine Ansichten den englischen gegenüberstellt.

Den 6. Juni.

Mrs. W., eben die Dame, deren ich gestern erwähnte, hatte mir ein Paar Karten zu dem heutigen Meeting der Charity Children in der Paulskirche gegeben, und H. ist so gut gewesen, mich dahin zu begleiten. Das eine der Billete galt für die besten Plätze, das andere für eine entferntere Sitzreihe. Als wir in die Eingangsthür traten, an der zwei Festordner und ein Paar Gentleman standen, welche die Billete einsammelten, wies man uns nach verschiedenen Seiten. Da ich fürchtete, daß wir uns bei der

Rückkehr nicht zusammen finden möchten, fragte H. den einen Festordner, ob er ihm nicht erlauben könne, mich zu den Mittelplätzen zu begleiten. »Ihnen fehlt also ein zweites Billet für das Centrum?« fragte er H., und als dieser es bejahte, zog der Andere eine Karte für das Centrum aus seiner Tasche, gab es H. und sagte: »Sein Sie so gut, das Billet meinem Gefährten abzugeben!« Es hieß dies englische Geselligkeit und Höflichkeit auf liebenswürdige Weise verbinden. —

Die Kuppel von St. Paul ist imposant, auch wenn man die Peterskuppel gesehen hat. Unter dieser Kuppel, den ganzen Raum der Rotunde einnehmend, und nur nach den vier Seiten breite Ausgänge frei lassend, erhob sich ein, für diesen Tag errichtetes Amphitheater von zwanzig Sitzreihen, in dem die Kinder aus den verschiedenen Waisenhäusern und Wohlthätigkeitsanstalten sich versammelten. Es ist ein Fest, das man ihnen, eine Genugthuung, die man den Unterhaltern der Anstalten bereitet. Sämmtliche Kinder erhalten für diesen Tag die neue Sommerkleidung. Man gab die Zahl der Kinder von vier = bis zu achtausend an, ich denke aber, daß die erstere Zahl sich mehr der Wahrheit nähert als die zweite.

Zuerst erschienen die Mädchen, welche die un=

teren Sitzreihen einnahmen. Jede Schule hatte ihr besonderes, aus der Vorzeit stammendes, aber nach der Sitte der Gegenwart umgemodeltes Costüm. Sie trugen Röcke von den verschiedensten dunkeln Farben, mit kurzen Ärmeln; Pellerinen oder kleine Tücher von weißem Zeuge; dazu durchgehend weiße Schürzen mit hohem Brustflap, kleine enganliegende Hauben mit einer dem Kleide anpassenden hellen Bandschleife, und Handschuhe ebenfalls von weißem Zeuge. Jedes Mädchen hatte einen Strohhut mit einem Bande wie die Haube. Man konnte sich nichts Tüchtigeres und Saubereres denken, als diese Anzüge. Die Mädchen mochten zwischen sechs und fünfzehn Jahren sein. Die Knaben waren zum Theil in Tuch-, zum Theil in Manchester-Hosen gekleidet, alle hatten Tuchjacken und auch ihre Ausstattung ließ Nichts zu wünschen übrig. Sämmtliche Kinder aber, und das ist die Hauptsache, sahen froh und kerngesund aus. So weit mein Blick reichte, konnte ich nur ein Kind entdecken, an dessen Augen die Spur der Skropheln, dieser Pest unserer Waisenhäuser, mir bemerklich gewesen ist. Jede Anstalt, hatte außer den Lehrerinnen und Lehrern, ihre Aufseher an den größten Schülern, und das ganze Eintreten und Aufstellen der

Kinder ging heiter, aber mit musterhafter Ordnung und Schnelligkeit von statten. Viele der Knabeninstitute besaßen Wappen mit dem Datum ihres Stiftungstages, die der größte Knabe der Anstalt vorauf trug.

Als die Kinder versammelt waren, erschienen zwei Sheriffs in rothen, pelzverbrämten Sammetmänteln. Nach ihnen, unter Vortritt eines Beamten, der das gekrönte, goldene Wappenschild der City trug, der Lord Major in seiner Amtstracht, in Begleitung des Herzogs von Cambridge. Sie alle nahmen uns gegenüber, wir befanden uns innerhalb des Kinderkreises unter der Kuppel, ihre Plätze ein, und ein Gottesdienst begann, bei dem mit den gewöhnlichen Gebeten und Responsorien das Absingen von Händelschen und andern Psalmen wechselte.

H. war mit einem Vorurtheile, mit Abneigung gegen das ganze Fest in die Kirche getreten. Er sprach noch entrüstet gegen die »Drillanstalten für kirchliches Christenthum, gegen Staatseinrichtungen, die im Almosen Hülfe gegen den Pauperismus suchen,« als ich durch das gesunde Ansehen der Kinder und die heitere Disciplin schon sehr befriedigt worden war. Indes als endlich sämmtliche Kinder sich erhoben, als man

Tausende von Waisen genährt, gepflegt, unterrichtet vor sich sah, als das Sonnenlicht von oben in die Kuppel hellleuchtend herniederstrahlte, und all' diese Kinderstimmen sich in dem jubelnden Hallelujah von Händel vereinigten, alle gesund, alle satt, alle behütet, da stürzten auch H. die Thränen aus den Augen, und ohne daß er es vielleicht mußte, stimmte er ein in den allgemeinen Lobgesang.

Ich weiß, daß die richtige Idee des Socialismus eine andere Art das Menschenwohl zu gründen, daß sie nicht Almosen, sondern Wohlstand zu verbreiten trachtet. Bis aber die Möglichkeit dafür gegeben ist, muß man es dankend anerkennen, daß das Christenthum auf seine Weise dem Elende zu steuern und der Entfittlichung zu wehren bestrebt ist. Alle positiven Religionen, alle christlichen Secten, ja selbst der Panflavismus, dies Gemisch von nationalem und religiösem Cultus, suchen sich jetzt mehr oder weniger mit den Ideen des Socialismus innerlich zu erfüllen und zu regeneriren. Sie alle mitarbeiten daher unwillkürlich oder absichtlich an der Entwickelung des reinen Begriffes von dem Gott im Menschen selbst, und werden ihre volle Berechtigung und Wirkung haben, bis die Masse aller Lebenden reif gewor-



den sein wird, ohne das Bild eines persönlichen Gottes, an den Geist im All, an den Gott im Menschen zu glauben.

Das Common prayer ist der Messe sehr ähnlich, auch das Publikum verhielt sich dazu wie das katholische zur Messe. Ein älterer Herr bot mir sein Gesangbuch an, eine Dame gab S. daß ihre und ließ mit ihrem Manne aus dem feinen. Dabei schlug sie uns die betreffenden Stellen auf, und that das Alles mit unbefangener Anmuth; wie man denn ringsumher, sobald man uns für Fremde erkannt hatte, die größte Rücksicht für uns zeigte und es uns auf jede mögliche Weise angenehm und bequem zu machen suchte.

Da ich mich in der Paulskirche nahe an der Eisenbahnstation von Londonbridge befand, hatte ich Frau Sarah Austin, die mir freigestellt, den Tag zu einem Besuch bei ihr zu wählen, um die Erlaubniß gebeten, sie heute sehen zu dürfen, und fuhr aus der Kirche nach Wenbridge in Surrey hinaus, wohin sie sich seit einiger Zeit zurückgezogen hat.

Während der kirchlichen Feier hatte ein Regenschauer die Luft abgekühlt, und kaum daß ich die Stadt verlassen, breitete sich die Gegend in

funkelnder Frische vor meinen Augen aus. Wie hier Stadt und Land unmerklich in einander verschmelzen, wie reich das Land ist, wie sorglich angebaut, wie sauber die Dörfer, darüber freue ich mich noch immer, so oft ich es auch schon gesehen habe.

Die Station der Eisenbahn, auf der ich aussteigen mußte, war eine starke Stunde von London und vielleicht zehn Minuten von dem Cottage entfernt, das Mrs. Austin bewohnt. Sie hatte mir ein Paar junge Damen als Führerinnen nach dem Bahnhofe entgegengeschickt. Der kurze Weg bis zu ihrem Hause ging durch eine Art von Haide, aber die englischen Haideblumen und Sträucher sind so üppig, daß hier, wo obenein jung anwachsendes Nadelholz regenduftig und hell an allen Seiten uns umgab, selbst die Haide mir lieblich erschien.

Das Landhaus der Mrs. Austin ist klein, ohne deshalb irgend einer Bequemlichkeit zu entbehren. Ein kleiner, wohlgepflegter Garten umgiebt es, schöne, große Bäume bilden das Gegenüber, andere Cottages liegen nachbarlich herum, und aus den Bäumen ragt der Thurm der Kirche hervor, das Bild befriedeter Ländlichkeit anmuthig zu vollenden. Mrs. Austin, noch im-

mer eine schöne Frau, groß und stattlich, von eleganter Haltung, brachte das Gespräch, nach den ersten gewöhnlichen Begrüßungen und Fragen, auf Deutschland, das sie lange bewohnt hat und sehr gut kennt, wie sie denn das Deutsche auch vortrefflich spricht. Mr. Austin, der ebenfalls zugegen war, fragte nach vielen Personen unserer Bekanntschaft, und Beide waren in Berlin, Dresden, und in fast allen deutschen Residenzen vollkommen zu Hause. Unsere Literatur hatten sie in einer bestimmten Richtung aufmerksam verfolgt, sie kannten diese Seite derselben gründlich und sie war ihnen lieb und vertraut. Die Literatur der Revolution, so wohl die ihr vorangehende und sie vorbereitende, als die von der Revolution erzeugte, hatten sie nicht beachtet, oder, so weit dies geschehen war, sie als eine ihnen antipathische und verderblich scheinende, bestimmt von sich gewiesen. Solche Ansichten sind wie Thatsachen, gegen die sich am wenigsten in einer flüchtigen Begegnung streiten läßt. Da ich überdem nicht nach England gegangen bin, um fremde Ansichten zu bekämpfen, sondern die meinen durch Anschauung anderer Zustände zu erweitern, so stände es mir in keiner Weise zu, gegen dieselben protestiren und expliciren zu wollen.

Es wäre um so unangemessener, als man hier der abweichenden Meinung nicht leicht mit jenem Feuer entgegentritt, das in Deutschland noch das Gähren des Vulkans verräth, während in England die erkaltete Asche schon den Boden überzogen und gefestigt hat.

Als wir der Verschiedenheiten der englischen und der kontinentalen Gesellschaft gedachten, setzte Mrs. Austin mir auseinander, wie unmöglich es sein würde, die Anmaßung und Eitelkeit der deutschen oder französischen Geburtsaristokratie unter dem englischen Volke aufrecht zu erhalten, das eine große Menge von Bürgerlichen zu seinen Aristokraten rechnet. Dagegen rühmte sie die nationale Vorliebe der Engländer für ihre berühmten Geschlechter und ausgezeichneten Männer. Sie erzählte, daß diese Neigung sich in den letzten Tagen bei der jährlich Regatta der Schüler des Etonkollege wieder auf das deutlichste bewährt habe. So oft der Sohn eines berühmten Geschlechtes in den Wettkampf getreten oder gar als Sieger daraus hervorgegangen sei, habe donnernder Freudenruf ihn begrüßt. Ueberall habe man es wie eine Genugthuung empfunden, wenn die Söhne der Pairs oder anderer bedeutenden Männer, sich hier in ihrer Weise als tüchtig bewährten. „Und,“ fügte sie

hinzu, „diese Söhne von Pairs sind bei uns häufig Kinder oder Enkel von Gewerbtreibenden und Tagelöhnern.“ —

Bei einer ähnlichen Mittheilung hatte mir neulich Jemand gesagt: „Sie werden frappante Gegensätze in England finden, diese verhalten sich zu einander wie die verschiedenen Metalle in einer Uhr. Weil sie ganz ungleichartig sind, treiben sie sich gegenseitig und nutzen sich nicht ab.“ Mir war das Bedeutendste an diesen Erzählungen über die Regatta, die Theilnahme der Engländer an der körperlichen, gymnastischen Ausbildung der Jugend, die sich bei uns jetzt freilich auch zu regen beginnt, aber doch noch vor wenig Jahren zu den staatlich verbotenen Dingen gehörte.

Wie hat man Deutschland geknechtet, wie hat unser unglückliches, verblendetes Volk sich knechten lassen! Es wird eine Zeit kommen, in der es unglaublich scheinen wird, daß man seine Söhne nicht durch körperliche Uebungen zu gesunder Männlichkeit erziehen durfte, weil das böse Gewissen der Regierungen jede gesunde Manneskraft fürchtete, und sie darum zu untergraben suchte. Man erzählt in Schauerromanen oder in einzel-

nen dunkeln Seiten der Weltgeschichte von Verbrechern, die aus Selbstsucht früh das Leben eines Menschen zu vernichten, zu entnerven, zu untergraben trachteten, und stempelt die Namen dieser Missethäter mit dem Fluche der Erinnerung. Was wird man einst sagen von den Fürstenthümern, von den Häuptern des deutschen Bundes, welche dieses Verbrechen aus gleicher Selbstsucht begingen an der ganzen Jugend eines großen Volkes? — Es liegt aber auch in der Ausbildung des Körpers, in der öffentlichen Uebung der Gymnastik, wo diese, wie in England, die Stände verbindet, ein tief demokratisches Element, denn es bringt, ohne Unterschied des Ranges, die Kraft, die Männlichkeit zur Geltung. Die Wettkämpfe im Cricket, dem beliebten englischen Ballschlagen, für das sich in jeder Stadt, in jedem Dorfe ein Rasenplatz befindet, und bei denen die Söhne der Lords mit dem ersten besten Handwerker in die Schranke treten, gleichen in gewissem Sinne den Unterschied der Stände wirksamer aus, als bändereiche Bücher über die allgemeine Gleichheit der Stände.

Es war viel die Rede von den jetzigen Verhältnissen Deutschlands, von der Gesellschaft, von der Literatur, und wieder traten die sich immer

wiederholenden Schwierigkeiten hervor, sich mit Engländern darüber zu verständigen, daß unsere Revolution für alle diejenigen in ihrer republikanischen Richtung eine Berechtigung, eine Nothwendigkeit gewesen ist, die mit ihren Lebensanschauungen nicht mehr in dem Glauben, sondern im Forschen, nicht im Christenthume, sondern in der Philosophie, im Pantheismus wurzeln. Die Engländer müssen eine republikanische Staatsform verwerfen, so lange sie an einen persönlichen Gott glauben, denn das Eine bedingt das Andere, mindestens für alle die Länder, in denen der staatliche Gottglaube, die Monarchie, einmal eingeführt gewesen ist. In Amerika konnten Republiken entstehen unter der Hegide des Christenthumes; in den alten Staaten Europas können sie, wie mir scheint, nur mit dem Aufgehen eines neuen religiösen Glaubens, mit dem Untergang des Christenthumes zu einer innerlichen Wahrheit werden.

Ich brachte den ganzen Nachmittag in Weybridge zu. Abends begleitete man mich zur Eisenbahn, die mich wohlbehalten nach London zurückbrachte.

Bei der Regatta von Eton, deren ich erwähnte, fällt mir noch das Wettrennen von As-

tot ein, das kurz nach meiner Ankunft stattgefunden hat. Ganz London war voll Theilnahme dafür. Wohin ich kam, wen ich sah, Alles unterhielt sich von dem Rennen. Wo zwei Menschen beisammen standen an jenem Abende, sprach jeder der Eine vom »Voltigeer«, so hieß das siegreiche Pferd, der Held des Tages, der gegen »Nigre« den Preis gewonnen. Niemand hatte an Voltigeer gedacht, nur die Nepaul-Prinzen hatten ihn ohne Weiteres für den besten Renner erkannt. Man behauptete, die Sockens der andern Pferde wären bestochen worden, da, ich weiß nicht, wie viele tausend Pfund auf dem Spiele gestanden hätten. Andere sagten, Nigre sei von einem Knaben, Voltigeer von einem besonnenen Manne geritten worden, das habe seinen Sieg entschieden. Der Jockey des Voltigeer aber ist jetzt Besitzer eines namhaften Vermögens. Sein Herr soll ihm im Moment des Sieges das Wort abgenommen haben, daß er acht Tage lang nur Thee und keine starken Getränke zu sich nehmen wolle, damit er nicht in dem erhöhten Freudenrausche, das gewonnene Geld leichtsinnig verschwende. Der Jubel und die Freudenthränen, welche bei Voltigeers Rückkehr, in seinem Heimathsdorfe geflossen sind, wo man ihn bekränzt



und im Triumphe umhergeführt hat; bildeten einen Artikel in allen Zeitungen. Am Morgen nach dem Rennen, als ich zufällig durch die City ging, hingen an vielen Läden baumwollene und seidene Taschentücher zum Kaufe aus, auf denen das Bild und der Namen von Voltigeer gedruckt waren.

Den 7. Juni.

Bei einem Frühstück, zu dem mich Mr. Monneton Milnes eingeladen hatte, habe ich heute Thackeray und einige andere interessante Persönlichkeiten gesehen. Alle Anwesenden sprachen oder verstanden Deutsch, bis auf Miß Geraldine Jewsbury, eine junge Schriftstellerin, deren einfache Natürlichkeit etwas Sympathisches für mich hatte. Sie ist mittlerer Größe und schlank, mit jenem Sichgehenlassen, das den Polinnen eigen ist. Man sieht, ihre äußere Erscheinung macht ihr keine Sorge, weil sie vollkommen anspruchlos auftritt, und ihre hellbraunen Augen blicken so ruhig umher, als dächte sie in der Gesellschaft mehr an Andere, als an sich selbst. Ihr schmuckloses, braunes Damastkleid;

selbst die Art, in der sie ihr Haar ganz einfach von der Stirne zurückgelegt und hinten in einen losen Knoten aufgesteckt trug, schienen zu ihrem Wesen zu gehören und ein Nothwendiges an ihr zu sein.

Die Gesellschaft war schon um den Frühstückstisch versammelt, als Mr. Thackeray eintrat. »That is Punch!« sagte mein Nachbar scherzend, da Thackeray sich wirklich an dem Punch betheiligte. Man empfing ihn mit freudiger Zuvorkommenheit. Er ist sehr groß und kräftig gebaut. Sein rundes Gesicht, von sehr frischer Farbe, hat große leuchtende Augen und würde schön sein, wäre die Nase regelmäßiger. Dazu hat er lockiges, aber ganz graues Haar, das eben so gegen seine frischen Farben, als eine Brille gegen seine hellen Augen absticht.

Nach dem Frühstück führten die anwesenden Damen mich in die London library, ein Lesekabinett, das Prinz Albert gegründet hat. Von der neuesten deutschen Literatur waren nur wissenschaftliche Werke vorhanden; es wird aber ein gutes und zweckmäßiges Ganze werden, und den hier anwesenden Deutschen, so fern sie der ebenfalls geschlossenen Gesellschaft angehören, vielfach

nützlich sein. Welche Bedingungen für den Eintritt gemacht werden, habe ich nicht erkundet. Und mit dieser Notiz mag diese Tagebuchsendung denn hier schließen.

---

## Achte Sendung.

Vom 8. bis 13. Juni.

---

Sonntag Morgen.

Nach zwei wahrhaften Sciroffotagen, welche durch eisige, für Minuten die Luft abkühlende Regenschauer etwas sehr Empfindliches hatten, ist heute wieder schönes, helles Wetter eingetreten, in dem die Sonntagstillle sich immer doppelt lieblich darstellt. Auch für mein Dasein fängt nun endlich eine größere Ruhe an, da ich die großen Wahrzeichen der Stadt bereits gesehen habe. Ich genieße es wie ein Glück, wieder schreibend oder lesend halbe Tage lang zu rasten.

Gestern Abend fuhr ich noch ziemlich spät, die Familie des Doctor S. zu besuchen, mit der ich einige Stunden behaglich zugebracht habe. Doctor

S. ist ein gelehrter Philologe, und ein freimüthiger, angenehmer Mann. Wir sprachen, als er mich Abends im schönsten Wetter nach Hause begleitete, über den religiösen Standpunkt der hiesigen Gelehrten, der mir besonders an den Naturforschern und Philologen auffallend erschienen ist, weil bei uns die Erstern durch ihre Studien fast immer Spinozisten, die Letztern mindestens dem kirchlichen Christenthum entfremdet zu werden pflegen. Ich gestand ihm, daß es mir unerklärlich sei, wie ein Geologe an die Genesis, oder ein Physiologe an die Unsterblichkeit der Seele im christlichen Sinne zu glauben vermöge, und daß ich, in der Unfähigkeit mir dies zu deuten, den Leuten mit dem beängstigenden Gefühle gegenüber stehe, welches das zur Schautragen einer Unwahrheit uns unwillkürlich einflößt. — Er gab mir zu, daß diese Erscheinungen dem Fremden auffallen müßten, meinte aber, wenn ich diese Gelehrten näher kennen lernen würde, dürfte ich in einer großen Anzahl derselben Skeptiker und Anhänger der rationellsten Philosophie finden; sie wären jedoch gezwungen, dies auf das Entschiedenste zu verbergen, weil sie sich mit dem Eingestehen ihrer Ansicht fürs Erste jede Wirksamkeit im Staate, in der lehrenden Wissenschaft, wie im öffentlichen

Leben unmöglich machten. England habe seit Bakon keinen Philosophen gehabt, die Theologie sei also Alleinherrscherin gewesen, und das ganze Volk sei, mit geringen Ausnahmen, so entschieden gläubig, daß es die Philosophie noch entschieden von sich weise. Trotz dem aber glaube er, daß England einer Crisis nahe stehe, in der Philosophie und spekulative Naturwissenschaft die Schranken der Theologie und Orthodorie durchbrechen würden, und, fügte er hinzu, wenn sich hier in England der Rationalismus einmal geltend macht, so wird es ein dreadfull choc (einen furchtbaren Zusammenstoß) geben.

Donnerstag, den 13. Juni.

Es sind mehrere Tage vergangen, ohne daß ich an dem Tagebuche schreiben konnte, und ich habe von manchem Gesehenen, von neuen und großen Eindrücken zu berichten.

Vor allen Dingen von dem ersten Besuche des britischen Museums, in dem ich am Montag ein paar Stunden vor den Resten der Parthenonsculpturen zugebracht habe. In dem Saale, der zu ihnen führt, ist ein Modell des Parthenons aufgestellt, wie es gewesen sein muß. Alle Me-

topen und Reliefs, die Gruppen des Frontispice, Alles ist mit großem Fleiße ausgeführt. Das Modell mag an fünfzehn Fuß lang sein, wenigstens maß es volle sieben Manneschritte. Daneben befindet sich noch ein größeres Modell des Parthenons in seiner jetzigen Gestalt, mit den gebrochenen Säulen und eingesunkenen Hallen, das doppelt rührend von der Vergänglichkeit des Schönen spricht, da sich zu seiner Seite die volle, ehemalige Herrlichkeit desselben entfaltet.

Aus diesem Vorzimmer gelangt man in den Saal der Elgin Marbles. Er ist pompejanisch roth, von oben beleuchtet, und somit Alles zum würdigsten Betrachten der dort bewahrten Schätze vorgerichtet. Die Metopen und das Fries des Parthenons sind in schicklicher Höhe in die Wände eingelassen, die Sculpturen der Giebelfelder mitten im Zimmer aufgestellt. Director Waagen erhebt in seinem Werke, daß ich mir hier verschaffen konnte, den Werth des Originals weit über die Bedeutung der Abgüsse. Er sagt, der Penthelische Marmor, in dem diese Meisterwerke gearbeitet sind, gebe durch seine Festigkeit und seinen warmen, gelblichen Ton den Sculpturen etwas ungemein Lebendiges, so daß namentlich der berühmte Pferdekopf ein knochenartiges An-

sehn gewinne und in seiner scharfen, flächenartigen Behandlung den Eindruck mache, als ob es den versteinerten, aus der Fülle der Natur hervorgegangenen Typus des Pferdes darstelle.

Für diesen einen Kopf ist die Behauptung schlagend wahr und muß sich Jedem von selbst aufdrängen; für die übrigen Figuren dürfte der Vorzug mehr den Künstlern und Kunstken- nern, wie Director Waagen, als dem liebevollen Kunstfreunde deutlich werden. Es wäre unwahr, wollte ich behaupten, daß ich durch die Originalen einen größern Eindruck empfangen habe, als durch das Betrachten der Gypsabgüsse im Lateran. Für Alle diejenigen, welche nicht der Schönheit der Knochenstructur und der innern Organisation zu folgen vermögen, kann der Unterschied zwischen Gyps und Marmor nur bei solchen Bildwerken wesentlich hervortreten, bei denen das Marmor- original noch die volle erhaltene Schönheit des Materials, und somit auch die letzte Vollendung der schöpferischen Künstlerhand zur Schau trägt. Wo aber, wie hier, Barbarei, Zeit und Witte- rung, die ganze Epidermis zerstört und das Korn des Marmors angefressen haben, wo also der Unterschied des mattglänzenden, gelblich reinen Materials und damit die künstlerische Vollendung



der obern Muskeln und der Haut fortfallen, möchte für den Genuß des Laien kein Unterschied zwischen der Betrachtung eines Abgusses oder des Originals zu finden sein. So hatte ich denn neben der Freude an dem altvertrauten Schönen, hier mein neues Entzücken hauptsächlich an dem Beschauen des hergestellten Modells, dessen einfache Schönheit, dessen schlanke Säulenreihen, wie Musik auf die Seele wirken.

Später sahen wir noch die Sculpturen aus Niniveh. Es sind Basreliefs, welche die Thaten eines Herrschers darstellen. Sie erschienen mir, so weit sie der Zeit nach von denselben abliegen mögen, dennoch wie plastische Commentare zu den Felseninschriften von Bisutum, in denen das Leben des Darius verherrlicht wird. Ihr Werth ist ein doppelter. Sie zeigen in ihrer technischen Ausführung die Kunstentwicklung, in ihrem Inhalt die Geschichte und das staatliche und häusliche Leben, also die ganze Kultur jener Epoche. Große Kolosse, wie die sechsfüßigen Flügelpferde, welche das Louvre aus Niniveh besitzt, habe ich unter den hiesigen Sculpturen nicht gesehen, die aber freilich erst zum Theile ausgepackt und in halbfinstern Souterrains provisorisch untergebracht sind. Es waren lauter Basreliefs. Der

König, welcher der Held der Darstellungen ist, fährt oft auf einem Schlachtenwagen einher, wie Darius in der pompejanischen Alexanderschlacht. Die Pferde, welche ihn ziehen, sind mit reichen Behängen, mit Federschmuck von der saubersten Ausführung geziert. Sie könnten bei jeder modernen Hofschlittenfahrt Parade machen. Kämpft der König zu Fuß, der eine Art von Dogenmütze und ein langes, enges, bis auf die Füße herabgehendes Gewand trägt, so steht er unter einem Sonnenschirm, den ihm ein Slave über das Haupt hält. Ein Anderer trägt seine Pfeile, ein Dritter hält ihm den Schild vor, und er vollbringt, wohlbeschützt und ungefährdet, seine absoluten Heldenthaten. Man sieht ihn auf hohen Leitern Festungen erklettern, sieht Leute sich aus den Festungsthürmen vertheidigen, und wo der König erscheint, fliegt ihm ein Vogel, ich glaube es ist ein Geier, das Sinnbild der Kraft und Macht, voraus. Auf einigen Reliefs setzt er über Ströme. Die Bote haben Räder, mit denen sie wahrscheinlich auf dem Festlande fortbewegt wurden. Hie und da schwimmen Gewappnete durch die Fluthen, oder werden Wagen und Pferde eingeschifft.

Die Darstellung ist oft sehr entwickelt und

richtig, oft komisch naiv. So werden die Vertheidiger der Festungsthürme immer nur symbolisch durch einen Mann dargestellt, der in dem Thurme, bis zum Oberkörper, wie in einem Futterale steckt, und von da aus mit den Waffen handtiert. Auf den Wällen dagegen bewegen sich die Gestalten im Allgemeinen freier. — Nach dem Kampfe kehrt der König heim, baarhäuptige Sklaven mit dem Armbande, dem Zeichen der Abhängigkeit geschmückt, den Oberkörper entblößt, empfangen ihn, ihm in Kanne und Schale den Labetrunk, nebst Weihwasser und Weihwedel entgegentragend.

Auf anderen Platten sieht man Priester. Sie halten Lämmer in den Armen, Weihgefäße und daneben noch oft fünfstenglige Dornen oder Mohnkolben in den Händen. Alle tragen zwei Dolche im Gürtel, wie der König. — Dann kommen Bäcker- und Schmiedewerkstätten vor, mit den ganzen damals üblichen Gefäßen und Werkzeugen, kurz es entrollt sich ein Stück der Vergangenheit, und die Mythe wird zur Geschichte. Es sind schon mehrere Werke und Erklärungen darüber erschienen. Das größte derselben von Layard mit vollständigen Copien der Reliefs in schönem Kupfer-

stich, habe ich gestern bei Mrs. S. W. lange betrachtet. Wunderlich nehmen sich in den Reliefs die Figuren von Priestern und Kriegern aus, welche Thierköpfe haben. Oft sind es Vögel mit langen Schnäbeln, oft Säugethiere mit großen Schnauzen. Man sagte mir, die Gelehrten stritten über die Bedeutung derselben. Einige dieser Figuren seien entschieden Götzenbilder, andere aber wären dies nicht. An zwei derselben habe ich die Handbewegung des Abnehmens bemerkt, und da es mir unangenehm ist, mir gar Nichts darunter denken zu können, stelle ich mir vor, daß diese Völker, wie die Britannier noch zu Cäsar's Zeiten, Thiermasken getragen haben mögen, ihre Feinde damit zu erschrecken. Dann ist mir auch eingefallen, daß, wie Therese schreibt, die Chinesen in Batavia noch heute ihr Neujahr durch ein Fest feiern, indem sie sich in die Masken von Thieren kleiden, welche die Symbole ihres Cultus sind: in Schlangen, Schildkröten, Drachen u. s. w. Vielleicht mag das auch damals bereits geschehen sein.

Mich haben die Darstellungen schon darum angezogen, weil sie zu den ersten Kundgebungen des Absolutismus gehören, der den Menschen in seinem ganzen Zusammenhange nicht genug vor Augen

gehalten werden kann, damit sie das Unvernünftige desselben immer klarer einsehen lernen. Merkwürdig aber ist es, wie dieser Absolutismus sich in seiner Ausdrucksweise gleich geblieben ist seit Tausenden von Jahren, weil die Unvernunft, auf die er sich basirt, dieselbe bleibt. Deshalb waren mir die Erklärungen der Keilschrift von Bisutum, deren ich vorhin erwähnte, so wichtig, daß ich sie kopirte, als sie mir einmal zufällig in die Hände kamen.

An jenem Felsen von Bisutum, an dem sich ein berühmter Tempel befunden haben soll, ist auf der einen Seite der König Darius en relief abgebildet. Seine Bogen- und Lanzenträger begleiten ihn. Er setzt den rechten Fuß auf den Rücken des falschen Smerdes, der zu Boden liegt. Dem Darius gegenüber stehen hinter einander neun Figuren mit gebundenen Händen, Alle mit ein- und demselben Strick um den Hals geschnürt. Es sind die neun Könige, welche sich gegen ihn empört haben, und von ihm besiegt worden sind. Ueber der Gruppe schwebt Aumazda — das höchste Wesen. Die ganze Composition muß diesen Niniveh-Sculpturen ähnlich sein.

In der Inschrift auf dem Felsen, die der Engländer Rawlinson kopirt, und die deutschen Gelehrten Lassen und Benfey erklärt haben, erzählt der König Darius in der ersten Person, seine Thaten bei Bekämpfung der Anarchie und Rebellion. Er rechnet seine fünf Ahnen auf und alle Länder seines Königreiches, welche ihm durch die Gnade des Auramazda zugefallen sind, denn die Gottesgnade tritt in diesem ältesten Denkmal des Absolutismus grade so pointirt hervor, wie in den neuesten deutschen Thronreden. Es heißt wörtlich: »durch die Gnade des Auramazda waren diese Länder mein, brachten mir Tribut. Was ihnen von mir befohlen ward, das wurde bei Tag und Nacht gethan. Auramazda übergab mir die Herrschaft. Auramazda brachte mir Beistand, nachdem ich die Herrschaft übernommen. Durch Auramazda's Gnade besitze ich die Herrschaft. Durch die Gnade des Auramazda liebten diese Länder meine Herrschaft.«

Wenn sich irgend ein Großer oder Fürst gegen ihn erhebt, so lautet es: »er leg gegen das Reich!« und überall ist es Auramazda, der dem Herrscher von Gottes Gnaden persönlich Beistand bringt und Sieg verleiht. Die Gegenkönige werden ohne alles Erbarmen getödtet. Wenn Darius

nicht selbst mit »dem herrlichen Kriegsbeer«, wie es schon hier genannt wird, ausziehen kann, so heißt es in der Inschrift: »Ein Armenier Daderschisch mit Namen, mein Knecht, diesen sendete ich nach Armenien. So sprach ich zu ihm: Liebe mich! dieses aufrührerische Heer, welches nicht mein sich nennt, dieses vernichte!« Demnach folgt dann immer, daß mit Auramazda's Beistand das aufrührerische Heer geschlagen worden, und von dem Anführer desselben wird berichtet: »Er ward gefangen zu mir geführt, ich schnitt ihm Nase und Ohren ab, an meiner Pforte wurde er gebunden gehalten, das ganze Reich sah ihn, nachher ließ ich ihn an den Galgen hängen.« Und ganz zum Schlusse sagt er: »diese Länder, welche aufrührerisch gegen mich waren, hat die Sünde, der Lügegeist gemacht, daß sie sich gegen das Reich vergingen, nachher Auramazda in meine Hand gebracht. Wie ich beehrte so hat er gemacht.«

Ist das nicht, als ob man ein königliches Manifest der Jetztzeit läse? Wenn man daneben bedenkt, daß in England zu den Zeiten Elisabeth's, ja bis zu den Tagen des letzten Stuart's, das Ohren- und Nasenabschneiden noch eine alltägliche Strafe für Hochverrath oder religiöse Mei-

nungsverschiedenheit waren, daß diese Strafe noch heute in Rußland ausgeübt wird, daß noch in den meisten monarchischen Staaten die Todesstrafen und der Galgen beibehalten sind, so muß man eingestehen, daß die Fortschritte der absoluten Herrscher und der absoluten Staaten langsam sind auf der Bahn der Menschlichkeit und der Vernunft.

Aber diese Erinnerungen an den Absolutismus haben mich weit abgeleitet von der schönen griechischen Kunst und von dem britischen Museum. Ich eile in diese Bereiche zurückzukommen.

Du fragtest mich neulich, was der Staat für die Kunstinstitute thue? Mir dünkt, als verhalte er sich dazu in einer Weise, welche von der in Deutschland üblichen abweichend ist. Es liegt auch das wohl in der Verschiedenheit der Verfassung, bei der die ganze innere Entwicklung des Landes mehr oder weniger dem Selfgovernment des Volkes, der Selbstbestimmung der Gemeinde, ja dem Ermessen des Einzelnen anheim fällt. So weit ich es übersehen kann, sind die meisten großen Künste und wissenschaftlichen Institute, nicht auf Veranlassung der Regierung, sondern von der Idee



einzelner Privatleute ausgegangen, denen sich dann später eine Association anschloß, welche sich schließlich unter das Protektorat der Regierung gestellt hat.

Das britische Museum ist ausnahmsweise, obschon von einem Privatmanne begründet, sehr früh in die Hand der allgemeinen Verwaltung gekommen. Es entstand aus einer großen Sammlung, welche Sir Robert Cotton dem Lande schenkte. Danach bot ein Arzt, Hans Sloann, die seinige, die ihn fünfzig tausend Pfund gekostet hatte, dem Parlamente für zwanzig tausend Pfund an, wenn man eine Nationalgalerie daraus bilden wolle, und da dieser Vorschlag 1783 angenommen wurde, ist das britische Museum seit jener Zeit Besitz des ganzen Volkes, nicht, wie viele andere Institute, Eigenthum einer Association gewesen; dennoch sind für das Museum von Privatleuten fortwährend die großartigsten Opfer und Geschenke dargebracht worden. Man kann sich davon leicht überzeugen, da alle geschenkten Gegenstände den Namen des Gebers tragen. Die bedeutendsten Antiken, ja selbst die egyptischen Kolosse sind zum großen Theil Geschenke. Dadurch ist eine große Sammlung entstanden, es ist aber auch etwas Zufälliges hineingekommen,

daß die systematische Ordnung und Katalogisirung erschweren mag. Das bis jetzt vorhandene Verzeichniß des britischen Museums hat theilweise noch doppelte Nummern und es ist oft schwer sich damit zurecht zu finden. So ist es denn gewiß doppelt verdienstlich und wünschenswerth, daß der geistreiche und alterthumskundige Franz von Pulszky eine größere Arbeit über das britische Museum unternommen hat.

Die Aufstellung der vorhandenen Sculpturen ist noch nicht einmal vollendet, weil es an Raum dafür gebricht. Man ist in den einzelnen Flügeln mit Neubauten und Aenderungen beschäftigt, die augenblicklich den Mangel an Platz in dem Museum noch vergrößern. Nur die Parthenonsculpturen und die Ueberreste des zerstörten Tempels auf der Insel Xanthus, welche letztere sich dreist neben jene ersteren Bildwerke stellen können, sind vortrefflich placirt. Bei den Sculpturen von Xanthus tritt der Sinn für Vollständigkeit, für Ganzheit, der den Engländern eigen, wieder recht lebhaft hervor. Wie man nämlich neben den Resten des Parthenons, den restaurirten und den zerstörten Tempel aufgestellt, so hat man neben dem Model des zerstörten Xanthustempels schon angefangen, einen restaurirten zu errichten,

und am Fuße desselben ein kleines Delgemälde, eine griechische Landschaft hingehängt, unter der folgende Worte stehen: »in dieser Gegend gab die Auffindung eines Steines durch einen Türken Gelegenheit zur Entdeckung des Baues!« Darin liegt etwas Materialistisches und zugleich etwas sehr Förderliches. Dieser Wunsch nach sinnlichen Anschauungen ist es auch, der hier die vielen Panoramen hervorgerufen hat. Es sind deren von Kalifornien, von der Nilreise und von der Ueberlandtour nach Ostindien ausgestellt. Das Letztere rühmt man als so schön, daß ich nicht versäumen will, es zu besuchen.

Als ich vorhin erwähnte, daß mir der Katalog des britischen Museums noch nicht geordnet vorgekommen sei, fiel mir das selbst um so lebhafter auf, als gerade ein Trieb zum Organisiren in dem englischen Charakter zu liegen scheint, wie er mir in vielen kleinen Zügen entgegen tritt. So habe ich in der vorigen Woche eine Familie kennen gelernt, deren Vater ein gelehrter Marineoffizier ist. Mutter und Töchter sind ebenfalls gebildet, und die Letztern, ganz junge Mädchen, so weit eingeweiht in die Studien und Beschäftigungen des Vaters, daß die Älteste ihm förmlich einen Amanuensis ersetzt. Diese

jungen Damen haben ein Kränzchen von zwölf Personen gestiftet, junge und ältere Männer und Mädchen, welche wöchentlich zusammenkommen. Aber was thun sie dabei? Sie bringen das Ganze gleich in eine Form. Sie nennen es eine Society for mutual improvement, geben sich ein Gesetz, und stellen sich ästhetische oder moralische und wissenschaftliche Fragen zur Lösung und Beantwortung auf, über welche mündlich und schriftlich debattirt wird. Und alle solche Unternehmungen betreiben sie mit einer Ausdauer, einer Consequenz, daß man vor dem kleinsten derartigen Anfange Respekt haben muß, weil hier so viel Großes aus kleinen Anfängen hervorgegangen ist. Es ist eigenthümlich, wie die Neigung zur Sonderung in der Sekte und Methode, mit dem großartigsten Gemeingefühle hier immer neben einander bestehen. Ueberall macht sich in der Isolirung von der großen Masse der Sinn für eine Gemeinschaft im Kleinen geltend, die dann als mehrgliedriger, fester Körper sich ungefährdet in die Allgemeinheit zurückzieht und sich in ihr zu erhalten weiß. — Auch in der Kunst und unter den Künstlern waltet der Geist der Association. Man staunt, wenn man in den Annoncen der Times die verschiedenen Künstlergesellschaften

— nicht Kunstvereine — überzählt, welche während der Saison ihre Ausstellungen in verschiedenen Lokalen veranstalten. Eine sehr bedeutende soll die Ausstellung der Aquarell-Maler in Piccadilly sein.

Montag Abend wohnte ich im Hause der Mrs. S. der ersten Soiree in England bei, welche aus etwa vierzig Personen bestehen mochte. Es befanden sich einige italienische Flüchtlinge in der Gesellschaft. Da hier für mich Alles neu ist, da überall das sprachliche Interesse dazukommt, habe ich mich gut unterhalten. Befremdlich war mir die Sitte, die Gäste bei der Ankunft unten im Speisezimmer an einem dort aufgestellten Tische durch die Hausmädchen mit Thee und Kuchen bewirthen zu lassen, ehe man sie in die Empfangszimmer hinauf führte, in denen dann später nur Eis und Erfrischungen umher gegeben wurden. Man machte etwas Musik und die junge Welt versuchte ein paar Quadrillen, die aber bei dem beschränkten Raume und auf den weichen Teppichen deutschen Tänzern wenig Freude gemacht haben dürften. Unter den Anwesenden befand sich ein junger Mann, der zwei Jahre in Berlin Philologie studiert hat und der das

Deutsche recht gut sprach. Sein Vater, ein unitarischer Geistlicher, war von seiner Gemeinde für zwei Jahre nach Berlin geschickt worden, wohin der Sohn ihm gefolgt war. Die Gemeinde baute sich nämlich eine Kirche, welche erst in zwei Jahren fertig sein konnte, und diese Zeit für ihr geistiges Wohl zu nutzen, hatte sie den Prediger auf ihre Kosten nach Deutschland gesendet, damit er sich dort gründlich mit dem Geiste der Hegelschen Philosophie vertraut machen könne. Auch das also ging wieder nicht von der Regierung, sondern von einem Privatvereine aus. Der Prediger hat denn aber, wie sein Sohn mit sagte, keine Befriedigung in den Doctrinen des Hegelianismus gefunden, und sich, nach wie vor, an den Glauben, an das dogmatische Christenthum gehalten, da das Wissen eben nur bis an eine bestimmte Grenze gehe, nach der doch wieder der Glaube eintreten müsse.

---

Dienstag, den 11. Juni.

Ich habe heute am Nachmittage die Familie des Herrn von Pulszky besucht, der die Güte gehabt hatte, mir mit seiner Visite zuvorzukommen. Er ist Präsident des Comite's für die exilirten

Ungarn und nimmt außerdem in der gelehrten Welt als Kunstkenner, wie hier in der Gesellschaft, eine geachtete Stellung ein. In Frau von Pulszki, welche sich durch ihr Werk über Ungarn in neuester Zeit bekannt gemacht hat, traf ich eine junge Dame wieder, ein Fräulein von Walther, das ich vor einigen Jahren als gefeierte Schönheit in Franzensbad gesehen hatte. Sie ist die Tochter eines Wiener Bankiers, eine kleine, zierliche Figur, ein feines, durchgeistetes Gesicht. Sie trägt das Haar kurz geschnitten, was ihr gut steht, und ist angenehm in der Unterhaltung. Das Aeußere des Mannes, die Augen, die Farbe, die stark markirte Nase, die ganze Haltung sind unverkennbar sarmatisch. Er ist sehr lebhaft und spricht vortrefflich. Beide Gatten sind voll Begeisterung für ihr Land, voll Eifer für die Flüchtlinge, voll von Arbeitsplänen für die nächste Zukunft. Da die Güter des Mannes konfiscirt und noch Nichts darüber entschieden ist, ob die österreichische Regierung das namhafte Vermögen der Frau herausgeben werde, sind sie darauf angewiesen, für ihre ziemlich starke Familie auf alle Fälle vorsorgend zu denken, und unterziehen sich dieser Pflicht mit einer muthigen, heitern Thätigkeit.

Für den Abend war ich zu Madame Thomas Carlyle geladen. Ich hatte sie bei Herrn M. M. schon früher kennen gelernt, und ihre Aufforderung sie zu besuchen, an einem Morgen benützt, wobei ich Herrn Carlyle eine kurze Zeit in seinem Arbeitszimmer gesprochen. Heute, nachdem ich ihn mehrere Stunden in der Gesellschaft gesehen, habe ich ein festeres Bild von seiner Erscheinung bekommen, aber auch hier wieder das beklemmende, unfreie Empfinden gehabt, das mich solchen Persönlichkeiten gegenüber Anfangs immer befällt. Das natürliche Gefühl der Unterordnung bringt schon eine Art von Befangenheit hervor. Dazu kommt nun noch die Bewunderung aller Uebrigen, welche einen solchen Mann umgeben, ihn hören und sprechen möchten.

Wenn dann, wie in meinem Falle, noch im Moment des Entgegentretens der Gedanke auftaucht, daß man ihn vielleicht nicht immer verstehen, daß man mit der eigenen unbehülfslichen Ausdrucksweise ihm lästig werden könne, und daß er mehr Freude von der Unterhaltung mit Andern haben würde, so begreift es sich, daß ich mich durch und durch unfrei und traurig gefühlt habe. Herr Carlyle sprach mit Moritz Hartmann, der ebenfalls anwesend war, von Deutschland, beur-



theilte es streng, tadelte das Verhalten der Demokratie, und ich hätte so gern wenigstens meinen Antheil an der Bertheidigung unserer nächsten Freunde genommen, aber es englisch in Gegenwart so vieler Leute zu thun, genirte ich mich, und Deutsch zu sprechen, was nicht alle Anwesenden verstanden, war bei der allgemeinen Unterhaltung nicht recht thulich.

Mrs. Carlyle, eine eben so geistreiche als edle Erscheinung, merkte mir die schmerzliche Empfindung an, ich gestand sie ihr auch ehrlich. Es waren, außer Hartmann, noch der Redacteur des Leader, Mr. Lewis da, der sehr gut deutsch spricht und eines der freisinnigsten Blätter Englands redigirt, eine Mrs. Crow, welche ein Werk über die Nachtseiten der Natur, über Träume, Ahnungen u. s. w. geschrieben hat, und einige andere Personen.

Soviel für heute.

---

## Neunte Sendung.

Rom 14. bis 18. Juni.

---

Freitag, den 14. Juni.

Fast den ganzen gestrigen Tag habe ich zu allerlei Notizen und Aufzeichnungen benutzt, ohne die mein Aufenthalt in London mir bald wie ein Schattenspiel erscheinen würde, eben weil sich so viel Verschiedenartiges und Fremdes darin zusammendrängt. Dann wanderte ich Abends unter leichten Regenschauern durch die Straßen, wobei ich eine eigenthümliche Vorrichtung zum Reinigen derselben gesehen habe. Es ist ein großer Wagen, nach Art der Dampfbagger eingerichtet, welche man zum Vertiefen der Häfen anwendet. Die Schaufel des Baggers wird hier durch eine breite, mit Bürsten versehene

Walze ersetzt, welche den Kehricht und den aufgeweichten Chausseestaub sammelt, und die Bewegung der Räder treibt hier wie dort die gefüllten Kübel in das innere Reservoir.

Wir gingen durch die drei Parks, und verließen diese bei der Kaserne der Horse Guards, vor der immer zwei vollständig gerüstete Gardisten zu Pferde die Wache halten, die wunderbar unbeweglich, gleichsam wie angenagelt unter dem Portale stehen. Die Kasernen der Horse Guards liegen dem alten Palaste von Whitehall gegenüber, von dem nur noch ein kleiner und zwar der neueste Theil erhalten ist.

Das erste Gebäude an dieser Stelle soll zu den Zeiten Heinrich's des Dritten von Hubert de Burgh erbaut sein. Später kam es in den Besitz der Kardinäle von York, hieß York Place, und wurde von Kardinal Wolsey mit größter Verschwendung und Pracht erweitert, so daß Heinrich der Achte nach Wolsey's Sturz, den baufälligen Palast von Westminster verließ, und seine Residenz in York Place nahm, welches von einer seiner Hallen, im Volke den Namen Whitehall führte. Diesen Namen behielt der ganze Palast, obschon der König der neuen Residenz ausdrücklich den Namen »Kings Palace of Westminster« beilegte; und durch das ganze sechs-

zehnte und siebzehnte Jahrhundert blieb Whitehall der Mittelpunkt des monarchischen Englands, die Residenz der letzten Tudors und der Stuarts. Hier in Whitehall heirathete Heinrich der Achte Anna Boleyn, und hier starb er auch.

So ungern ich abschreibe und überseze, kann ich der Lust nicht widerstehen, Dir eine Stelle aus einer Art von Chronik zu kopiren, die ich mir habe geben lassen. Der Berichterstatter zählt erst einen Theil der Personen auf, welche zu Heinrich's des Achten Zeiten in Whitehall ge- glänzt haben: den prächtigen Kardinal Wolsey, Thomas Morus, Erasmus, Hans Holbein, Thomas Wyatt, Fisher, den Bischof von Rochester, die Herzöge von Norfolk, Suffolk, und den Earl von Surrey, von denen die Meisten in Gefangenschaft oder auf dem Blutgerüste ihren Tod gefunden haben. Dann fährt er fort: »nicht glücklicher waren die Gattinnen des Königs: die treue, aber zu ernsthafte Katharine von Arragonien wurde hier geschieden; die schöne Anna Boleyn von hier zum Tower und zum Blutgerüste geführt; hier weinte Heinrich um den Tod der lieblichen Jane Seymour, die im Wochenbette starb, vielleicht die einzigen Thränen seines Lebens. Die reizende, aber schuldige Katharina

Howard büßte ihre, in Whitehall begangenen Sünden auf dem Schaffot im Tower; Anna von Cleve wurde hier verstoßen, und nur die letzte der königlichen Frauen, Katharina Parr, entging dem Schicksale, aus dem Königshause in das feste Schloß, das heißt zum Tode, geschickt zu werden. Rechnen wir dazu die Kinder des Königs, welche bestimmt waren, nach ihm das Scepter zu tragen, Eduard den Sechsten, Maria und Elisabeth, so haben wir die Schattenbilder des Geschlechts, welches in Whitehall zu Heinrich's des Achten Zeiten residirte.“

»Der nächste Beherrscher Englands weilte selten in Whitehall. Erst unter Elisabeth's Regierung erhielt der Palast seinen frühern Glanz zurück. Lanzenbrechen, Turniere, Maskeraden, Festspiele, Stier- und Bärengefechte und alle Arten phantastischer Belustigungen, wurden in seinem Bereiche ausgeführt. Die ausgezeichnetesten Geister des Jahrhunderts strömten hieher, Ehre zu empfangen aus der Quelle königlicher Gnade, und zu glänzen in dem prächtigen Gefolge der Königin. Weise Staatsmänner, ernste Philosophen, große Seehelden, unsterbliche Dichter und Cavaliere, ritterlicher in Wort und That, als die irrenden Ritter selbst, deren Schüler und Nachfolger sie

sich nannten, fanden sich hier zusammen: Cecil und Burleigh, Nicholas Bacon und sein großer Sohn Francis, Drake und Raleigh, Spenser und Shakespeare, Philipp Sidney und Henry Lee, Leicester und Essex und hundert Andere weniger Berühmte, reichten sich um die königliche Jungfrau.

Kein Jahr verging, ohne daß neue Schauspiele (pageantries) und Feste in Whitehall zur Aufführung gebracht worden wären. Das glänzendste derselben im Jahre 1581 ward veranstaltet, als Elisabeth bereits acht und vierzig Jahre zählte. Man wünschte damit den Gesandten von Frankreich, welche eine Heirath der Königin mit dem Herzog von Anjou zu vermitteln trachteten, eine Idee von der Pracht des Hofes und von der Liebe und Galanterie der Unterthanen für ihre Königin zu geben.«

»Ein neues Banketthaus war an der Stelle, auf der das jetzige steht, für jenen Anlaß hergerichtet worden. Es war aus Holz erbaut, mit grobem Tuch überdeckt, mit Fahnen und Vergoldungen reich geschmückt, durch die sich Epheu und Laubgewinde zogen. Drei hundert fünf und siebenzig Mann waren vier und zwanzig Tage lang daran beschäftigt, und es kostete nahe an zweitausend Pfund. Bei der Ankunft der Ge-

sandten wurde das Schauspiel, das eine Erfindung von Sir Philipp Sidney gewesen zu sein scheint, nach dem Bankette aufgeführt.“

„Die Gallerie, in welcher die Königin saß, wurde die »Festung der vollkommenen Schönheit« genannt; und vier Ritter, der Earl von Arundel, Lord Windsor, Philipp Sidney und Fulke Greville, die »Pflegekinder des Verlangens«, suchten, nachdem einige bombastische Verse gesprochen worden waren, die Festung zu erstürmen, indem sie Rosenwasser, Parfüms und Blumen darauf warfen, unablässig rufend: »die vollendete Schönheit möge sich dem Verlangen ergeben.« Nach ihnen traten vier andere Ritter, als die Vertheidiger der vollendeten Schönheit auf, und es begann ein Turnier, das bis zur Dämmerung währte.“

„Am folgenden Tage wurde das Spiel fortgesetzt. Die vier Pflegekinder des Verlangens erschienen unter Begleitung melancholischer Musik abermals auf dem Turnierplatze. Sie erklärten, daß sie niedergeschlagen und halb besiegt wären in dem Kampfe gegen die Schönheit und gegen deren Ritter, sendeten aber dennoch einen Herold ab, der ihren Wunsch ausdrücken sollte, noch einmal zu fechten, obschon sie an dem Siege zu ver-

zweifeln begonnen hätten. Zugleich aber baten sie, die hohe Jungfrau möge sie stark machen in Niederlage und Tod, indem sie sie noch einmal mit den Augen ihrer fleckenlosen Schönheit anstrahle. Die Turniere wurden dann wieder bis zum Abend ausgedehnt, wo ein Page mit einem Olivenzweige in der Hand, der vollkommenen Schönheit das Unterliegen der Herausforderer kund that. Er ersuchte von ihrer Gnade, die Kämpfer für immer als ihre Slaven betrachten und es ihnen vergeben zu wollen, daß ihr Verlangen von so viel Hefigkeit (violence) begleitet gewesen sei. Die vollkommene Schönheit gewährte diese Gnade, entgegnete allen Rittern ihren Dank und damit endeten die Feste. Nicht lange danach endeten auch die Heirathsunterhandlungen, und die schöne acht und vierzig jährige Jungfrau, blieb eine Jungfrau bis sie im siebenzigsten Jahre starb, und ihre Unterthanen plötzlich entdeckten, daß sie eine sehr alte, häßliche Frau geworden war!«

Der Luxus der Feste stieg unter den folgenden Regierungen, und Kunst und Wissenschaft wurden mit Verschwendung in Whitehall begünstigt. Rubens erhielt von Karl dem Ersten für das Malen des Plafonds im Banketthause des Pa-



lastes, die Ritterwürde und dreitausend Pfund. In den von Rubens geschmückten Prachtgemächern wanderten nach ihm Van Dyk und die schöne Herzoginn von Carlisle, Buckingham, Strafford und deren galante, ritterliche Zeitgenossen umher, bis plötzlich die Tage des Leidens sich über dem Palaste ausbreiteten, und ein gewaltiges Gericht die Freudenfeste unterbrach.

Vor der Strenge des religiösen und demokratischen Geistes der Puritaner, schwanden der Leichtsin, der Glanz, die Schönheit und die Künste aus diesen Hallen. Alles, was in den Kunstwerken im Entferntesten an den katholischen Ritus erinnern konnte, ward zerstört. Es galt für Tugend, die Kunst zu hassen, der Wahnsinn der Bilderstürmer galt für eine edle That. Nur Oliver Cromwell auch hierin, wie in Allem, seinen Genossen überlegen und freier als die Masse, deren Führer er geworden, ehrte die Kunst. Er rettete die Raphael'schen Cartons, welche noch jetzt in Hamptonkourt bewahrt werden, und ihm dankt man es, daß sie der Vernichtung entzogen worden sind.

Hier in Whitehall, wo Karl der Erste bis zu seinem Feldzuge gelebt hatte, brachte er die drei letzten Tage seines Daseins zu. Noch steht

die Wand, aus deren, für diesen Zweck erst durchgebrochenen Thüre, er am Morgen des 30. Januar 1649 das Schaffot betrat. Der Henker, der ihn enthauptete, trug ein geschlossenes Bisir. Der König starb mit freiem, gefasstem Geiste. »Ich gehe von einer verderblichen Krone zu einer unverderblichen Krone, an die Niemand tasten kann!« sagte er, ehe er das Haupt auf den Block legte, das der Henker mit einem Schlage vom Rumpfe trennte. Ein anderer Mann, gleichfalls mit einem geschlossenen Bisire, hielt das bluttriefende Haupt vor dem versammelten Volke in die Höhe und rief: »das ist der Kopf eines Verräthers!« —

Nach Karl's Tode bewohnte Cromwell den Palast, nachdem er in Westminster als Lord Protector vereidigt worden war. Bei dieser Feierlichkeit mußte er, nach geleistetem Eide, die Pergamente unterschreiben, welche seine Gewalt bestimmten. Dann setzte er sich, bedeckten Hauptes, auf dem Staatsessel in der Westminsterhalle nieder, erhielt das große Siegel von England durch die Commissarien, und das Staatsschwert der City aus den Händen des Lordmajor, dem er es, nach dem Brauche der Könige, wieder zurückhändigte, worauf er in großer Proceßion nach Whitehall geleitet wurde. Der

Lordmajor trug ihm baarhäuptig das Schwert voraus. In Whitehall residirte er während der ganzen Zeit seiner Herrschaft, bis ihn der Tod am 3. September 1658 erreichte. Irre ich mich nicht, so wurde seine Leiche nach Sommersethous im Strand gebracht und dort mit königlichen Ehren vor dem Volke ausgestellt.

Die ihm folgenden Könige nahmen wieder von der Residenz Besitz, bis, bald nach dem Sturze des letzten Stuarts, der größte Theil von Whitehall durch eine Feuersbrunst in Asche gelegt wurde, welche in den Gemächern der Herzoginn von Portsmouth ausgebrochen war. Das Banquetthaus und mit ihm die Wand, an der Karl's des Ersten Schaffot errichtet worden, ist stehen geblieben, eine ernste Warnung für die Herrscher Englands und für Englands Volk.

Wir hatten vor nach der Themse zu gehen, und kamen dabei nach Palace Yards, dem Platze, auf dem früher vielfache Strafacte und Hinrichtungen stattgefunden haben. Auch Sir Walther Raleigh's Schaffot stand auf dieser Stelle. Ein Greis von vier und sechszig Jahren, wurde er nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft zum Tode geführt. Es war in den letzten Tagen des Octobers 1618 und empfindlich kalt. Sir Walther,

fieberkrank seit längerer Zeit, schauerte zusammen, als man ihn aus seiner Zelle durch die Corridors in das Freie brachte.

Die damals so häufigen Hinrichtungen hatten aber eine förmliche Ehrensache daraus gemacht, ruhig, muthig und mit Anstand zu sterben. Man könnte sagen, wenn es nicht leichtfertig klänge, es war Gegenstand gentlemännischer Etikette geworden, so heiter zum Blutgerüste zu gehen, wie zum Duell oder in die Schlacht. Deshalb erschrak Sir Walther, da das Frösteln des Fiebers ihn überfiel. Er bat, man möge ihn zum Kamine treten lassen, und als er dort einige Augenblicke verweilt hatte, rief er: »jetzt bin ich warm! nun laßt uns vorwärts gehen!« — Sein Weg vom Tower bis zu Palace Yards war weit, es war neun Uhr Morgens als er vor dem Schaffot anlangte, und sein Fieber in voller Hestigkeit. Sobald er also das Gerüst bestiegen hatte, stand er still, und sich gegen die Umstehenden wendend, sagte er: »habt Nachsicht mit mir und, wenn ich zittere, denkt, daß mich des Fiebers Frost um diese Stunde schüttelt.« Dann setzte er sich nieder um auszuruhen. Um sich blickend, ward er viele von seinen Freunden an den nächsten Fenstern gewahr, und dankte Gott, daß er nicht in der

dunkeln Einsamkeit des Towers, sondern im Tageslicht und Angesichts seiner Freunde zu sterben bestimmt sei. Die Entfernung machte, daß diese ihn nicht verstehen konnten, er versuchte es also seine Stimme zu erheben, aber einer seiner Freunde, Lord Arundel, rief ihm zu, sich nicht anzustrengen, sie Alle würden herab kommen, seine letzten Wünsche zu vernehmen. Das Volk machte ihnen augenblicklich Platz, und Sir Walther setzte dann in langer, klarer Rede, seine Thaten rechtfertigend, sein politisches Verhalten auseinander. Darauf bereitete er sich zum Tode, schenkte den Freunden seinen Hut, seine Kappe, sein Geld zum Andenken, und beschwor Lord Arundel, dafür Sorge zu tragen, daß sein Name nach seinem Tode nicht vor der Nachwelt durch Pamphlets oder üble Nachreden beschädigt werde. »Ich habe einen langen Weg zu gehen, lebet denn wohl!« sagte er. Während er Mantel und Wamms ablegte, bat er den Henker ihm das Beil zu zeigen. Dieser zögerte. »Glaubst Du, ich fürchte mich?« fragte er. Der Scharfrichter willfahrte ihm. Sir Walther prüfte die Schneide und sagte lächelnd: »Es ist eine scharfe Arznei, aber es wird mich von allen meinen Leiden herstellen.« Darauf ging er mehrmals auf dem

Schaffotte hin und wieder, das Volk auffordernd mit ihm zu beten, und betete selbst so inbrünstig, daß der Henker vor ihm niederkniete, seine Vergebung zu fordern. Sir Walther legte die Hand auf des Mannes Schulter, blickte ihn freundlich an und sprach: »Ich hege keinen Groll gegen Dich! denn ich sterbe getrost!« So kam der letzte Augenblick heran. »Wie wollt Ihr Euer Haupt legen?« fragte ihn der Henker. »Da das Herz aufrecht ist, kommt es nicht darauf an, wo der Kopf ruht!« entgegnete Sir Walther, kniete nieder, so daß sein Gesicht gen Osten gekehrt war und der Henker ging an sein Werk. Er mußte zweimal schlagen, aber der Körper zuckte und rührte sich nicht. Nach der üblichen Sitte ward dann der Kopf des Todten dem Volke zu beiden Seiten gezeigt, darauf in einen Sack von rothem Leder geborgen, mit dem Sammetkleide des Grafen bedeckt, und in einer Trauerkutsche der Gräfin zugesendet, die ihn nebst dem Körper ihres Gatten in St. Margarets Kirche beerdigen ließ.

Scenen der Art finden sich auf jeder Seite der Geschichte jener Zeit. Wenn man daran sieht, wie die Entwicklung und die Verhältnisse einer Epoche, in den einzelnen Menschen bestimmte Charakterzüge herausbilden, so lernt man verste-

hen, was es damit auf sich hat, wenn uns in den Portraits der verschiedenen Jahrhunderte, ganz verschiedene Typen, sowohl in den Gesichtsbildungen, als namentlich in den Physiognomien entgegentreten. Noch mehr aber bewahrheitet sich die biblische und weise Bezeichnung: »er war ein großer Mann in seiner Zeit.« Ich habe daran vielfach denken müssen, wenn ich hier auf die Regierung der hochgepriesenen Königin Elisabeth blickte. Man schaudert, wenn man liest, daß sie, unter andern ähnlichen Strafacten, dem Schriftsteller Stubbs, der ein Pamphlet gegen die Heirath mit einem französischen Prinzen geschrieben, und seinem Diener Page, der es verbreitet hatte, auf öffentlichem Markte die rechten Hände abhauen ließ. Beide hatten um Gnade gebeten, Beide waren unbescholtene Ehrenmänner, und Stubbs hatte nur ausgesprochen, was das ganze Volk dachte. Aber die Königin blieb unerbittlich, und Stubbs sowohl als Page, bekannnten noch während der Procedur ihre feste Anhänglichkeit und Liebe für die Person der Herrscherinn. Nimmt man nun dazu, daß Elisabeth, wenn auch empfindlich verletzt und durch Eifer gereizt, ja selbst durch einen von ihm, oder doch wenigstens von seinen Anhängern erregten Auf-

lauf beunruhigt, diesen einst geliebten Mann hinrichten lassen konnte, so bleibt nur der Ausspruch möglich, »sie war ein großes Weib in ihrer Zeit!« denn die unsere wendet sich mit Entsetzen von einem solchen Frauenherzen ab.

Nach dem wir Westminsterbridge erreicht, uns eine Weile an dem schönen Anblick der Themse erfreut, und das lebhafteste Treiben auf dem Wasser bewundert hatten, gingen wir durch den St. James Park zurück, den wir bei Carlton Terrace verließen, um uns nach Regentstreet zu wenden. Dabei kamen wir an dem Monument des Herzogs von York vorüber. Es ist wieder das alte Unwesen des puppenhaften Standbildes auf einer hohen Säule. Hier aber ist der Herzog noch obenein in einem langen Mantel dargestellt. Nur der unbedeckte Kopf sieht daraus hervor, und dieser wird überragt von der langen Eisenstange eines Blitzableiters, welcher durch den Kopf zu gehen scheint. Selbst mein scharfes Auge konnte wenig mehr als eine sackartige Masse mit einem Knopfe und einer langen Stange erkennen — und doch mag es eine schöne Statue sein, die nur durch die unvernünftige Aufstellung ungenießbar gemacht worden ist. Als wir vorübergingen, war man beschäftigt, oben über der Gallerie der



Säule, welche der schönen Aussicht wegen vielfach bestiegen wird, ein Gitter anzubringen, wie andere Säulen es bereits besitzen, um das selbstmörderische Hinabstürzen zu verhindern. Erst in der vergangenen Woche hat ein Mann wieder auf diese Weise seinem Leben ein Ende gemacht und das Publikum in Schrecken gesetzt.

Ueber das Gestern und der alten Zeit darf ich jedoch das Heute nicht vergessen. Ich war am Morgen mit Miß S. in Queens College, einer Vorlesung beizumohnen. Queens College, in Russell Square gelegen, ist der bescheidene Anfang eines Institutes, das in wenig Jahren eine Universität für Frauen sein wird. Die Stifter sind größtentheils Unitarier, theils Familien, theils unverheirathete Damen. Ausgehend von dem Gedanken, daß jede Frau im Stande sein solle, sich die Bildung zu verschaffen, nach der sie den Drang fühlt, fand man es nicht hinreichend, daß in jeder Saison einzelne Vorlesungen für Frauen, oder einzelne Curse über verschiedene Gegenstände des Wissens für sie gehalten werden. Man sagte sich, daß solche Vorlesungen doch immer etwas Aphoristisches hätten, und nur eine Vorstellung, kein Verständniß von der Wissenschaft geben könnten, um so weniger,

als in den meisten Fällen den Frauen jene Vorkenntnisse fehlen, welche die jungen Männer in den Collegien für die Wissenschaft erwerben. Man sagte sich ferner: der Unterricht, welcher den Mädchen in den Familien durch Erzieherinnen oder in den Pensionsanstalten gegeben wird, ist ein elementarer. Er macht sie weder fähig, die höhern geistigen Interessen ihres Mannes zu verstehen, noch den Unterricht und die Erziehung ihrer Kinder zu leiten. Vor allem aber bietet er den Frauen selbst keine genügende Entwicklung dar. Sie fallen meistens den kleinlichsten Beschäftigungen und Interessen anheim, weil ihnen die großen Interessen des Menschengesistes verschlossen bleiben. Wir müssen also die Fortbildung der Mädchen möglich machen, wenn sie die Schulen und Pensionen verlassen, und dies in einer Weise, daß sie durch den Lauf des ganzen Jahres, sich in jedem Augenblicke in den Gegenständen unterrichten können, in denen sie sich zu unterrichten wünschen. Haben wir ein solches Institut zu Stande gebracht, findet es Anklang und Gedeihen, so ist das ein Zeichen, daß man an erweiterte Anstalten zu denken habe, in denen, wie auf den Universitäten, der volle Gehalt der Wissenschaften, für diese darauf vorbereiteten Frauen gelehrt wird.

Mit dem wundervoll organisirenden Talente der Engländer, das ich darum so sehr schätze, weil es sich bescheidet, mit dem Anfang und nicht mit der Vollendung zu beginnen, miethete diese Association ein kleines gewöhnliches Wohnhaus in Russell Square. Man gewann einige der Universitätslehrer für das Unternehmen, welche gratis zu unterrichten versprochen, während man andere bezahlte. Und als dreißig junge Damen sich zum Unterricht in den verschiedenen Wissenschaften gemeldet hatten, eröffnete man das Institut, das man unter den Schutz der Königin stellte und Queens College nannte.

Es wird von einer Lady Stewardess, einer ältern Dame, als Aufseherinn bewohnt, der man aber nicht, wie das bei uns noch oft geschieht, den besten Theil des Hauses, sondern ein paar Erkerstuben eingeräumt hat. Parterre sind der Waiting Room (das Warte- und Versammlungszimmer) und die Bibliothek. Sie ist noch unbedeutend, denn sie besteht nur aus den Geschenken der Stifter und Theilnehmerinnen, und enthält in buntem Durcheinander Bücher aus allen Sprachen und Wissenschaften. In gleicher Weise fängt man an, eine Sammlung von Kupferstichen, Gypsabgüssen, Globen und Karten zu begründen.

An jedem Tage werden vier Vorlesungen gehalten, über Archäologie, Chemie, Geschichte, Naturwissenschaften, Kunstgeschichte, Literatur, Perspektive und Generalbaß. Auch ein Cursus zum Zeichnen nach Gyps und ein anderer für den Choralgesang sind eingerichtet. Jede Dame läßt sich einschreiben für den Gegenstand, den sie zu hören wünscht. Die Damen versammeln sich zu den verschiedenen Collegien im Waiting Room, neben dem ein Lady's Room befindlich ist, wie man sie hier auf Eisenbahnhöfen, ja selbst in den Dioramen und an allen öffentlichen Orten eingerichtet hat. Es ist ein elegantes Zimmer mit Sophas, Toiletten und Waschgeräth. — Der Lektor hat sein besonderes Wartezimmer. Die jungen Damen gehen in Begleitung einer Lady visitor (es sind deren zwölf, glaube ich, aus den Stifterinnen gewählt) in ihr jedesmaliges Colleg, und eine Lady visitor wohnt regelmäßig den Vorlesungen bei.

Ich hörte einen Vortrag des Professor Carpenter über alte Geschichte. Er behandelte Sicilien, und sprach von den beiden Dionysen und Plato. Es war aber eine Kunst, die Namen in der englischen Aussprache zu verstehen. Das Auditorium bestand aus acht Damen zwischen sechszehn und vier und zwanzig Jahren. Als

er der Philosophie des Plato erwähnte, die »nahe genug mit dem Fourierismus und Socialismus zusammenhänge«, sagte er: »Schon Plato habe die Aufhebung jedes Besizes, also auch die Aufhebung der Ehe und der Familie begehrt.« »Wie diese Grundsätze in's Leben geführt werden sollten,« meinte er lächelnd, »daß möchte nicht leicht zu erklären, nicht wohl geeignet sein, vor so jungen Damen erläutert zu werden. Es wird Ihnen genügen, wenn ich Ihnen für jetzt bemerke, daß diese Philosophie mir eine traurige und unausführbare Doktrin zu enthalten scheint, und ich darf das Weitere um so eher Ihrem eigenen Studium und Nachdenken überlassen, als Plato selbst sich in seinen letzten Werken offenbar mehr in das Reich des Möglichen zurückgewendet hat.« Bei der Erzählung von der Tyrannei der Dionyse bekamen die Zuhörerinnen sehr gute, praktische Lehren, z. B. »daß stehende Heere und Soldner immer das Werkzeug der Tyrannei gewesen wären, daß ein gut construirter Staat keiner stehenden Heere bedürfe, daß Amerika keine solchen habe, und doch die glorreichsten Siege errungen hätte« u. s. w. u. s. w.

Der Vortrag war lebhaft, geistreich und interessirte mich, ohne daß ich überall der Ansicht des Professors gewesen wäre; und ich bin überzeugt, daß sie hier in zehn Jahren eine vollstän-

dig organisirte Universität für Frauen haben werden, ohne den so widerwärtigen Anstrich äußerer, renomirender Emancipation. —

Als ich Abends H. davon erzählte, meinte er, er könne meine Freude über das Institut nicht theilen, da es, nachdem, was ich gehört, auch wahrscheinlich nur ein Mittel in den Händen der Hierarchie oder Monarchie zu sein scheine. Man werde dort gerade so viel von den Wissenschaften lehren, als für den Beweis nothwendig, daß allein im Christenthume und in der konstitutionellen Monarchie das Heil zu finden sei. Er sähe in England bei allen solchen Bestrebungen nur die Consequenz der Hierarchie, und diese könne er so wenig bewundern, als die Energie der Jesuiten. — Ich habe aber in den letzten Jahren solchen Widerwillen gegen alles Unorganisirte, gegen das leichtsinnige Zersplittern von Kräften und Mitteln bekommen, daß ich überall Respekt habe, wo ich ein tüchtiges, solides Zusammenwirken sehe, besonders wenn es, wie hier, doch immer ein Gutes und Richtiges befördert. Oft kommt es mir vor, als übten die Engländer das praktische Selfgovernment so streng, daß sie mit ihrer geistigen Erkenntniß nicht weiter vorwärts schreiten wollen, als ihre augenblickliche praktische Möglichkeit reicht. Ihre In-

stitutionen sind fast überall freisinniger, weitergehend als die Theorien, die man in der Unterhaltung entwickeln hört. Sie sind streng kirchlich, aber sie würden einer mohamedanischen oder heidnischen Gemeinde, sie würden in England dem wunderbarlichsten christlichen Ritus eine Kirche und freien Gottesdienst nicht versagen. Sie verabscheuen die Republick, aber die verbannten Republikaner aller Länder finden eine sichere Zuflucht unter dem Schutze des englischen Scepters. Sie haben ein strenges Strafgesetz für Preßvergehen, und die Presse ist vollkommen frei, weil des Volkes Gemeingefühl sich gegen die Erhebung eines Preßprozesses empören würde. So ist es in England mit den meisten Dingen, während in Deutschland die Theorien bis zu den letzten Consequenzen ausgebildet in dem Bewußtsein vieler Menschen leben, ohne daß in der praktischen Ausführung, die Energie der That mit der geistigen Erkenntniß Schritt hielte. Es ist hier für Deutsche in jedem Betrachte viel zu lernen und namentlich die thätige Geduld. In Deutschland heißt geduldig sein und warten, wenn es sich um politische oder staatliche Interessen handelt, noch bei gar Zielen, die Hände in den Schooß legen und sich alles gefallen lassen. Hier heißt

geduldig sein, rastlos auf das eine Ziel losgehen und nie aufhören, es Schritt vor Schritt zu verfolgen. Und das ist das Rechte, so schwer es ist. Daß übrigens, um auf Queens College zurück zu kommen, die Frauen, wenn sie eine gründliche, naturwissenschaftliche Bildung bekommen, am letzten Ende nicht mehr starrgläubige dogmatische Christen bleiben können, ist doch fast eine sichere Consequenz dieses Unternehmens, wenn es auch, was ich in diesem Falle aber unbedingt bestreite, in der aller orthodoxesten Absicht gegründet wäre.

Den 15. Juni.

Der ganze Tag bis sechs Uhr Abends ist von Besuchen ausgefüllt gewesen, die ich theils empfangen, theils gemacht habe. Zum Lungeon, dem Frühstück um zwei Uhr, war ich in die Familie des Baronet Isaac Goldsmith geladen, der im Regentpark, eine palastartige Villa St. Johns Lodge bewohnt. Die ganze Familie, besonders aber der greise Baronet, lebt und wirkt mit einem überzeugungstiefen, sittlichen Ernste, für die vollständige Emancipation der



Juden. Ich sah dort eine sehr bedeutende Sammlung von Briefen der ersten Männer Englands, die Sir Isaac in einer Reihe von Jahren über diesen Gegenstand erhalten hatte. Einige darunter von dem frühern Lord Holland und von D'Connel, waren ihrem sich für die Emancipation erklärenden Inhalte nach, sehr bedeutend. Ich hätte sie gern kopirt. Wer kann denn wissen, ob man nicht in Deutschland auch noch einmal für die Emancipation der Juden zu streiten haben wird, wenn die Staaten in ihre alten patriarchalischen Verhältnisse zurückgeführt werden sollten?

Abends sah ich das Panorama der Overlandmailreise, die Tour von Southampton nach Kalkutta. Es war sehr unterhaltend, und hatte doch zugleich einen lehrreichen und patriotischen Charakter.

Eine Landkarte bildete den Vorhang des Panoramas. Sie wird von dem Manne erklärt, der das Panorama zeigt. Dabei setzte er die Schwierigkeiten der frühern Reise und des frühern Transportes auseinander, bei dem monatlich etwa zehn Passagiere mit dem Brieffschiffe nach Ostindien gegangen wären. Er erzählte, mit wie geringen Aussichten auf sichern Gewinn, man das neue

Unternehmen, die Ueberlandtour, begründet habe. Man hätte berechnet gehabt, daß mindestens neun Schiffe dafür nöthig wären, die größten von 600 Tonnen; daß vermuthlich 10 Passagiere mit jedem Schiffe gehen, und daß ein Paar Schachteln und Beutel die ganze Correspondenz zwischen Indien und dem Mutterlande würden beherbergen können. Die Anschaffung der neuen Schiffe sei auf 200,000 Pfd., die jährlichen Auslagen auf 123,000 Pfd. geschätzt worden, während die Einnahme schwerlich mehr als 75,000 Pfd. versprochen habe, wie der Verkehr bis zu jener Zeit gewesen sei. Nichts desto weniger sei man an die Ausführung gegangen, und die Ueberlandreise so volksthümlich, so gewöhnlich geworden, daß die Peninsular and Oriental Company jetzt eine der blühendsten in Europa sei. Sie hat drei und zwanzig Schiffe, von denen dreizehn 1800 Tonnen tragen, und die Kraft von 500 Pferden haben. Nicht weniger als hundert Ladies and Gentlemen werden in jedem Monat befördert, und die Brief- und Postsendungen betragen zweihundert Kisten und Säcke, im Gewicht von vier Tonnen. Die Vortheile für England, lehrte er, wären dabei in politischer und staatsökonomischer Rücksicht ganz unübersehbar groß, weil die Reise zwischen

Europa und Indien dadurch um volle drei Monate verkürzt worden sei.

Dem Zuschauer ward nach diesen Auseinandersetzungen gesagt, daß er sich nach der Abreise von Southampton am Bord des Dampfers zu denken habe, der Vorhang rollte endlich auf, und man sah im Hafen von Southampton den Steamer vor Anker liegen.

Es ist Nachmittag, die Kais sind voll von Männern und Frauen aller Stände, die den Abreisenden das Geleit geben, die sinkende Sonne bescheint den Dampfer und glänzt scharf vom Leuchthurme zurück. Die Musik, die hinter dem Bilde verborgen, die ganze Darstellung begleitet, erklingt, sie ist eine heitere, englische Volksmelodie. Nun setzt sich der Dampfer in Bewegung, geht langsam weiter und erreicht nach Sonnenuntergang die Insel Wight, mit Osborn, der Sommerresidenz der Königin. Das Orchester intonirt unter großem, allgemeinem Beifall God save the queen. Die verschiedenen Musikstücke sind quodlibetartig durch Uebergänge verbunden. Die Erklärungen werden in folgendem Style gegeben: soon afterwards Cowes is seen, with the little fleet of yachts belonging to the Royal Yacht Squadron. Perhaps there is no spot in all Eng-

land so calculated; by the simple beauty of its scenery, to convey favourable and lasting impressions of the loveliness of our native country. No person exiling himself from England, but must wish to return on recalling the charming scenery of the Isle of Wight. Der Vortrag fließt beständig im Lobe des Vaterlandes über. Nachts bei bleichem, abnehmendem Mondlicht passirt man the needles, die letzten Punkte Englands.

Der Vorhang fällt, und erhebt sich dann über dem funkelnden Meere der Bay von Biskaja, in der Nähe der Berlingas Felsen. Es ist Morgen, die Möwen schießen schillernd über die Wellen. Man fährt an Cintra vorüber, Byrons Verse über Cintra werden citirt, es wird des Friedens von Cintra gedacht, Sir Hew Dalrymple und Napier ehrenvoll erwähnt. Man hört den Fandango erklingen, rothmüßige Portugiesen schaukeln sich, mit Mandolinen in den Armen, auf den Wogen des Meeres. So kommt man an der Lago-Mündung vorbei; Wellington's und Beresford's Thaten werden gerühmt. Man erreicht Trafalgar, es folgt eine Erzählung von der Schlacht, von Nelson's und Admiral Collingwood's Sieg, und von Nelson's Tod "which plunged the country into great grief." Ein

damaliges Kriegslied begleitet unter allgemeinem Bravo diese Scenen und dauert auch während des Bildes von Tarifa fort. Man erfährt, daß die Franzosen einst in großer Ueberzahl, verzweifelte Versuche machten, diesen wichtigen Platz zu erobern, »but they were defeated in every attempt by the gallant garrison (aber sie wurden in jedem Angriff zurückgeschlagen durch die tapfere Garnison) unter dem Befehl des General Sterrett, und das 87ste königlich irische Füsilir Regiment zeichnete sich sehr aus unter seinem tapfern Befehlshaber Lord Gough.« So kommt man nach Gibraltar, das am Ufer im goldenen Sonnenlichte daliegt, überragt von den riesigen Festungswerken auf dem Berge. Uebermalige Geschichtserzählung mit dem Schlusse: »die Franzosen und Spanier haben unter Crillon einen Versuch gemacht, es uns zu entreißen, aber General Elliot hat sie zurückgeschlagen.« — Neues, Lautes Bravo!

Nun sieht man im Vorübersegeln, Algier sich terrassenförmig erheben, und erfährt, daß die Franzosen gar kein Talent für Colonisation besitzen — kommt an zwei kleinen, in der Ferne auftauchenden Inseln vorüber und erreicht Malta, das feenhaft schön und prächtig aus dem Meere empor-

steigt. Die Malerei und die Beleuchtung gewähren eine vollkommene Täuschung, man muß durchaus den Schein für die lebensvollste Wahrheit nehmen. Es ist, als fühlte man selbst die Luft und das Licht des Südens. Von Malta heißt es: »Es wurde den Franzosen von den Engländern im Jahre 1800 abgenommen, nach einer strengen, zweijährigen Blockade.« Man spielt Rule Britannia, der Jubel ist endlos.

Bei Neulicht erblickt man in der Ferne Alexandria. Das Dampfschiff rastet und wartet auf Depeschen für die Rückkehr, denn die Passagiere sind hier bereits ausgeschifft. Der sanfte Mondschein, die Flamme der Leuchtthurmslampen, die Lichter aus den verschiedenen Kajüten der großen Schiffe, welche in dem ruhigen, tief blauen Meere ankern, der Rauch, der aus den Dampfern, vom Monde versilbert, noch schwach emporsteigt, machen einen bezaubernden Effect.

Am Eingang des Mahmoudie Canales sieht man darauf die Passagiere aller, für Indien bestimmten Schiffe beisammen, denn auch die französischen und Triestiner Dampfer landen um dieselbe Zeit in Alexandrien, und die Bewohner des Westens vereinen sich hier zu der Reise in den fernen Osten. Diese Vorstellung hat für

mich einen tief poetischen Reiz. — Unter großen, fremdartigen Bäumen sind Häuser und Gallerien aufgeschlagen, die Europäer wandern umher, die Eingebornen sind beschäftigt, die Bagage auf die Kanalböte zu verladen. Handel und Wandel an allen Ecken, und doch darüber die Ruhe des Orients ausgebreitet. Auf den Kanalböten fährt man bis Boulaq, wo bei der nächtlichen Ankunft greller Fackelschein den Hafen erhellt. Eine Moskee erhebt sich hart am Ufer, das rothe Fackellicht streift an den Fenstern herum, und beleuchtet die Kuppeln mit dem halben Monde. Omnibus, Kameele, Esel und Pferde stehen zur Abladung und weiteren Beförderung bereit. Die Scene ist sehr lebhaft, die Packträger schreiten rastlos umher, Jeder drängt sich zu seinen Sachen, und eilt von dannen zu kommen, nur die Fackelhalter stehen da, mit der Unbeweglichkeit von Caryatiden. Man ist im Orient, und empfindet das bei jedem Aufschlag des Blickes. Der Vorhang fällt abermals.

Das nächste Bild ist Kairo, wo die Karavane Halt macht. Der Zuschauer beherrscht von einem Thurme aus die ganze Stadt. Wenn man sie verläßt, ist es Tagesanbruch, und ein ägyptisches Begräbniß zieht vorüber. Gleich dar-

auf betritt der Reisende die glühend heiße Wüste, deren Unendlichkeit sich vor ihm ausbreitet. Die Leere macht, daß selbst die kleinen Intervallen, die man uns im Bilde erleben läßt, uns lang und einsam dünken. Nur ab und zu findet sich eine Unterbrechung. Man sieht ein gestorbenes Kameel mit seinem traurenden Besitzer — sieht Araber durch die Weite jagen — Geier die gefallenen Thiere verzehren — einen Akazienbaum, sich aus dem weißen Sande hervorheben. So erreicht man die Centralstation, auf der, vor einem Karavanserai die Kameele, Pferde und Omnibus abgespannt und abgezäumt werden, und wo die Reisenden eine längere Rast halten. Der Erklärer berichtet, hier werde eine große Mahlzeit eingenommen, bei der künstlich gebrütete Hühner die Hauptspeise ausmachen. Nachts kommt dann die Karavane in die Nähe des Telegraphenthurmes, an die mit Wachtfeuern erhellten Lagerplätze der Beduinen, Morgens an eine Gruppe von Palmen, unter der Weiber Wasser schöpfen. Es ist die Josephsquelle, ein anderer Halteplatz der Karavanen mit einem Karavanserai.

Der nächste Aufgang des Vollmondes leuchtet über Suez. Hart am Ufer liegt das Haus,



welches Napoleon einst bewohnte. Durch einen Balkon ist es von den übrigen unterschieden. Ich mußte mir immer die Empfindungen und Phantasien denken, mit denen er von hier aus, gen Osten nach dem fernen Indien geblickt hat, das einst schon die Träume und den Ehrgeiz eines Alexanders durch seine mythische Gewalt beherrschte und verlockte.

Die Reisenden der Karavane eilen in Suez nach dem Ufer, das im Meere wartende Dampfboot zu erreichen. Pferde und Menschen werden eingeschifft, und abermals hat man ein unvergeßliches Bild der südlichen Naturruhe, neben dem Treiben der Menschen. In immer wärmer werdenden Tinten erblickt man nach Sonnenuntergang die stillen Wasser des rothen Meeres; blaue Felsenufer begrenzen es, so lange man an der Küste hingleitet. Seddah erscheint im gluthrothen Aufgang der Sonne — Mocha — Aden, am Ausgang des rothen Meeres. Die Wellen schlagen hochbewegt an's Land. Man wird belehrt, daß hier ein gutes Hotel sei, daß die Besitzer desselben Esel zum Ritte durch die Stadt und nach der Festung besorgen. Endlich naht man sich der paradiesisch schönen, palmenbeschatteten Insel Ceylon. Unter fremdartigen Gewächsen,

mit großen, sich träumerisch senkenden Blättern, weiden schöne, weiße Kühe. Der tiefste Süden überströmt uns mit seiner Gluth. Aber auch auf Ceylon ist nur kurze Rast gegönnt, denn der Dampfer rüstet sich zu seiner letzten Station. Noch einmal kehrt man in das weite offene Meer zurück, um nach wenigen Augenblicken an dem prachtvollen Hafen von Kalkutta die Anker zu senken. Majestätische Paläste, in denen der Styl des Ostens sich mit dem Styl des Westens einigt, erheben sich vor uns; rothrückige, englische Reiter sprengen stolz einher, denn auch hier flattert von allen Zinnen die weltbeherrschende Fahne Großbritanniens. Ein donnerndes „Rule Britannia“ macht den Schluß der Musik, und ein ebenso lautes Klatschen und Bravorufen den Schluß der Vorstellung.

• Ich habe den lebhaftesten Eindruck davon empfangen und mußte mich fortbauernnd fragen, ob ich das Alles nur im Bilde vor mir gesehen, ob ich's erlebt als Wirklichkeit. Dabei unterhält mich jetzt nachträglich noch das kleine illustrierte Textbuch, das in dem Panorama verkauft wird. Einmal gefällt es mir, daß in England bei allen Kunstproductionen nicht nur der Name der Hauptmitarbeiter genannt, sondern rücksichtsvoll auch

der Anderen gedacht wird. Hier heißt es z. B.: »Die Ueberland-Post-Reise nach Indien ist von Mr. Thomas Grieve, Mr. William Telbi und Mr. John Absalon gemalt. Die Thiere von Mr. F. F. Herring und Mr. H. Wheir. Sie sind dabei zum Dank verpflichtet den Herren — es folgen die Namen von acht verschiedenen Personen — welche die Skizzen für die Gegenden und Kostüme geliefert haben.« — Auch der Name des Mannes, der die Beschreibung gemacht hat, der Name des Componisten der Musik werden genannt, und schließlich die Adresse gegeben, unter der man weitere Auskunft erhalten, und alle auf das Panorama bezüglichen Bemerkungen niederlegen könne. — Es ist das eine schöne Gerechtigkeit und Anerkennung gegen den Einzelnen, die sich hier nach allen Seiten hin kundthut. — Dann sind diesem Textbuche aber auch Annoncen von allen möglichen Magazinen angehängt, von deren Waaren ein nach Ostindien Reisender, Gebrauch machen kann: vollständige Ausrüstungen für Ladies, Gentlemen und Familien; das Napier Bett; der Bullock Koffer, Beide eigens für die Ostindien-Reise erfunden: Ansichten und Handbücher von Indien; arrangirte Reisebibliotheken; Schwimmgürtel, mit denen

man nach der Beschreibung beinahe ohne Schiff nach Indien kommen könnte — und so fort eine Reihe der nöthigen und unnöthigen Reiseutensilien, die hier dem Passagier in der bequemsten Weise angepriesen werden. Es ist immer derselbe praktische Sinn, der das Zweckmäßige und Bequeme in schicklicher Weise zu verbinden versteht.

Den 17. Juni.

Den gestrigen Tag habe ich fast ganz in Hampstead zugebracht, das jetzt noch ein Flecken in der Nähe von London ist, aber bald ebenso wie Chelsea und Brompton in die Häuserreihen der Weltstadt hineingezogen werden wird. Wir fahren für einen Sixpence mit dem Omnibus hinaus. Diese kleinen Städte um London sind unvergleichlich schön. Das Land mit seinen Hügeln und Gründen, die grünen Haiden, die uralten Eichen und Kastanienbäume, daneben die großen Lorbeer- und Rhododendronbüsche, die hier in freier Erde trefflich überwintern, und der, bis über die Dächer reichende Epheu von leuchtendem Grün — die saubern Häuser, die Kirche, die Cottages mit ihren umzäunten Gärten, daß ist Alles so reizend, daß ich am liebsten dort ge-

blieben wäre. Die ganze Gaiße von Hampstead, „the Hampstead heath“, war von Menschen belebt. In den Vertiefungen des Erdreichs saßen Familien um ihre mitgebrachten Mahlzeiten. Kinder spielten fröhlich umher, einzelne einsame Menschen lagen an der Erde, und blickten hinab, bald nach London, das etwas tiefer liegt, bald nach Harrow, dessen Kirchthurm bei der klaren Luft in der Ferne aus den Baummassen sichtbar wurde.

Hampstead wird viel als Sommeraufenthalt benutzt. Man kann sich für 30—32 Schillinge wöchentlich, hier wie in London, in einem Boardinghouse in Pension geben. Dafür hat man ein Schlafzimmer, die Benutzung des allgemeinen Salons, und vollständige Beköstigung. Billiger als in der Stadt, ist es in England auf dem Lande nicht, aber Stadt und Land sind hier auch fast dasselbe. Die wohnlichen Bequemlichkeiten dürften auf dem Lande eher noch ausgebildeter sein, und die Straßenpflasterung, die Beleuchtung, die Sauberkeit, sind überall gleichmäßig gut. Was dem Fremden immer wieder auffallen muß, das ist die vollkommen gleiche Einrichtung der Häuser und Zimmer durch das ganze Land. Auch die Kost der Armen und Reichen ist hier einander

ähnlicher, als auf dem Kontinente. Sie ist freilich durch den Reichthum modificirt, indes die Gleichheit der ersten Grundbedingungen und Anforderungen, läßt auf eine gleichmäßigere Civilisation und dadurch gleichmäßigere Bedürfnisse für alle Volksklassen schließen. Du findest den Kamin, das Sopha, den runden Tisch mitten im Zimmer, von dem Drawing-Room in Bellgravesquare bis in die Domestikenstube von Hampstead — und wenn dort ein türkischer Teppich den Boden deckt, ein kostbar illustrirter Shakespeare und andere reiche Prachtwerke auf dem Mitteltische liegen, so wird hier ein Wachstuchteppich nicht fehlen, und die Bibel oder die Illustrated News den Platz der Prachtwerke einnehmen, aber ein Buch wird dort liegen. Dasselbe gilt von Speisen. Fleisch, Fische und Gemüse, Alles in seiner ursprünglichsten Einfachheit, sind durchgehend die tägliche Kost. Nur der große Reichthum genießt die raffinirten Mischungen der kontinentalen Küche, sehr zu seinem Nachtheil.

So ist auch die Form des geselligen-Verkehrs viel gleichmäßiger als bei uns. Für den Komandichter liegt in allen diesen Verhältnissen eine große Erleichterung. Deutsche Schauspieler haben es immer als den wesentlichsten Vorzug

der französischen Bühne hervorgehoben, daß dort die Einrichtungen derselben durch alle Städte sich vollkommen wiederholen. Sie rühmen es, daß der Spiegel, die Ausgangsthüre, das Sopha auf allen Bühnen so gestellt würden, wie der Dichter es bei der ersten Aufführung in Paris ordnen lassen, und daß dem Schauspieler dadurch die Unannehmlichkeit erspart werde, heute nach rechts, morgen nach links, heute im Vordergrund, morgen im Hintergrunde spielen zu müssen. Solch eine Gleichförmigkeit kommt dem englischen Novellisten überall zu statten. Spricht er vom Drawing Room, vom Back-parlour, so weiß jeder Leser genau, was damit gemeint ist, und macht sich der Dichter vollends die Mühe, die einzelnen, kleinen Abweichungen zu erwähnen, so ist der Leser zu Hause und vertraut in den Zimmern des Romanes, wie in der eigenen Wohnung. Mehr noch aber, begünstigt ihn die konventionelle Form des gewöhnlichen Verkehrs. Tactlosigkeiten, Unwahrscheinlichkeit, wie man sie namentlich bei unseren jungen Novellisten vielfach findet, müssen hier fast zu den Unmöglichkeiten gehören, wo Jedermann die Formen des Verkehrs von Jugend auf als etwas Feststehendes betrachten lernt. Mir ist das höchst sym-

pathisch, und vor Allem gefällt mir hier das Betragen der Frauen und Kinder.

Die ältern Frauen sind oft so edel matronenhaft, die jungen Mädchen und Kinder so unbefangen zutraulich im Verkehr mit Männern, wie nur große Gesittung und Civilisation es möglich machen. Ein siebenjähriges reizendes Kind spielte gestern mit H., wie mit einem Spielkameraden, obschon die kleine Miß ihn zum ersten Mal im Leben sah. Nachher schnitt sie von einem Stückchen Papier eine Visitenkarte, schrieb ihren Namen darauf, und wechselte ganz glücklich die seine dagegen ein. Miß F. war die Tochter der Familie, zu der Freunde uns mit hinausgenommen hatten. Der Vater ist ein homöopathischer Arzt, dabei ein leidenschaftlicher Verehrer Swedenborg's, dessen Werke er auch übersetzt hat. Wie dieser Zug zum Mystischen, den man hier bei ganz verständigen, ja geistvollen Leuten findet, im neunzehnten Jahrhundert, und vollends neben dem gesunden Materialismus der Engländer fortbestehen könne, das erklärt sich eben auch nur aus der ausschließlichen Herrschaft der Theologie über die Philosophie. Man muß sich immer erst besinnen, ob die Menschen nicht scherzen, ob es ihr Ernst ist, wenn sie von dem Wirken



der Abgeschiedenen, vom Zusammenhange mit den Geistern der Gestorbenen, von Einflüssen auf entfernte Lebende in der Weise der Geisterseherei sprechen, und namentlich diese letzteren, als My-  
 sterien aufstellen, während es Zeit wäre, die Art der Naturkraft zu erforschen, aus der solche, oft unlängbare Einflüsse hervorgehen können. Streiten läßt sich aber mit Gläubigen nie, denn der Glaube schließt die Einsicht, und somit jede Ueberzeugung durch Gründe des Verstandes aus. Und wenn die Gläubigen zufrieden sind, wenn sie innerhalb ihres Gesichtskreises das Gute fördern, so meine ich, man müsse sie ruhig gehen lassen, wie einen kurzsichtigen Menschen, der keine Brille tragen will, sondern zufrieden ist mit dem engen Kreise seines Auges. Man soll die Leute nicht zwingen, aus ihrer Natur herauszugehen, weil man sie nicht zwingen kann, außerhalb ihrer Sphäre glücklich zu sein. Der Glaube aber ist ein Naturbedingniß, wie Nervenschwäche oder sonst eine Unvollständigkeit der Organisation, und der Gläubige wird nur dann zum Denker werden, wenn die Ereignisse sein inneres Leben kräftigen, d. h. zum Denken stark genug machen.

Unser neues Preßgesetz erregt hier ein wahres Entsetzen. Es ist, als würfe die Ueberzeugung,

daß man an derlei Beschränkungen noch denken könne, plötzlich ein Licht auf unsere Zustände, das bisher gefehlt hat. Ein solches Gesetz würde hier eine Revolution machen, wäre es denkbar, daß irgend ein Ministerium es durchbringen wollte.

Ich mußte den Brief schließen, sollte er heute fort — und doch möchte ich noch etwas von dem Erlebten hinzufügen, auf die Gefahr, die Poststunde zu versäumen. Der Stoff ist hier so reichhaltig, an jedem Tage sieht und erfährt man Neues; da bleibt denn neben all dem Guten und Erfreulichen das Ueble auch nicht aus. So kam ich neulich, bei der Rückkehr von dem brittischen Museum, nach dem unfern gelegenen St. Georg Blumfeld, wo in den engsten, elendesten Gassen, umringt von dem ganzen Reichthum des prächtigen Londons, fast ausschließlich Irländer wohnen. Die Enge, der Schmutz, das Elend in diesen Straßen sind haarsträubend. Zu Duzenden lagen, im strengsten Sinne des Wortes, halbnackte Kinder im Schmutze auf der Erde, während man am hellen Tage die Latrinen reinigte. In dem Erdgeschoß der Häuser, in das man durch die geöffneten Fenster blicken konnte, sah es, wie in Höhlen, schwarz und leer aus, und auch

da lagen die Menschen ohne Stühle, ohne Bett, auf dem Boden. Es war ein Anblick, den ich nie vergessen werde. Auch in den benachbarten prächtigen, lebensfrohen Straßen erblickte man bittende Irländerinnen mit schönen Gesichtern. Sie sahen wie Bilder des Jammers aus. Alle aber hatten ein kleines, verwittertes Mäntelchen über ihre Lumpen gehängt, und einen Strohhut auf, zwei Toilettenstücke, ohne die eine Irländerin nicht über ihre Schwelle schreitet. — Man soll vorhaben, den ganzen Stadttheil niederzureißen. Das ist sicher gut, denn er ist furchtbar eng gebaut, und muß in seinem jetzigen Zustande nur zu leicht aus jeder Krankheit eine Epidemie erzeugen. Indesß was wird es den Irländern nützen, den Armen, wenn hier bessere Häuser für die Wohlhabenden errichtet werden, denen dieses, im Herzen Londons gelegene Quartier sicher anheimfallen wird?

Ich kaufte neulich einige Lieder von einem armen, irischen Mädchen, das in den Straßen noch spät Abends sang. Darunter befanden sich auf einem Blatte: *The irish Emigrant*, von Lady Norton, und ein anderes: *A Jew's a Man for a that!* von denen ich das erste, weil es so gar rührend ist, hier beifüge. Das zweite ist eine

Nachahmung des Burns'schen: the poor is a man  
for a that!

### The irish Emigrant.

I'm sitting on the stile Mary,  
Where we sat side by side,  
On a bright May morning long ago,  
When first you were my bride!  
The corn was springing fresh and high,  
And the lark sung loud and high,  
And the rose was on your lip, Mary,  
And the love tight in your eye.

The place is little changed, Mary,  
The day as bright as then,  
The lark's loud song is in my ear,  
And the corn is green again!  
But I miss the soft clasp of your hand,  
And the breath warm on my cheek,  
And I still keep listening for the words  
You never more may speak.

'Tis but a step down yonder lane,  
And the little church stands near,  
The church where we were wed Mary,  
I see the spire from here!  
But the grave-yard lies between, Mary,  
And my step might break your rest,  
For I've laid you, darling, down to sleep,  
With your baby on your breast.

I'm very lonely now, Mary,  
For the poor make no few friends,  
But, oh! they love the better far,  
The few our father sends.  
And you were all I had, Mary,  
My blessing and my pride:  
There's nothing left to care for now,  
Since my poor Mary died.

I'm bidding you a long farewell,  
My Mary kind and true,  
But I'll not forget you, darling,  
In the land I'm going to.  
They say there's bread and work for all,  
And the sun shines always there,  
But I'll not forget old Ireland,  
Were it fifty times as fair.

Und damit mag denn die Sendung nach der  
Heimath gehen.

---

## Zehnte Sendung.

Vom 18. — 28. Juni:

---

Den 19. Juni, Morgens.

Das Wetter ist so schön, daß ich, um es recht zu genießen, auch in der Schlafstube die Fenster aufgemacht habe, und die Thüre zwischen den beiden Zimmern ebenfalls. So weht es lind durch das Gemach. Es ist eine Luft, in der man umher fliegen möchte, wie die Elementargeister auf den alten pompejanischen Fresken, die das Leben als das höchste Glück empfinden und aufjubeln in Daseinswonnen. Und ist es nicht ein wahres Räthsel, wie die meisten Menschen so stumpf werden können, daß ihr »Dasein« sie nicht mehr freut? Ein Tag, wie der heutige, macht mich glücklich, ohne daß mir ein besonderes Glück zu begegnen brauchte, denn die Schönheit der Welt

und mein Leben, mein Sein in ihr, schwellen mir das Herz vor Freude.

Vorgestern brachte ich einige Stunden bei Frau von P. zu, wo ich eine herzerschütternde Scene mit zwei Ungarn erlebte, die ohne einen Pfennig Geld, ohne die Sprache zu kennen, auf leichtsinnige Vorspiegelungen von Hamburg aus hierher gekommen waren, und nun Beistand von dem hiesigen Comite für die Ungarn verlangten, dessen Präsident Herr von Pulszky ist. Er sagte ihnen, daß sie in London nicht bleiben könnten; Alles, was in seiner Macht stände, sei, sie hier zu unterhalten, bis das nächste Schiff nach Amerika abgehe, die Ueberfahrt für sie zu bezahlen und dort bei der Ankunft Jedem noch zwei Pfund als Bedarf für die erste Zeit auszahlen zu lassen. Sie hatten aber offenbar darauf gerechnet, hier in London in ein Eldorado zu gelangen, und das Gemisch von Schreck, Noth, Verzweiflung, Troß und Unverschämtheit, das sich in ihnen kund gab, hatte etwas sehr Erschütterndes. Ich dachte an das Wort von Thiers: *impatient comme un émigré!* — Die Leute hatten den Namen ihrer Straße, ihres Hotels vergessen, benommen und verwirrt von den Eindrücken des weiten Weges durch die Stadt. Sie gestanden,

daß sie nicht einen Penny mehr besäßen, und während sie bereitwillig und sehnsüchtig die dargebotene Hülfe annahmen, waren sie dennoch voll Troß und Unzufriedenheit gegen den, der sie bot, so daß ich seine Geduld und Mäßigung bewundern mußte. Er hatte es freilich mit Unglücklichen zu thun.

Die Ungarn sind hier sehr angesehen und haben sich eine Stellung gemacht, eben weil sie mit Gemeinsinn aufgetreten sind, während es das Loos der Deutschen verschlimmert haben soll, daß sie nicht einig und als Corporation zu handeln vermochten. Der Eine hat den Andern lächerlich gemacht. Statt sich anzuerkennen in dem Guten, das Jeder besaß, haben sie vor den Fremden die gegenseitigen Mängel und Mißgriffe aufgedeckt, und es dann auch glücklich dahin gebracht, daß man im Allgemeinen so hart und ungerecht über sie urtheilt, als sie es untereinander thun.

Bücher über Ungarn und Bücher von Ungarn geschrieben, erregen jetzt in London die lebhafteste Theilnahme. Herr und Frau von Pulszky sind in vollem Schaffen. Der Erstere schreibt eine Geschichte der Ungarischen Revolution, nach Kosuth's Reden; und arbeitet zugleich, wie ich schon neulich erwähnte, an einem Werke über die Al-



terthümer des britischen Museums. Frau von Pulszky bearbeitet ungarische Volksfagen, und Mr. John Taylor, einer der besten englischen Uebersetzer, besprach mit ihnen die Uebersetzung des neu erschienenen Werkes von Max Schlegel über Ungarn. Dabei erfuhr ich, daß derselbe Mr. Taylor einen Theil der Auerbach'schen Dorfgeschichten in's Englische übertragen, und daß sie großen Anklang gefunden haben.

Wenn man mit den Engländern, die sich nicht ganz speciell mit unserer Literatur beschäftigt haben, und sie also nicht aus den Originalen kennen, über dieselbe spricht, so bemerkt man, welcher kleiner Theil derselben eigentlich in England bekannt, und wie nur unsere ältere Literatur vertreten ist. Sehr viel hat für die Kenntniß der deutschen Dichter Thomas Carlyle gethan, der auch zuerst den Wilhelm Meister und einige der Jean Paul'schen Werke übersehte. Die Wahlverwandtschaften aber sind nicht überseht, und würden ein Gegenstand des Tadel's sein, wie im Allgemeinen Göthe mit seiner pantheistischen Diesseitigkeit, mit seiner allgemeinen Toleranz, den Engländern nicht recht zugänglich sein kann. Sie wundern sich, wenn wir ihn über Schiller stellen, oder wenn wir sagen, daß erst die Zukunft ihn ganz würdi-

gen werde, während Jean Paul und die ihm verwandte Richtung bei uns bereits einer zurückgelegten Epoche angehörten. Sie meinen, Schiller und Jean Paul wären dem deutschen Charakter angemessener als Göthe. Von der romantischen Schule haben sie Kenntniß, von dem jungen Deutschland und seinem unleugbaren Einfluß auf eine bestimmte Phase unserer Entwicklung, weiß man Nichts — oder wissen doch nur sehr Wenige Etwas. Es ist, so viel ich erfahren konnte, Nichts davon übersetzt. Man hat mich hie und da gefragt, was man von deutschen Romanen, von belletristischen Sachen der Jetztzeit wohl übersetzen könnte, und immer bin ich um die Antwort verlegen gewesen, weil die Ansichten und der Geschmack der Engländer so streng in sich bestimmt sind. Ich glaube, alle Dichtungen aus den ersten Decennien unseres Jahrhunderts, die Werke von Tieck, Novalis, selbst von Hoffmann, müssen hier mehr Anklang finden, als die Schöpfungen der letzten fünf und zwanzig oder gar der letzten zehn Jahre. Nur Stifter's, Auerbach's und ähnliche Novellen, hat man übertragen und hier angemessen gefunden, weil sie sich von jeder Polemik und Skepsis fern halten, und eigentlich der alten romantischen Schule

nahe angehören. Selbst die wissenschaftlichen Werke läßt man nur dann gelten, wenn sie nicht von dem Geiste unserer neuesten Philosophie ausgegangen und durchdrungen sind. Man schlug H. in diesen Tagen vor, eine Geschichte der Husfiten für einen der ersten englischen Buchhändler zu schreiben; indeß das Unternehmen ist nicht zu Stande gekommen. Man wünschte daraus eine reine Religionsangelegenheit gemacht zu sehen, während H. eine politische und sociale Entwicklungskrisis in jenen Kämpfen erblickte, und der Buchhändler es in solcher Auffassung für England nicht geeignet glaubte. Man findet übrigens hier viel Kaufmännisches, Handwerkmäßiges in der Bücherproduction, in Wissenschaft und Kunst. Der Idealismus der Engländer scheint sich aus dem Leben noch oft in Religion und Mysticismus hinüber zu flüchten.

Den gestrigen Nachmittag habe ich mit der Familie W. in den Gärten von Kew zugebracht. Wir waren von drei bis sieben Uhr im Freien. Kew ist ein königlicher, jetzt unbewohnter Sommeraufenthalt, mit einem prächtigen Palmenhause in den schönen, für botanische Zwecke eingerichteten Parkanlagen. Früher hat es einen Palast gehabt, den man niedergerissen, weil er nicht be-

nützt wurde, und die Unterhaltung desselben zu viel Geld gekostet hat. Das bescheidene Wohnhaus, das man an die Stelle des Schlosses errichtet, ward von Georg dem Dritten während seiner Geisteskrankheit bewohnt. Die Gegend um Kew, der Weg dorthin sind reizend. Man kann es mit dem Omnibus, dem Dampfschiff und der Eisenbahn erreichen. Von meinem Stadttheile aus würde das Erstere das Angemessenste sein.

Das Wetter war vortrefflich, und ich freute mich, da wir einen offenen Wagen hatten, der heitern Ansichten auf dem ganzen Wege. Ueberall spielte man Cricket auf den großen Grasplätzen in den Dörfern, oder eigentlich Kirchsprengeln, denn die Häuserreihen sind fast nicht unterbrochen von London bis nach Kew. Wir verabredeten, daß der junge Mr. W. mich dieser Tage nach dem größten Ballspielplatze Londons, „Lords Cricketground“, abholen sollte, wo junge Männer der angesehensten Familien mit dem ersten Besten eine Partie spielen, und wo große Wetten unternommen werden. Die ausgezeichnetsten Cricketspieler der letzten Jahrzehnte waren ein Bildhauer und ein Ziegelstreicher, gegen welche die jungen Lords nie aufkommen konnten. Jung und Alt versucht sich darin. Bald spielen es die verschie-

denen Alter in Gruppen getrennt, bald Alle durcheinander, oder auch Einer gegen Einen. Alle sind dabei ohne Röcke, in Hemde und Weste, und ich habe es schon in der brennendsten Hitze, wie in feuchter Abendkühle spielen sehen, so daß ich mich in beiden Fällen darüber wunderte, wie sie dort baarhaupt den Sonnenbrand, hier ohne Rock die Kälte ertragen konnten.

Wie dies Volk aber im Freien lebt, das kann man in den Parks und Squares beobachten. Den ganzen Tag sind diese voll von Menschen, und die Frauen zu Fuß und zu Pferde immer mit den Männern beisammen. Eine Frau, die ohne Kutscher ein zweispänniges Cab führt, die Amme mit dem Säugling neben sich, und hinten auf dem freien Kutscherstuhl ein paar kleine Kinder, die man bei uns im geschlossenen Wagen noch ängstlich überwachen würde — junge Damen, die, von einem Reitknecht begleitet, schon um elf Uhr Morgens, von Spazierritten heimkehrend, durch die Parks galopiren — ein Elternpaar mit grauen Haaren, zwischen den Kindern einherreitend, — das sind Erscheinungen, denen man täglich begegnet. Frauen und Kinder sind hier so ungemein selbstständig, daß es mir noch immer neu ist.

Von jener künstlichen Unmündigkeit und absicht-

lich verlängerten Kindlichkeit, in denen man bei uns die Frauen und die Kinder zu halten bestrebt ist, findet man hier keine Spur. Ein Engländer würde es für ein schlechtes Lob halten, wenn man ihm von einem Mädchen, das er zu heirathen denkt, rühmen wollte, daß sie »ein wahres Kind« sei, woran die Deutschen doch noch vielfach ihr Entzücken haben. Ein Entzücken kleinlicher Eitelkeit, das oft genug in bitteres Leid übergeht, wenn das Leben seine ernstesten Seiten herauskehrt und der Mann, statt einer ihm hülfreichen, durch Liebemuthigen Gefährtin, ein verzagendes, hülfloses Wesen neben sich sieht, das er stützen und tragen muß, wenn er selbst Beistand bedürfte. Eine sehr gescheute Engländerin, die ich öfter sehe und die lange auf dem Continente gelebt hat, sprach sich neulich sehr hart aus über die Mehrzahl der deutschen Ehen, über die Untüchtigkeit der Frauen und die daraus erwachsende Respektlosigkeit der Männer vor denselben. »Ihre Landsmänninnen sind Kinder oder Haushälterinnen, sie wissen sich nicht zu rathen, und wenn sie es wissen, wagen sie es nicht. Man sieht das bis in ihre äußere Erscheinung ausgedrückt. Sie können in den seltensten Fällen ordentlich gehen oder frei stehen, und doch lassen die Männer sie auf der Straße allein

umherlaufen. Wir aber, wir können gehen und stehen, und sogar fahren und reiten, und kein Engländer würde neben einem Weibe einhergehen, ohne ihr seinen Arm und seinen Beistand anzubieten.“ — Was daran übertrieben, was daran wahr ist, wissen wir nur zu gut. Ich mußte Vieles zugeben, wie denn auch die Engländerin zahlreiche und ehrenvolle Ausnahmen einräumen mußte. — Ein neu erschienener Roman, the Initials, der in München handelt und von einer Dame geschrieben ist, die ihre Beobachtungen in den mittlern Gesellschaftsschichten gemacht haben muß, beurtheilt und geißelt die Verhältnisse der deutschen Frauen mit satirischer Bitterkeit. Der Autor geräth dabei, wie die meisten Satiriker, in Uebertreibungen, die oft über das Ziel hinauschießen; und doch ist Wahrheit darin. Es wäre ohne Schade, wenn man den Roman übersezte und den deutschen Frauen zeigte, in welchem Lichte sie den Augen der Engländerinnen erscheinen. Sie würden dadurch noch zu keinem Aufgeben ihres Wesens und ihrer Eigenthümlichkeit gezwungen werden, und es könnte doch sein Gutes haben. Als wir neulich über diese Dinge gesprochen hatten, dann auf die Erziehung kamen, und ich bemerkte, wie man es in Deutschland

für gut halte, Knaben und Mädchen so lange als möglich als Kinder zu erhalten, fragte sie mich: „Ist es denn solch ein Glück, mit einer lebernen Puppe oder einem hölzernen Pferde zu spielen? Erhalten sie jung und frisch, durch Bewegung im Freien, durch Uebung der Körperkraft, aber gebt ihnen sobald als möglich, was Ihr selbst für Euer Bestes haltet, den Gebrauch ihrer geistigen Fähigkeiten und die Liebe für das Große und Schöne. Dabei können sie reiten und Cricket-spielen, tanzen und singen, und viel würdiger froh sein, als bei dem, über die Nothwendigkeit hinaus verlängerten Tändeln mit geschmacklosem Spielzeug.“

Neben dieser Ansicht von der Abhängigkeit der deutschen Frauen giebt es aber noch eine zweite Anschauung von ihnen, zu der die paar deutschen Nachahmerinnen von den Jugendübertreibungen der George Sand die Motive hergegeben haben. Ganz verständige Engländerinnen haben mich ernsthaft gefragt, ob es wahr sei, daß in Deutschland die weiblichen Anhänger der socialistischen Theorien, in Männerkleidern umhergingen, in Volksversammlungen das Wort führten, an den Orgien ihrer Männer und Freunde Theil nähmen? und viel solch wunderliche Fragen



mehr. In einigen Fällen konnte ich den Ursprung dieser Vorstellungen auf eine mir zufällig bekannte, aber nicht verlässliche Quelle zurückführen, und mit Fug und Recht unsere armen Landsmänninnen gegen den Vorwurf dieser Abgeschmacktheit vertheidigen. Es klang oft wirklich, als dächte man, wir hätten ein Amazonenvolk in unserer Mitte. Wenn ich dann berichtete, daß, nach meinem Wissen, nur zwei Frauen in Deutschland Männerkleider getragen haben, die Eine, aus mißverstandenen Emancipationsideen, die Andere, um ihren Manne in einem Feldzuge zu begleiten, so glaubte man um so bereitwilliger, daß auch die andern derartigen Behauptungen positive Lügen oder doch mindestens große Uebertreibungen enthalten hätten. Es ist nie schwer, die Engländer von thatsächlichen Wahrheiten zu überzeugen, denn da sie wahrhaft sind und positiv — sie nennen es *matter of fact* — so haben sie auch ein lebhaftes Gefühl für die Wahrhaftigkeit in Andern. Sie werden mir mit jedem Tage werther, und schon jetzt könnte ich mich leicht entschließen, in England fortdauernd zu verweilen.

Welche Anstrengungen man sich übrigens hier bietet und nothgedrungen bieten muß, das setzt mich oft selbst in Erstaunen. Zwischen dem

Befehen von Merkwürdigkeiten, eine deutsche Meile zu gehen, und täglich drei, vier deutsche Meilen in Omnibus und Wagen zu fahren, das bringt man hier gar nicht in Anschlag, während man es sich im Vaterlande für eine kleine Reise rechnen würde.

Auch gestern Abend haben wir noch einen Weg nach Hungerfordbridge, und von da eine Fahrt mit dem Dampfer nach Greenwich gemacht. An einer Ecke von Regent's Circus sah ich, als wir durch die Straßen gingen, wieder zahlreiche Annoncen hängen, daß man sich hier zu Betten für die abermals bevorstehenden Pferderennen einschreiben könne. Ein kleiner blue coat stand davor und studirte sie, als ob er wenigstens zwei Kenner und viele hundert Pferde auf's Spiel zu setzen hätte. Diese blue coats, Zöglinge einer Wohlthätigkeitsanstalt, führen ihren Namen von den langen blauen Tuchröcken, welche sie tragen. Die Röcke haben die Form der Jesuitenkleider, und werden mit einem roth lebernen Gürtel um den Leib gehalten. Weiße Bäckchen, grüne Strümpfe, und ein unbedeckter Kopf kommen dazu, um eine auffallende und nicht schöne Tracht hervorzubringen. Die grünen gewebten Strümpfe erinnern mich daran, daß die Königin Elisabeth

die erste Person gewesen sein soll, welche in England gestricke Strümpfe zu tragen begonnen hat. Bis zu ihrer Zeit machte man sie aus jedem beliebigen Stoffe, und einer ihrer Zeitgenossen schrieb aus dem Oxford College seiner Mutter: »ich habe das grüne Tischtuch erhalten, das Du mir geschickt hast. Da es aber für meinen Tisch zu klein war, habe ich mir Strümpfe daraus machen lassen.«

Als wir gestern nach Greenwich kamen, ließen wir uns von dem schönen Mondschein verleiten noch ein Ende in den Park zu gehen, versäumten darüber die Abfahrt des letzten Dampfschiffes und mußten mit der Eisenbahn zurückfahren, was lange nicht so angenehm war. Die Fluth war nämlich in jener Stunde auf ihrer Höhe, und das Wasser so reich, die Luft auf demselben so erfüllt mit Meeresfrische, daß die Schifffahrt eine Wonne gewesen wäre, und man in dem geschlossenen Wagen recht sehnsüchtig an die Pracht erinnert wurde, die man entbehren mußte.

Heute habe ich durch Miß J. einen Italiener, Herrn Galenga, kennen gelernt. Er ist jener Mariotti, dessen Werk über Italien Dich im vorigen Jahre beschäftigte, ohne daß wir den wahren Namen des Verfassers entdecken konnten. Es über-

raschte mich, als ich ihn plötzlich, ohne mein Zuthun erfuhr, weil ich mich vielfach vergebens darum bemüht hatte. Wie oft geht es so im Leben, daß der Zufall uns unerwartet bietet, was unsere Mühe nicht erreichen konnte. Wäre man sicher, ein paar hundert Jahre zu leben, man müßte die Hände in den Schooß legen und abwarten, was die Zeit uns bringt; da wir aber nur arme, kurzlebige Menschen sind, müssen wir uns plagen und hasten, um doch Etwas zu erreichen von dem Vielen, das des Strebens und Genießens werth ist auf der Erde.

Genes Buch über Italien, das Du in deutscher Uebersetzung gelesen hast und im italienischen Originale haben wolltest, ist nie italienisch, sondern ursprünglich englisch geschrieben. Mr. Galenga, der Autor desselben, mag ein Mann von vierzig Jahren sein. Dem Aeußern nach, hätte ich ihn eher für einen Nordfranzosen als Italiener angesprochen. Bei dem Ansehen einer gewissen Zerstreutheit, scheint er scharf zu beobachten. Wie weit er bei den Verhältnissen seiner heimischen Revolution betheilig ist, weiß ich nicht anzugeben. Er hat lange in England, und irre ich nicht, auch in Amerika in der Verbannung gelebt. Als die Revolution in Italien ausbrach, ging

er dorthin zurück; obschon er in England mit einer Deutschen verheirathet war. Im Jahre neun und vierzig hat er sich, von Italien kommend, einige Monate in Frankfurt aufgehalten, und er schien mir von den deutschen Ereignissen viel mehr zu wissen, als die meisten Personen, die ich hier gesprochen habe.

Am Abend besuchte ich mit zwei andern Damen, einer Engländerinn und einer Deutschen, Louis Blanc's letzte Vorlesung über die Geschichte des Socialismus. Sie wurde in einem unscheinbaren Hause, ich denke in Duke Street, oder doch in der Nähe von Oxford Street gehalten. Miß B. erkannte es, obschon sie früher dort gewesen war; nur daran wieder, daß eine Menge bärtiger Männer in Mützen und Calabreserhüten vor der Thüre standen. Die Vorlesungen hatten alle vierzehn Tage von neun bis zehn Uhr Abends stattgefunden, und da Mr. Louis Blanc sich vor zu großem Andränge schützen hat wollen — der übrigens nicht vorgekommen — so waren nur gratis Billette vertheilt worden.

Durch eine ganz finstere Flur des Erdgeschosses, durch einen langen, eben so finstern und schmalen Gang, gelangten wir zu einer Stube in einem Hofgebäude, die von einer Armenschule

benußt wird. Die Baulichkeit wich von Allem ab, was ich bis jetzt diesseits des Kanals gesehen hatte. Eine Lampe hing von der niedrigen Decke des Zimmers herunter. Am obern Ende desselben hatte man an der Wand rothe Fahnen angebracht, auf denen in weißen Buchstaben die Worte: »fraternité, égalité, liberté,« zu lesen waren. Darüber befand sich, zwischen zwei rothen, phrygischen Mützen, eine kleinere Fahne mit der Aufschrift: second anniversaire de la révolution du 24 février. Die Fahne war aber zerrissen oder umgeschlagen, so daß man einen Theil der Worte errathen mußte. Lappig, voll Flecken und mit verwelktem Laube geziert, machte das Ganze in dem wüsten, nach englischen Begriffen unsaubern Raume, in dem die Tapeten in Fetzen von Decke und Wänden herabhingen, einen schmerzlichen und unschönen Eindruck. Vor den Fahnen stand ein grün behangener Tisch mit weiblichem Nähgeräth und Spielzeug, das, sorgfältig zusammengestellt, offenbar zur Schule gehörte. Daneben ein anbrüchiger Fayancekrug und ein Glas mit Wasser.

Allmählig füllte sich der Saal, aus dem uns beim Eintritt eine dumpfe, feuchte Luft entgegengekommen war. Es waren etwa fünfzehn • Da-

men und sechszig bis siebenzig Männer anwesend. Die Zahl der Erstern soll früher viel bedeutender gewesen sein. Keiner der Männer hatte jenen Anstrich von Eleganz, den man sonst an den Franzosen selten zu vermissen pflegte. Sie sahen Alle ziemlich wild und im Anzuge vernachlässigt aus. Es gab aber prachtvolle Köpfe in diesem Kreise, und fast keinen ausdruckslosen oder nichts-sagenden. Ein Maler hätte seine Freude daran gehabt, obschon Herr Bafferman, und diesmal vielleicht mit Recht, vor diesen Gestalten einen seiner krampfhaften Schreckanfällen bekommen haben würde. Es waren Alles furchtbar entschlossene Physiognomien. Den Kopf eines alten Mannes, der mir gegenüber am Kamine saß, und ohne eine Miene zu verziehen, bei den entschiedensten Stellen des Vortrags leise mit dem Haupte nickte, werde ich ebensowenig vergessen, als den Ausdruck eines Andern, der Yorik Sterne sehr ähnlich sah. Er hörte später Blancs Urtheil über die Geschichte des stets unterdrückten, und immer sich wieder erhebenden Socialismus mit dem kalten, ironischen Lächeln des Hasses zu, dem die Vernichtung seines Feindes als Gewißheit vor Augen schwebt.

Endlich kam Louis Blanc. Ich hatte ihn

im März von 1848 zur Zeit seiner Macht im Luxembourg gesehen. Es war dieselbe auffallend kleine, zierliche Gestalt, dieselbe Sorglichkeit für die Kleidung. Er trug einen blauen Frack mit Metallknöpfen, eine schwarze hohe Cravatte, wie kleine Menschen sie gern anlegen, und dunkle Handschuhe. Sein Haar ist braun, und sein Profil sowohl, als die ganze Physiognomie, vor Allem aber die Bewegung der Mundwinkel haben für mein Auge etwas Jüdisches. Doch soll Louis Blanc kein Jude, auch nicht aus einer jüdischen Familie geboren sein.

Er begann mit der Erklärung, daß er sich durch anderweite Arbeiten, »qui ont pour but le même principe et la même cause,« genöthigt sähe, diesen Cours über die Geschichte des Socialismus für jetzt zu unterbrechen. Er werde ihn aber gelegentlich wieder aufnehmen, seine Freunde dann davon benachrichtigen, und hoffentlich auch später in ihnen die gleiche Theilnahme dafür finden. Man applaudirte, und nun nahm die eigentliche Vorlesung ihren Anfang. Er wies durch Citate aus den Reden und Schriften Necker's nach, daß schon dieser die socialistischen Principien als die einzigen dargestellt habe, durch welche der Welt Errettung kommen



könne. Nach Necker sei Brissot aufgetreten, und habe zuerst klar das unwiderlegliche: „la propriété c'est le vol“ ausgesprochen. Robespierre und vor Allem Babeuf wären Socialisten gewesen, und alle ihnen folgenden bedeutenden Staatsmänner und Philosophen, bis hinab zu seinem: „noble et illustre ami Barbés,“ dessen edles Verhalten vor dem Gericht in Bourges, dessen Todesmuth und Selbstverläugnung gerühmt, und dessen Theorien auseinander gesetzt wurden. Blanc gab im Grunde nur eine Reihenfolge geistreicher Citate und Zusammenstellungen über den Gegenstand, unter denen mich ein Vergleich, ich weiß nicht mehr, ob von Brissot oder von Babeuf, sehr überraschte. Es heißt darin: supposons le cas, qu'une société d'hommes parviendrait à faire valoir l'air et à s'emparer de l'empire de l'air, comme ils se sont emparés un jour de la terre — supposons que par des balons ils savaient traverser et habiter les régions de l'air, avant que le reste de l'humanité aurait trouvé la solution de ce probleme; est ce que cela leur donnerait à tout jamais le droit de s'approprier les airs pas des machines pneumatiques et d'imposer à nous autres la nécessité de mourir, faute de pouvoir respirer? —

Zum Schlusse sagte er: der Gedanke des Socialismus ist ein in allen Zeiten lebendiges, nie zu ertödtendes Grundprincip der menschlichen Daseinsbedingungen, der menschlichen Natur. Er ist das, dem Menschen innewohnende, instinctive Bewußtsein des Naturrechtes, das sich in allen Zeiten, bei allen Völkern, trotz der Tyrannei der verschiedensten Regierungsformen, Bahn gebrochen hat und immer wieder Bahn brechen wird. Die Vertreter des Socialismus erscheinen gleichsam als Ein Mann, der immer getödtet, nach kurzen Pausen neu ersteht, um die begonnene Lehrarbeit fortzusetzen und den Kampf auszufechten, bis die Wahrheit im Geiste, zur Wahrheit geworden sein würde in der Wirklichkeit.

Daß es an Sentenzen, wie: „contre les tyrans chaque moyen est bon et permis,“ nicht fehlte, daß solche Sätze leidenschaftlich applaudirt wurden, versteht sich von selbst. Ebenso, daß die Zusammenstellung eine höchst geistreiche, der Vortrag ein glänzender und fortreißender waren. Ich brauche auch nicht zu wiederholen, daß ich selbst nur durch die Principien des Socialismus die Lösung der Fragen für ausführbar halte, von denen die Möglichkeit einer ruhigen Menschheitsentwicklung abhängig ist; dennoch hatte

auf mich der Vortrag in diesem Lokale, in dieser Art und Weise eher eine tragisch machende, als eine erhebende Wirkung. Ich mußte unwillkürlich an die viel weniger geistreiche und doch so begeisternde Clubverhandlung denken, der ich nach der Revolution von 1848 im Conservatoire zu Paris beigewohnt hatte. Dort war die leidenschaftliche Erregung der Sprecher eine vollkommen natürliche gewesen, der Affect durch die Umstände erzeugt, das Streben nach Beifall, das lebhafte Gestikuliren durch die äußern Bedingungen gefordert. Hier aber, wo vor einem kleinen Auditorium eigentlich doch nur ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten wurde, machte mir der ungeheure, leidenschaftliche Pathos den Eindruck, als blase man durch die Trompeten von Jericho ein gewöhnliches Feuer an. Es dünkte mich komisch, bis ich es tief tragisch fand. Wie weit waren die Verhandlungen im Conservatoire, und die Clubs in ihrer stolzen Deffentlichkeit entfernt von dieser kleinen, in einen elenden Winkel geflüchteten Versammlung! Sie waren verschieden von einander, wie das offene Gericht der rächenden Revolution von einer heimlich brütenden Verschwörung.

Es war zehn Uhr, als wir den Saal ver-

ließen, um bei der alten Mrs. S. den Thee zu trinken, und Mitternacht lange vorüber, ehe ich meine Wohnung erreichte.

Am Tage war ich heute in einen Bäckerladen getreten, in dem man für wenig Geld Kaffee und Thee zu jeder Stunde haben kann. Während ich eilig meinen kleinen Kuchen verzehrte, sah ich eine Büchse aufgestellt zur Sammlung für eine, in irgend einer der Stallstraßen „Mews“ zu errichtenden Armenschule. Darauf standen die Verse:

Let charity and peace and truth  
Give freely what they can!  
Better buil'd schoolrooms for the youth  
Than Prisons for the man.

Das hat mir in seiner Einfachheit vortrefflich gefallen.

---

Freitag den 21. Abends.

Es ist mir heute eine rechte Freude geworden. Ich habe bei einer Dame meiner Bekanntschaft, mit der er befreundet ist, Mazzini gesehen und gesprochen. Er ist mittler Größe, eine schlanke, biegsame Gestalt voll Nerv und Sehne. Sein

Bart, den er kurz geschnitten trägt, ist stark mit grau gemischt, das schlicht anliegende Haar ganz schwarz. Er mag etwa vierzig Jahre alt sein. Der Kopf ist nicht auffallend für einen Italiener, aber kraftvoll, edel und im höchsten Sinne durchgeistet. Nichts überrascht an ihm durch Größe oder Eigenthümlichkeit der Form, Alles aber ist harmonisch und ruhig. So ist auch der Ausdruck der dunkeln Augen ein tiefer, ruhiger Ernst.

Es war mir, als kenne ich ihn lange, denn er erinnerte mich in seiner Art und Weise, in seiner besonnenen Klarheit an die besten unserer verbannten Freunde. Man möchte sagen, er habe den edeln Typus eines Republikaners, die würdevolle Selbstherrlichkeit eines solchen. Es war von literarischer Wirksamkeit, von der Gründung einer Revue universelle die Rede, zu der man die besten Männer und Talente aller Nationen vereinigen wollte. Dabei kam Mazzini auch auf George Sand zu sprechen, deren er mit der größten Verehrung und Bewunderung gedachte. Er rieth mir, wenn ich jemals wieder nach Paris käme und Mad. Dudevant dort anwesend treffen sollte, ohne alle langen Introductionen und Vorbereitungen zu ihr zu gehen, weil sie alles Einfache gut aufnahm, während ihr das Gesuchte

entschieden widerstrebe. Eben so äußerte sich eine englische Schriftstellerinn über sie, die sie früher mehrmals gesprochen hatte. Sie erzählte, Mad. Dudevant hätte einmal gegen sie geäußert: »ich habe niemals viel gewußt oder vermocht, jetzt aber weiß und vermag ich noch weniger, denn das Leben hat mich müde gemacht!« und dieselbe Dame nannte sie: a good, faithfull and very unpretending women!« — Wir sprachen dann noch mancherlei über die Wirksamkeit der Romane, der Frauen, der Schriftstellerinnen für die Verbreitung der bewegenden Ideen, bis Mazzini zu meinem großen Bedauern uns verließ. Es hat mir lange kein Mensch diesen Eindruck höchsten, innern Adels gemacht, wie er.

Sonntag den 23. Juni Abends 8 Uhr.

Es ist prächtiges Wetter, da ich mich aber schlecht eingerichtet und nicht die nöthigen Verabredungen getroffen habe, muß ich einsam zu Hause bleiben und mich mit dem kühlen Lusthauch begnügen, der durch meine Zimmer zu wehen beginnt. Der Tag sieht noch hell und klar zu mir herein. Ich habe lange am Fenster gestanden. Die Leute kamen aus der Abendandacht und

aus dem Park zurück; Andere fahren in hübschen Toiletten zu Mittagsgesellschaften. Ein schöngeputzter Perser ging unter meinem Fenster vorüber, zur großen Unterhaltung der Dienstmädchen in der Straße, die sauber gekleidet vor den Hausthüren standen, die Milchvorräthe in Empfang zu nehmen, welche Sonntags noch spät am Abende umhergefahren werden. Auch Erdbeeren, in hübschen Füllhorn ähnlichen Körben, wurden trotz des Festes feilgeboten. Aus allen Häusern glänzte durch die Fenster der Sousterains das Feuer der Küchenkamine, denn die Theestunde war nahe. Es sah Alles ruhig und friedlich aus. Ich mußte aber doch immer an das entsetzliche Quartier der armen Irländer denken.

Den gestrigen ganzen Tag habe ich auf dem Lande bei der Gräfinn A. zugebracht. Dort, wie überall, war viel die Rede von dem Werke Ledru Rollin's: Sur la décadence de l'Angleterre, über das man die verschiedensten Ansichten aussprechen hört. Einer der ersten englischen Gelehrten nannte es neulich eine »Tollhausarbeit«, Andere werfen ihm gänzliche Unkenntniß und die höchste Oberflächlichkeit vor, und doch finden sich auch gescheute Engländer, welche zugeben, daß es

trotz seiner Oberflächlichkeiten und Strichwörter unläugbare Wahrheiten enthalte. Graf d'A., ein geistreicher Mann, der sich viel mit staatswissenschaftlichen Studien beschäftigt, behauptete, daß nur die Einleitung, die ersten zwanzig Blätter, das Werk Ledru Rollin's, das Uebrige aber Alles von einem Mr. Majew geschrieben sei, der es nach sorgfältigen Studien zusammengestellt habe. Der Zustand Englands sei keines Weges so gefahrlos und gesichert, als er scheine. Die Colonien ständen mehr oder weniger auf dem Punkte sich zu emancipiren, die Bevölkerung im Mutterlande nähme im Proleteriat auf erschreckende Weise zu, dadurch sei die Noth und die Menge der Verbrechen allerdings gestiegen. Die Zahl der Kindermorde wachse z. B. von Jahr zu Jahr, so daß man aufhöre, sie zu bestrafen, wenn es irgend möglich sei, die Thatsache zu ignoriren oder dem Zufall zuzuschreiben, und England habe nur eine Rettung — eine im großen, nach demokratischen Principien ausgeführte neue Kolonisation. Die übrigen Personen bestritten diese Thatsachen, theils als ganz unrichtig, theils als übertrieben, das Buch aber und die ganze Angelegenheit machte lange den Gegenstand der Unterhaltung aus.



Wir bleibt hier noch immer die Schroffheit der Gegensätze auffallend, die sich dennoch zu einem harmonischen Ganzen vereinen, ohne daß ich das Wie eigentlich begreife. Auf der einen Seite, eine bis in das chinesische Etikette-System ausgebildete Aristokratie und eine starr orthodoxe Hierarchie, auf der andern das Gefühl der vollsten Selbstherrlichkeit in jedem Sachträger — die tiefste Unterwürfigkeit der Handwerker gegen ihre Kunden, ein fast knechtisches Behaben in der äußern Form, neben großem Selbstgefühl in den dienenden Klassen, deren Ansprüche an Lebensbequemlichkeit auf dem Kontinente mährchenhaft klingen würden — ein auffallender Particularismus, ein Bestreben, sich als Individuum zu vereinzeln, bei dem ausgebildetsten Associationswesen. Das Alles ist entschieden vorhanden und scheint doch unvereinbar zu sein.

Der Geist der Association ist durch die praktischen Verhältnisse so stark ausgebildet, als die socialistischen Lehren es irgend verlangen können. Denn was sind die Clubhäuser für die Reichen, die Wasch- und Badeanstalten für die Armen, alle großen merkantilischen Compagnie-Unternehmungen anders, als Werke der Association? — Ich glaube, wenn heute Jemand aus seinem Fen-

ster ein Schild aushinge und darauf schriebe: „Compagnie für die Eisenbahnbrücke nach Amerika,“ so würde sich morgen schon irgend Jemand erkundigen, ob nach den Theorien der Mechanik eine solche Brücke denkbar sei, und wenn sich eine vernünftige Möglichkeit dafür zeigte, würden bald Viele da sein, welche Mittel und Wege dazu fänden, denn die wundervolle englische Energie und ihr großer Gemein Sinn, schecken vor keiner Schwierigkeit zurück, wo ein Erfolg erwartet werden kann.

Neben diesem Großen tritt dann wieder der Nachtheil des monarchischen Centralisations-Systems hier schlagend hervor, und vielleicht nirgend deutlicher als in der Saison in London. Es ist das A und O jedes Menschen, die Saison in London zuzubringen, „sich einen Schritt nach oben zu fördern.“ Mit Recht sprechen die Engländer spottend von diesem tip-top System. Die Engel konnten nicht eifriger auf der Jakobsleiter umherklettern, als hier sich Alles nach oben drängt. In dem oder jenem Hause gesehen zu werden, sagen zu können, daß man den oder jenen Mann kenne — d. h. vielleicht im fremden Hause ihn aus der Nebenstube angefuckt habe — seine Equipage vor der oder jener Thür halten zu lassen, denn in den großen Routs ist es so voll, daß die Hälfte der Gäste

wirklich nicht bis in die Zimmer oder in das Haus kommen, das Alles sind Fragen von der größten Wichtigkeit. Doch giebt es natürlich auch Engländer, die darüber hinaus sind, und mit mir zusammen lächeln, wenn derlei uns erzählt wird. Die reichsten Banquiers geizen nach einer Einladung zu einem Lord, nach einer Vorstellung am Hofe; Jedermann nach der Bekanntschaft von berühmten Leuten. Dabei liegt es vielen gar nicht daran, diese, ihnen durch ihre Werke oder Thaten interessant gewordenen Personen wirklich näher zu treten, sondern es ist ihnen nur um den Relief zu thun, welchen solche, vielleicht schwer zu erlangenden Bekanntschaften, verleihen. Sie streben danach, wie nach einem Orden, weil es eine Auszeichnung ist.

Trotzdem habe ich mich nicht gescheut, vielen meiner Bekannten zu sagen, wie gern ich Dickens kennen lernen — nicht bloß sehen — möchte, und heute mit Mr. G. und Miß G. zur alten Lady Morgan zu gehen, weil ihr Roman, »die Beguine«, lange Jahre ein großes Lieblingsbuch von mir gewesen ist. Es war der erste derartige englische Roman, den ich gelesen habe. Lady Morgan ist denn auch die vollste Repräsentation ihrer Werke. Sie lebt und webt noch jetzt in den

kleinen Angelegenheiten der großen Welt, die sie zu schildern pflegte, und interessirt sich in ihrem hohen Alter noch dafür mit aller Wärme der frühern Jahre. Sie bewohnt ein hübsches Haus jenseits des Hydepark, natürlich in einem fashionablen Stadttheile. Wir wurden durch drei Zimmer geführt, welche alle Portièren von grüner Gaze hatten, gegen das Tageslicht geschützt, und voll waren von Delgemälden, Portraits, Statuen und Raritäten. Darunter befanden sich Büsten und Bilder der Lady aus verschiedenen Lebensaltern und in den verschiedensten Phantasietrachten, in denen es einst Mode war, sich malen zu lassen, bald als Muse, bald als Sappho u. s. w. Lady Morgan muß nach diesen Bildern schön gewesen sein.

Wir fanden sie auf einem Balkon, der sich zwischen den Hinterhäusern erhob. Es war im Grunde ein häßlicher Platz, aber in der Mittags- hitze kühl und mit mancherlei Blumentöpfen umstellt. Lady Morgan empfängt Sonntag Vormittags Visiten, sie war also in Toilette, trug einen weißen Atlashut, mit einem Halbschleier und mit lila Blumen, einen Sonnenschirm und Fächer, und viele Ringe an den Händen. In einem bequemen Lehnstuhl sitzend, mit allerlei Kissen und Polstern um sich her, erzählte sie uns

von einer Soiree, die sie vor wenig Tagen gegeben, von anderen Soireen und Partieen, welche sie mitgemacht, wobei sie lebhaft, bald englisch, bald französisch sprechend, eine Reihe von Lords und Ladys und anekdotenhafte Thatfachen aus der Gesellschaft an uns vorüberführte. Sie sprach darauf von der hier anwesenden Pasta, die noch einmal, ich glaube zum Besten der italienischen Flüchtlinge, aufzutreten beabsichtige; dann bemerkte sie, wie sie selbst von der Gesellschaft, trotz ihrer Zurückgezogenheit in Anspruch genommen werde, rieth mir dazwischen zu der Uebersetzung einiger englischer Romane, empfing einen türkischen Gesandtschafts-Attachee, und als wir uns von ihr verabschiedeten, hatte ich eine Episode aus der Welt erlebt, welche Lady Morgan einst so gewandt zu beschreiben pflegte.

Am Morgen hatte mich Herr Paul Taglioni besucht, der mich fragte, ob ich ihm Etwas für D.. nach Berlin aufzutragen oder mitzugeben hätte. Dabei kamen wir auf das Ballett zu sprechen, und was es sein könnte, wenn die Künstler den Muth, hätten für eine Zeitlang auf den Beifall des Publikums zu verzichten, der durch die geschmacklosen Körpervedrehungen und Parforcetouren der Muskelkraft, auf Kosten aller Schön-

heit erkaufte wird. Ich hatte schon sonst mit einer der ersten Tänzerinnen unserer Zeit einmal lange darüber debattirt, war aber mit dem unverständigen, »das Publikum will es so,« als Argument abgefertigt worden. Herr Taglioni jedoch, der tiefe Einsicht in das Wesen der Kunst und Liebe für das Schöne hat, tiefer, als ich sie bei den meisten Schauspielern und Schauspielerinnen gefunden, gab mir zu, daß es eine edle Aufgabe sein würde, das Ballet von der fatirhaften Muskelquälerei zurückzubringen zu der Darstellung der Harmonie in der Schönheit der Menschengestalt. Aber freilich müßte man das Publikum erst allmählig dafür erziehen, das blasirt wie ein alter Wüßling, nur nach belebendem Nervenreize schmachtet, und die unkeuschen Körperverdrehungen einer Tänzerinn höher schätzt, als die ruhige, sanfte Gliederpracht des menschlichen Leibes.

Unter den unzähligen Widersprüchen, in denen alle unsere socialen Zustände befangen sind, ist einer der auffallendsten das Verhalten der sogenannten sittlichen Frauen zum Ballett und zu den Tänzerinnen. Jede der Ersteren sieht, namentlich wenn sie den bürgerlichen Mittelständen angehört, mit verachtender Entrüstung auf eine Tänzerinn herab, und dankt Gott in ihrem Herzen, daß sie nicht

ist wie dieser Eine. Jede aber würde es für ein Unglück halten, eine berühmte Tänzerinn nicht zu sehen, und Alle drängen sich in die Theater, den Schaustellungen beizuwohnen, deren Hauptträgerinnen in ihren Augen verächtlich sind. Sie bewundern also was sie tadeln, sie suchen auf was sie fliehen, sie heiligen durch ihre Anwesenheit was sie ihren Töchtern als schmachvoll, ihren Söhnen als verderblich vorstellen. Sie verbieten den Töchtern den Anblick eines nackten Apoll oder einer nackten Venus, sie halten ihre Söhne zur Werthschätzung der Keuschheit an, und führen sie in das Ballet, dessen ganzes Wesen, wie es jetzt besteht, auf die raffinirteste Erregung der Sinnlichkeit basirt ist. Schön ist es nun und nimmermehr, wenn eine Tänzerinn sich auf die Bebenspize stellt, daß der Fuß wie ein krüppelhafter Pferdefuß aussieht, der ganze Körper unter der Muskelanstrengung dermaßen zittert, daß das stereotype Lächeln zur beängstigenden Frage wird, und nun das andere Bein sich wagrecht erhebt, und das wahnsinnige Drehen auf der Fußspize beginnt. So oft ich dazu Bravo rufen, und das Entzücken der Männer, und das bewundernde Staunen der Frauen gesehen habe, ist mir ein Schauer angekommen vor unseren

Zuständen und vor unserer Civilisation. — Obrist L., der fast noch als Knabe nach Indien gegangen, als Mann zurückgekehrt, einst die Grähn in Hamburg tanzen sah, stieß ein derbes Pfui! darüber aus und sagte kopfschüttelnd: »Da lobe ich mir die sanften Tänze meiner Bajaderen!«

Auch in England, wo man das Gefühl für Sitte, den Respect vor Frauen so verbreitet findet, daß es oft zur Prüderie übergeht, auch in England hat man die Vorliebe für das Ballet. Frauen, in deren Gegenwart kein Mann ein unschönes Wort wagen dürfte, die erschrecken würden, wenn man in ihrer Gegenwart von dem Busen oder dem Bein einer Tänzerinn nur andeutend spräche, nehmen ruhig ihr Binoкле vor die Augen, um die dreistesten Schaustellungen dieser Glieder zu betrachten — und dann verachten sie die Tänzerinn, die sich bloßstellt um zu leben, während die Zuschauerinnen reichlich zu leben hätten, auch ohne sich zu den Balletvorstellungen hin zu drängen. — Welch eine Aufgabe wäre es, für ein junges, schönes Geschöpf, wie diese Marie Taglioni, deren Körper vollendet zu nennen ist, uns von dieser Unzucht zu erlösen! Welche Aufgabe für den, im Fache der Ballettcomposition, so schöpferischen Vater,



Ballete zu erfinden, in denen die Plastik allmätig die Springer- und Athletenkunststücke verdrängte! Es ist thatsächlich, daß jedes junge Mädchen, jeder Jüngling vor dem ersten Ballete erschrecken. Ich habe nie eine andere Empfindung an den Personen wahrgenommen, die nicht von Jugend auf daran gewöhnt, also abgestumpft dafür waren. Erst längere Gewohnheit machte es ihnen erträglich, und sie waren nie besser geworden, wenn sie das Ballett liebgewonnen hatten.

Spät am Abende kam noch Herr P. zu mir und erzählte, daß unter unseren flüchtigen Landsleuten, neben den edelsten und reinsten Charakteren, sich auch manche befinden müßten, die nicht werth gewesen sind, für die Befreiung Deutschlands mitzuwirken. Es soll auf den verschiedenen deutschen Gesandtschaften kein Ende sein, von Denunciationen geheimer, königsmörderischer Gesellschaften, wobei die achtbarsten Namen flüchtiger und in der Heimath lebender Patrioten preisgegeben werden. — P. meinte, es wären Erfindungen in der Art der Ohm'schen Enthüllungen gegen den Tribunalsrath Waldeck; die Gesandten glaubten selbst kein Wort davon, sähen sich aber dennoch zu Berichten an die betreffenden Regierungen genöthigt, und es sei immer unbe-

rechenbar, welche Widerwärtigkeiten daraus für Einzelne erwachsen könnten. Erst neuerdings habe ein Deutscher Enthüllungen gemacht, in Folge deren ein ungarischer Obrist in Hamburg plötzlich verhaftet, aber nach einem Tage in Freiheit gesetzt worden sei, weil sich die Unwahrheit der Anklage leicht habe herausstellen lassen.

Wie elend ist das Alles! In welchem Lichte soll Deutschland den Fremden erscheinen? Man fragt sich immer, ob das die so oft von uns gerühmte deutsche Treue ist? Es ist auch ein Jammer, wenn man in den englischen Blättern die Artikel der Referenten über Deutschland liest. Dieser Tage besprach in der Times der Artikel aus Berlin ganz obenhin das neue preussische Pressegesetz, das die Presse eigentlich unter Aufsicht der Post- und Polizeibehörden stellt. Daneben war aber ein langes Kapitel über die schlechten Edschanstalten in Berlin, bei denen man in der Louisenstadt aus dem Schlafe geweckt werde und mit Wassereimern zu Hülfe eile, wenn es auf dem Köpnickersfelde, eine Meile davon, brenne. Man bespottete »diese mittelaltrigen Zustände.« Wie mittelaltrig muß ihnen der geistige, der staatliche Zustand Deutschlands erscheinen, in dem man einem Volke die eben mit Blut errungene Pressefreiheit, das Pal-

ladium seines Fortschrittes, so ohne Weiteres fortzuöctroyiren wagen kann!

Wir sprachen dabei von französischen und englischen Zuständen, und Herr P. sagte, was Du auch schon gegen mich behauptet: »In Frankreich existire gegenwärtig die Freiheit nur im Gesetze, aber die Franzosen hätten Polizei im Uebermaaß, Spione, Strafen aller Art und wären überall bewacht und eingezwängt. In England hingegen sei das Gesetz fast drakonisch, die Macht der Regierung sehr groß, ohne daß man das Gesetz in seiner Strenge anzuwenden, noch die Regierung zur Unzeit ihre Macht zu äußern wage, weil man wisse, daß man in solchem Falle die hier allmächtige öffentliche Meinung, die Stimme des Volkes gegen sich haben würde.« Alle Flüchtlinge, selbst Personen, die lange in Amerika gelebt, stimmen darin überein, daß sie sich nirgend so frei gefühlt hätten, als hier unter dem Schutze von Altenglands Fahne.

## Elfte Sendung.

Vom 24. bis 28. Juni.

---

Den 25. Juni.

Nachdem ich meinen letzten Brief mit einer Apologie englischer Volks- und Freiheitszustände geschlossen, muß ich diesen mit einem Worte über den ersten Drawing-Room der Königin beginnen, den ich nicht gesehen habe.

Diese Drawing-Rooms sind die großen Kourtage der Königin, an denen ihr beim Beginne der Saison die neu heranwachsende fourfähige Generation vorgestellt wird. Es soll sehr prächtig dabei hergehen. Man hatte mir von allen Seiten gerathen, Herrn Bunsen um eine Karte zu bitten, da man, ich weiß nicht, ob von den Gallerien oder aus den Vorzimmern des Saales,

der Kour als Zuschauer beiwohnen kann. Man muß aber auch dazu eine vollständige Balltoilette anlegen. Da mir nun bis jetzt noch alle solche Feste, selbst wenn ich ihnen als Theilnehmer beiwohnte, von dem großen preussischen Guldigungsballe zu Königsberg bis zu dem prächtigen Feste, das man dem Könige von Neapel, während meiner Anwesenheit in Palermo, gab, immer eben so viel Langeweile als Ermüdung verursacht haben, bin ich nicht hingegangen, ob schon mir von einer Dame meiner Bekanntschaft noch am Vorabende eine Karte für den Drawing-Room angeboten worden ist. Ich hätte eine Stunde in der Wagenreihe halten können, hätte im Drawing-Room nicht gewußt, wer die vorgestellten Personen wären, und am Ende keinen wesentlichen Eindruck davon erhalten.

Dagegen habe ich zufällig in dem großen Magazine von Mr. Davy in Bondstreet wohl an vierzig der prächtigsten, für diese erste Kour bestimmten Damenanzüge gesehen, und abermals gefunden, daß Alles, was man von den geschmacklosen Toiletten der Engländerinnen behauptet, sich auf einzelne Ausnahmen bezieht. Die Mehrzahl kleidet sich vortrefflich nach französischem Geschmacke, und zwar viel reicher in den Stoffen,

als es auf dem Continente üblich ist. Nur der Schmuck erscheint mir oft zu schwer, obgleich die Edelsteine hier sehr schön gefaßt werden.

Alle Damen, welche bei dem Drawing-Room erscheinen, müssen weiße Federn im Haare tragen, und Schleppen, eigentlich Traines über den Kleidern; eben so ist für diejenigen, welche zum erstenmale vorgestellt werden, eine ganz weiße Kleidung gefordert. Während der Kour selbst werden die, dem Palaste zunächst liegenden Straßen für jeden nicht nach Hofe fahrenden Wagen abgesperrt. Ich sah es im Vorübergehen. Zwei Horseguards bezeichnen, wie Statuen unbeweglich an den Ecken haltend, die unbefahrbare Straße. Zwei Constabler dirigirten schweigend, durch bloßes Aufheben und Senken ihrer Stäbe, das Auffahren der Equipagen. Es ging ungemein ruhig dabei her, obgleich viel Menschen auf den Straßen waren, und die Zahl der Gallaequipagen sehr groß. Kutscher und Diener auf denselben waren mit prächtigen Bouquets geschmückt, wie denn überhaupt die Engländer eine große Vorliebe für Blumen haben. Sonntags steckt sich fast jeder Omnibuskutscher einen kleinen Strauß in's Knopfloch, und Männer aller Stände sieht man eine Blume tragen.

Den gestrigen Morgen habe ich wieder im britischen Museum zugebracht. Es muß für die Herausgabe eines kunsthistorischen Werkes das erste Museum der Welt sein, aber an schönen, erhaltenen Statuen, wie der Apoll, die Diana, der Laokoon, der Sichelschleifer, der Borghesische Fechter, die Venus von Medici und von Milos u. s. w., besitzen die italienischen Museen und das Louvre, wie mich dünkt, eine größere Anzahl, obschon mir das von allen Seiten bestritten wird. Eine Venusstatue ohne Arme, ein betender Jüngling aus Erz, eine Mitra, ein schlafender Amor sind sehr schön, doch geht hier meine Freude an dem Einzelnen, in dem kunsthistorischen Interesse unter, das sich als das vorwaltende Element aufdrängt, wenn man die Elgin Marbles als etwas Besonderes von der allgemeinen Betrachtung ausschließt.

Die ägyptische Skulptur ist sehr reich vertreten und beginnt die Sammlung. Es folgen die Niniveh-Reliefs, die Aegineten, die Bildwerke aus Indien, die prächtigste etruskische Sammlung, die Parthenonskulpturen, wunderschöne Marmorfragmente und Erzstatuetten aus der besten griechischen Zeit, und Vieles aus den Tagen des Verfalls der griechischen und römischen Kunst.

Unter diesem Textern befinden sich zahlreiche Grabmonumente.

Welch einen antichristlichen Demon England aber in diesem Geschichtsmateriale besitzt, das muß die englische Hierarchie erschrecken, wenn sie es bedenkt. Das britische Museum ist so antichristlich als die Naturwissenschaften. Wer vermag z. B. an die biblische Erschaffung der Welt zu glauben, wenn er erfährt, daß zu den Zeiten Adam's die zwölfte Dynastie über Egypten regierte? Es machte einen wunderbaren Eindruck, als Herr v. P., der die Güte gehabt hatte, mich hinzuführen, auf eine kleine egyptische Statue zeigend, erklärte, daß sie nach der Unterschrift, das Portrait eines Beamten des Pharaos Menses, also einen Zeitgenossen des Joseph darstellen solle.

Bei den Bildwerken von Niniveh fiel es mir nachträglich auf, daß die Könige und Priester die Symbole der christlichen Evangelisten neben sich haben: den geflügelten Löwen, den Stier, den geflügelten Mann (Engel) und den Adler. Auch der Baum des Lebens fehlte nicht, und überall wird dem heimkehrenden Herrscher, von seinen Eunuchen die Opferschaale dargereicht, aus der er mit dem Weihwedel das Opfer vollzieht. Man resignirt sich zur Geduld, wenn man vor



diesen Bildwerken bedenkt, wie in der Geschichte der Menschheit sich ein Glied aus dem andern hervorhebt, wie Nichts plötzlich entsteht, und wie selbst die Symbolik des Christenthumes aus den Anfängen des ersten religiösen Kultus hervorgegangen ist. Christus verhält sich zu seiner Vergangenheit und zu seinen Nachfolgern entschieden als gewaltsamer Revolutionair. Er brach mit allem Bestehenden, er verwarf die Opfer, er verwarf die sinnlichen Symbole im Kultus und behielt aus der Vergangenheit Nichts übrig, als das, worin er selbst befangen war, den Glauben an einen persönlichen Gott, das dualistische Prinzip von Körper und Seele, also auch das gute und das böse Prinzip, und endlich auch den Glauben an die persönliche Unsterblichkeit der Menschen. Erst die spätere reactionaire Zeit führte die heidnische Symbolik wieder ein, und bildete sie in der katholischen Kirche bis zu dem Kultus der Heiligen und Reliquien aus, der sich in solcher Weise erhalten hat, daß die Götzenbilder und Symbole von Niniveh noch hinüberreichen in den heutigen Tag.

Der Erfolg der Besuche im britischen Museum ist für jeden Denkenden gewiß ein liebevolles Eingehen in das Kunstbestreben aller

Epochen und Nationen. Mir sind sogar die egyptischen Kolosse lieb geworden, in der Stille und Ruhe ihrer Abgeschlossenheit. Man wird selbst ruhig davor, wie vor jedem in sich vollendeten Kunstwerke, das vollkommen die Ansprüche eines Zeitalters erfüllte. Nebenher erfreut und erhebt man sich an der Liebe und dem Fleiße, mit dem die alten Egypter, die Indier und Etrusker ihre Arbeiten vollbrachten. Es liegt ein ganz eigenes humanistisches Interesse darin, das Herz erweitert sich davor zu der ausgedehntesten Menschenliebe, zu der tiefsten Anerkennung der Vergangenheit.

In der etruskischen Sammlung sah ich kleine, kaum spannhöhe Statuetten, wahrscheinlich Hausgötter, von Erz, die man wirklich um ihrer Schönheit willen anbeten könnte. Es waren ein Apoll mit einem goldenen, gallischen Halsbande, eine Minerva und eine kleine, dritte, etwas beschädigte Figur. Dann zeigte man uns in einem gewöhnlich verschlossen gehaltenen Zimmer, goldene etruskische Schmucksachen, doch hatte ich deren in einer Privatsammlung in Rom schon schönere gesehen. Auch an gefassten Edelsteinen, an Kameen und Gemmen war in diesem Kabinette des britischen Museums ein großer Reichthum vorhanden. Das Haupt-

stück desselben ist aber die Portland Vase. Sie ist viel kleiner, als ich sie mir gedacht, ich meine nicht viel über einen Fuß hoch, von dunkelblauem Glase mit weißen Reliefs darauf, die trotz der Zertrümmerung und Restauration des Gefäßes nichts von ihrer sanften Schönheit eingebüßt haben. Eine liegende Figur ist so leise hingegossen, wie eine sich im Abendwinde auflösende Welle. Man möchte sagen, es läßt sich nichts Schöneres denken, hätte man das nicht vor so vielen Werken jener Zeit zu wiederholen. Es geht mir übrigens mit dem Schreiben über das Museum, wie mit dem Besuche desselben: man kann nicht davon loskommen, wenn man sich nicht gewaltsam dazu zwingt. Eines der großen Kunstwerke in sich aufzunehmen, könnte man Monate verwenden. Was soll man da vor dieser Fülle thun? —

Den 26. Juni.

Ich komme aus der Sitzung eines Vereines zur Besserung verwahrloster Knaben. Die Einladung hieß, zu dem „Annual Meeting of the Grotto Passage Ragged and Industrial Schools.“

Grotto Passage ist der Name der Straße, in der sich das Institut befindet. Es hieß ferner: Lord Ashley werde präsidiren und man erwarte Lord Walderdal und Lord N. und diesen und jenen Reverend Mr. in der heutigen Sitzung.

Das Lokal, in dem das Meeting gehalten wurde, war amphitheatralisch eingerichtet und sehr voll, namentlich von älteren Männern und Frauen. Wie immer war der Hebel für das Unternehmen auch hier das Christenthum. Der Präsident, Lord Ashley, ist sehr kirchlich, und der Urheber des Gesetzes, das Sonntags den Postverkehr verbietet. Trotzdem war die Gesinnung des Directoriums eine aufgeklärte und sehr wackere. Ein Kapitän Holland, ein stattlicher Mann in Civillleidung, gab einen Bericht über die Leistungen dieses, in dem gedachten Stadttheil erst seit anderthalb Jahren bestehenden Institutes. Es hat sich die Aufgabe gestellt, neben der Besserung verwahrloster Knaben, auch für deren Fortkommen Sorge zu tragen. Von den, in die Anstalt aufgenommenen Zöglingen, hatte man im Laufe der anderthalb Jahre sieben oder acht entlassen können. Sie waren theils als Schiffsjungen, theils als Handwerker nach Australien gegangen. Von Allen waren in letzter Zeit dankbare Briefe

●

und Zeugnisse über ihr gutes Verhalten auf der Reise und nach der Ankunft, eingelaufen. Da die Knaben in der Anstalt gleich zur Arbeit und zum Erwerbe angehalten werden, und diese Fortgeschickten nicht allzu lange dort verweilt hatten, war der Betrag dessen, was sie in dem Institute gekostet hatten, etwa sechs Pfund für Jeden. Kapitän Holland erklärte, daß man die Knaben mit der Bemerkung aufnehme, wie man nur dann für sie sorgen könne, wenn sie selbst eine Besserung ihres sittlichen Zustandes für nöthig hielten, und ihren Unterhalt und Unterricht durch Arbeiten in den Werkstätten der Anstalt verdienen wollten. Nur Gegenseitigkeit könne zu Etwas führen. Diese »vernünftigen Vorstellungen« hätten überall angeschlagen. Die Kinder der Armuth würden für praktische Einsicht früher reif, als die Kinder der Reichen, welche glauben, das tägliche Brod falle wie Manna für Jeden vom Himmel herab. Man habe die Knaben nur durch Güte und vernünftige Zusprache erzogen. Die einzigen Strafen, welche man anwende, seien Entziehung einzelner Mahlzeiten, Verschlechterung der Kost im Allgemeinen, oder zeitweilige Ausschließung von den gewöhnlichen Erholungsstunden. Damit sei man bisher auch durchgekommen, da es die Kna-

ben in dem Grundsatz bestärkt habe, daß wer nicht arbeite, nicht genießen könne.

Nach ihm sprach ein Geistlicher, der sich in religiöser Hinsicht so frei äußerte, daß er selbst es immer für nöthig achtete, zu erklären, wie er den Beistand Gottes und das Walten der Vorsehung keines Weges ausschließe. Er war ein großer, blonder Mann, stark und von lebhaften, energischen Bewegungen. Er nahm die Sache ganz humanistisch. Einem Menschen Wohlthaten erzeigen, sagte er, heißt ihn demüthigen. „Wenn wir noch zwanzig Jahre leben, hoffe ich, daß wir keiner Wohlthätigkeitsanstalten mehr bedürfen werden. Sie sind eine Schande für eine Nation wie die unsere. Bis wir aber eine Schulreform nach den ausgedehntesten Ansprüchen sittlicher Cultur durchgesetzt haben werden, die den Menschen dahin erzieht, sich durch Association der Wohlthätigkeitsanstalten zu entledigen, bis dahin müssen diese in immer weiterm Kreise wirken.“ Es müsse also nicht nur die Zahl der Ragged Schools vermehrt, sondern überhaupt für die Beschäftigung der heranwachsenden Knaben und Mädchen gesorgt werden, um sie vor Verbrechen aus Noth zu bewahren. Für Mädchen würde sich, nach seiner Ansicht, vielfach durch die Er-

richtung von Kleinkinderbewahranstalten und öffentlichen Waschhäusern in allen Stadtvierteln sorgen lassen. Sie würden dabei Etwas für sie Nützlichcs lernen, ihren Unterhalt gewinnen, indem sie zur Erleichterung<sup>o</sup> der Arbeiterklassen beitragen, und körperlich nicht so ruinirt werden, als in den Diensten bei Handwerkern, in denen fünfzehnjährigen Mädchen die Arbeit für das ganze Haus auferlegt zu werden pflegte.

Nach diesem Geistlichen nahm ein Lord, der das beste, wohlwollendste Gesicht von der Welt hatte, den Präsidentenstuhl ein. Er setzte auseinander, was die englischen Gefängnisse jährlich kosten, auf wie hoch der Betrag des gestohlenen Gutes, auf wie hoch sich der Betrag der Armentaxe belaufe. Es waren zusammen, wenn ich recht verstanden habe, zwölf Millionen Pfund, wovon zwei auf die Gefängnisse, drei auf den Diebstahl und sieben auf die Armentaxe kamen. Danach gab er zu bedenken, was man mit solchen Summen leisten könne, wenn sie zu dem einzig Vernünftigen, dem Schutz vor Verwilderung und Verarmung angewendet würden, aus denen die Verbrechen zu entstehen pflegten. Es sei unglaublich, mit wie geringen Mitteln man Gutes zu fördern im Stande sei. Er erinnere

sich noch sehr wohl eines Abends, an dem er, mit Kapitan Holland durch die Straßen gehend, die elenden Häuser gesehen habe, in denen sich Schlafstellen für alle Geschlechter und Alter zu befinden pflegten, und in denen nicht im Geringssten für Sittlichkeit und Selbstachtung der dort Obdach Suchenden gesorgt worden wäre. An jenem Abende sei er mit Kapitan Holland übereingekommen, ein Modellogirhaus in Westminster zu errichten. Sie hätten es aus eigenen Mitteln unternommen und den besten Erfolg davon getragen. Denn nicht nur, daß die Armen in dem einen Logirhause billiger wohnten, daß er und Kapitan Holland die vollen Zinsen ihres Capitals herauszögen, sondern alle Logirhäuser in dem Districte, wären — was nachgewiesen werden könne — von den Hauseigenthümern menschenwürdiger eingerichtet worden. Die Concurrenz habe das zu Wege gebracht. Weit davon entfernt, schon jetzt von allen Menschen die wahre Menschenliebe zu fordern, verlange er von den Selbstsüchtigen den Verstand, mit dem der Geizigste, wo es nothwendig sei, sein Eigenthum durch Deiche vor dem Einbrechen der Fluthen zu schützen strebe. Er verlange von den Menschen den Verstand der Selbsthülfe. Das bisherige



Elend bestehen lassen, heiße Diebe, Verbrecher, Seuchen und Revolutionen erzeugen. Die erste französische Revolution sei eine so fürchtbare gewesen, weil kein Band der Vermittlung, der fördernden Gegenseitigkeit zwischen den verschiedenen Ständen vorhanden gewesen sei. Wolle man die Welt vor ähnlichen Revolutionen bewahren, so müßten die Besizenden sich mit den Nichtbesizenden für das Wohl der Letztern, zum Besten der Erstern associiren. Und solch vernünftige Association zu fördern, sei die Aufgabe dieser Zeit und jedes gutdenkenden Menschen.

Es war erhebend und erfreulich, diese Grundsätze, die man sonst so häufig von den Lippen der Armen als Drohung gegen die Reichen aussprechen hört, hier aus dem Munde der Letzteren zu vernehmen, und ich bin sehr befriedigt nach Hause gefahren, als man anfang die jährlichen Rechnungen und die Arbeiten der Böglinge vorzulesen.



Den 27. Juni.

Zu den schönen Sitten der englischen Gastlichkeit gehört es, wie ich Dir vielleicht schon erzählt, dem Fremden, dem man wohl will, mit

einem Besuche zuvorzukommen und ihn in sein Haus einzuladen. Das ist mir in diesen Tagen wieder von zwei Damen begegnet; die ich am dritten Orte kennen gelernt habe. Es liegt eine so schöne Natürlichkeit, etwas so Menschliches darin, und ich kann es überhaupt nicht genug ausdrücken, wie bequem mir die englischen Sitten erscheinen, obschon sich uns manche Formen derselben, gerade weil sie so feststehend sind wie Stereotypen, oft komisch darstellen.

Bis auf den heutigen Tag kann sich meine Wirthinn z. B. nicht darin finden, daß ich »wirkliche Ladies« in meiner Wohnung im zweiten Stock empfangen, in dem von Rechtswegen nur Schlafzimmer sein dürfen. Sie setzt alle Mittel der List und Ueberredung daran, daß ich für den Empfang der Leute, die sie für fashionabel hält, die leerstehenden Zimmer der ersten Etage benutze. Fortwährend haben wir folgenden Dialog gehabt: »Es wünscht Sie Lady oder Mrs. N. N. zu sprechen!« — »Bitten Sie sie herauf zu kommen!« — »Aber es ist eine wirkliche Lady!« — »Ich weiß wohl, das schadet Nichts!« -- Dann hat sie schweigend aber niedergeschlagen nachgegeben. Jetzt indessen hat sie ein neues Auskunftsmittel zur Wahrung des An-

standes und meiner Ehre erfunden. Sie führt die Damen in den Drawing Room und sagt mir dann, »sie hat schon Platz genommen, also?« — Damit hat sie mich denn auch heute zu ihrem Willen gezwungen, als Gräfinn Rossi mich besuchte, bei der ich vor einigen Tagen mit Herrn L. gewesen bin. Ich hatte sie nie, weder auf dem Theater, noch in der Gesellschaft gesehen, aber ein lebhaftes Interesse an ihr genommen, seit sie wieder die Bühne betreten, um ihren Kindern eine Zukunft zu sichern. Es war mehr noch die Frau, als die Künstlerin, die mich in ihr anzog. Sich in einer Laufbahn wie die ihre, jung, schön und so angebetet von aller Welt, ein reines, unbeirrtes Leben zu erhalten, in der großen Welt sich ebenso sicher als auf den Brettern zu bewegen, und die errungene Ruhe wieder gegen die Deffentlichkeit zu vertauschen, ohne deshalb die Stellung in der Gesellschaft aufzuopfern, dazu muß eine Frau eine Charakterstärke und zugleich ein Gefühl des Mafes und des Schicklichen haben, die eben nicht gewöhnlich sind. Das wird ihr auch hier von allen Seiten anerkannt, und ich glaube, daß die Achtung vor der Frau eben so vielen Antheil hat an dem lebhaftesten Beifall, der sie stets begrüßen soll, als die

Freude an ihren Kunstleistungen. Sie ist noch immer eine sehr liebliche und auffallend jugendliche Erscheinung, etwas über Mittelgröße, mehr braun als blond, mit blauen Augen, die einen ungemein freundlichen und weiblichen Ausdruck haben.

Als die Gräfinn mich verlassen hatte und ich in mein Zimmer zurückkehrte, fand ich, zu meiner Verwunderung, einen großen, starken, blonden Mann, vor dem Kamine sitzend, mich erwarten. Er war mir ganz fremd, sobald er sich aber umwendete und erhob, sagte ich: »Sie sind Arnold Ruge!« und so war es auch. Die Portraits, die man von ihm hat, gleichen ihm unverkennbar. »Aber wie kommen Sie hierher in dies Zimmer?« — »Ihre Hausfrau hat mich hinaufgeschickt, mit dem Bemerken, daß ich Sie erwarten könne; und als ich fragte, wo Sie wären, habe ich die Antwort erhalten, es sei eine »große Lady bei Ihnen.« Wir lachten herzlich über diese Tyrannei der Wirthinn, die mir nur die zu Fuß anlangenden Besuche in meinem eigenen Zimmer und nach meiner Neigung zu empfangen erlaubt.

Ruge's äußere Erscheinung hat mich, trotz aller Bilder, die ich von ihm gesehen habe, überrascht, denn keines von allen giebt das typisch

Deutsche seines Wesens hinreichend wieder. So wie Kuge's Gestalt, habe ich mir die von Göthe gedacht, und es fiel mir die Schilderung ein, welche David Zeit der Rachel, nach seinem ersten Besuche bei Göthe, von demselben machte. Er sagt von ihm: »Alles zusammengenommen, kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein, nur kein Gelehrter und gewiß kein Virtuose.« — Ebenso möchte man von Kuge aussprechen: Alles zusammen genommen kann er ein Minister, ein Kriegsrath, ein Geheimrath, allenfalls ein Amtmann sein — aber nun und nimmermehr der blutdürstige Königsmörder, den seine Gegner gern in ihm erblicken möchten. Er sieht aus wie Jemand, dem das Denken, um der Arbeit des Denkens Willen, eine Freude, und dem die letzte Consequenz des Denkens also ein Genuß ist. Es ist ein Ausdruck von Gutmüthigkeit, von heiterm Scharfsinn, von Laune in seinem Wesen, die sogar durch den tiefsten Ernst seiner Unterhaltung durchblicken, selbst dann, wenn Heiterkeit und Scharfsinn zum Spott und zur Satyre übergehen. Unser Gespräch bewegte sich zum Theil darüber, daß nach meiner Meinung alle Männer von tiefer Gelehrsamkeit, so wie Kuge selbst, sich nicht genug von der Sprache

der Schule freigemacht haben, und deshalb also nie eine volle Wirksamkeit auf die Bildung des Volkes erlangen können. Er wollte das von sich nicht gelten lassen. Ich zeigte ihm in seiner geistreichen Broschüre, »die Religion unserer Zeit«, mehrere Stellen, die man nur durch Nachdenken zu verstehen im Stande ist, nicht weil der Gedanke zu schwer oder überraschend wäre, sondern weil Kuge denselben in Hegelscher Schulsprache ausgedrückt hat.

Man redet immer vom Theilen des Besizes mit den Dürftigen, und doch sind alle Gelehrten, sie mögen dieser Doctrin und der Lehre von der Gleichheit und Gleichberechtigung der Menschen noch so sehr anhängen, weit davon entfernt, ihr Wissen, ihre Einsicht, ehrlich mit allen Ständen theilen zu wollen. Es ist nicht zu begreifen, weshalb man die philosophischen Lehrsätze in mystische, unverständliche Formen hüllen muß, während sie nur dann Werth haben, Etwas ausrichten, Etwas schaffen können, wenn sie in klarster Einfachheit als Sentenzen ausgesprochen und durch leicht erklärliche Zwischensätze vermittelt werden. Warum schreibt Niemand von allen Pantheisten ein ehrlich verständliches Buch, das den Menschen klar macht: Gott ist die Natur — und

was gegen die Natur ist, ist gegen Gott? — Es ist kein Wunder, wenn das dogmatische Christenthum so siegreich dasteht der Philosophie gegenüber. Die Bibel kann man lesen, verstehen, und wo man sie nicht verstehen kann, wird sie Jedem von Jugend auf lang und breit nach der Weise erklärt, welche den christlichen Theologen die passendste erscheint. Die philosophischen Bücher kann aber kein Laie verstehen, und sie werden auch keinem Laien erklärt. Sie bleiben mit ihrem ganzen Gedankengehalte für den Unstudirten das Buch mit sieben Siegeln, aus dem sich allein einige privilegierte Gelehrte ihr Wissen holen, das sie vornehm für sich selbst behalten. Das ist aber eine schlechte, ungerechte Ausschließlichkeit, und ehe die Männer der Wissenschaft nicht das Wissen selbst zum Gemeingut machen, werden sie nie die Wohlthäter, die Führer des Volkes zu sein vermögen. — Ich war eifrig wie Einer, der für seine Rechte sacht, denn auch ich gehöre zu dem »Volke«, das sein Wissen nicht aus philosophischen Büchern schöpfen, das seine Erkenntniß nicht erweitern kann durch die Terminologie der Schulsprache. Was hilft es uns, daß Ihr uns solch ein Buch hinlegt? Es mag wie eine Bouillontafel den Extract der Lebens-

nahrung enthalten — aber wir sind Kinder, die diesen Extract nicht zu genießen, nicht aufzulösen wissen. Gebt uns Speise, die uns sättigt!

Kuge lachte, weil ich schalt, versprach aber bald wiederzukommen, und ich habe ihn herzlich gebeten, das zu thun.

Daß ich in diesen Tagen im Adelphi-Theater im Strand eine vortreffliche Posse gesehen, habe ich wohl noch nicht berichtet. Es war die erste englische Vorstellung, der ich beiwohnte.

Man gab zwei Stücke: the will of the Whiston Whisp (das Irrlicht), und danach eine Parodie des Ballettes Esmeralda, die in Knittelversen gesprochen, mit hübscher Scenerie und kleinen Balletintermezzos ausgestattet, im höchsten Grade belustigend war.

Das erste Stück, ein gewöhnliches Mährspiel, hatte eine Anekdote aus den Kämpfen der Engländer mit den Indianern zum Motive. Ein Major, zu den Zeiten Karl's des Ersten aus England verbannt und nach Amerika geflüchtet, wo er sich angesiedelt, hat dort, bei einem Ueberfall durch die Indianer, seine Tochter, ein kleines



fünfjähriges Mädchen, verloren. Nach achtzehn Jahren findet er sie in der Frau eines Häuptlings wieder, den er gefangen genommen und zum Tode verurtheilt hat. Sie führt den Namen Will of the Whiston Whisp. Was nun weiter daraus folgt, alle die Phrasen von »weiser Mann und Rothhaut« — »er ist mein Gatte!« — »sie ist meine Tochter!« kannst Du Dir als Consequenzen denken. Zuletzt rettet die Häuptlingsfrau ihrem Vater das Leben, indem sie einen Spion der englischen Regierung, der ihren Vater sucht, in einen Brunnen stößt, und seinen Gehülften erschießt. Aber nichts desto weniger läßt ihr Vater den Häuptling ebenfalls erschießen, und trotz aller schönen Redensarten von seiner Vaterliebe und von dem Glück, das ihr bei der Rückkehr in ihre sie liebende, civilisirte Familie erwarte, stirbt das uncivilisirte, treue Weib auf der Leiche des geliebten Mannes an gebrochenem Herzen. Danach umarmen der Major Großvater und eine Schwester der Häuptlingsfrau deren zurückbleibendes kleines Töchterchen, und stehen so gott ergeben verwundert vor der Leiche, wie die Civilisation oft dasteht, wenn sie geglaubt hat, mit der primitiven Wahrheit könne man eher solche Gefühlspielereien und Herzenskunststücke vornehmen,

als mit der zähen, abgestumpften Schwachherzigkeit. Es ist wie mit Kindern und mit Dienstboten, die nie aussprechen können: »ich habe das zerbrochen« — sondern: »es ist zerbrochen!« Sie wälzen damit die Schuld der Vernichtung von sich auf den vernichteten Gegenstand.

Man spielte theilweise gut, theilweise schlecht. Das Ganze war nicht bedeutend. Nun aber kam Esmeralda, und damit eine solche Fülle von Humor, daß der Ernsthafteste ihm nicht widerstehen konnte. Eine Miß Woolgar, die in goldener Rittertracht, den weißbefiederten Helm auf dem blonden Lockenkopfe, die reiche Schärpe um den schlanken Leib, ganz reizend aussah, spielte den Phöbus und kopirte auf das Ergößlichste die Blasfirtheit der jungen Gardeoffiziere. Wenn Esmeralda ihn, nachdem er sie befreit hat aus den Händen des Claude Frollo, um seinen Namen fragt, so antwortet Phöbus:

Phoebus — from one of those  
 Infernal languages that no one knows:  
 Hebrew, or Dutch, or Greek; but my godfather  
 Was one Apollo, an archer, handsom rather.  
 I am an archer too; like his, my trade is  
 To shoot the gentlemen and charm the ladies.

Und wenn er dann später sie Nachts in ihrem

Zimmer besucht, und sie von seiner Lebensweise unterrichtet sein will und fragt:

How You would cut a throat I can't divine —  
entgegnet er ihr:

We don't cut throats — we leave that to the Line.  
I'm in the Guards: you can conceive, my beauty,  
The murd'rous nature of our marching duty.  
From the Tower to the Bank, e'en in a shower;  
And then back from the Bank unto the Tower.  
Sometimes to Windsor for six months we go;  
Sometimes to Winchester, wich is so slow.  
Compelled each night to face no end of balls;  
Besieged, if you have tin, by some shrewd mother;  
Blown up by ditto, if a younger brother;  
In rooms to wich the Punjaub's cool and nice,  
And where the chaperons eat all the ice.

Die Scenen, in denen die Zerstretheit von Phöbus der Fleur de Lys und ihrer Mutter seine Liebe für Esmeralda verräth, sind höchst ergötzlich. Eben so hat die englische gesunde Komik mit richtigem Empfinden alle Unnaturen und Uebertreibungen hervorgehoben und mit heiterer Satyre gegeißelt, die in dem Romane von Victor Hugo und in dem Ballet Esmeralda übereinander gehäuft sind.

Die Ziege, welche im Romane sowohl als im Ballet, eine abgeschmackte Erfindung ist, wird

hier von einem Manne im Eisbärenpelz gespielt und giebt — wie ein gelehrter Kanarienvogel — unzweifelhafte Zeichen von Verständniß. Sie buchstabirt selbstständig. Dabei passirt ihr denn das Unglück, daß sie statt des ihr ungewohnten Namens Phöbus immer das gewöhnlichere Wort »Omnibus« zusammensetzt, weil diese Wagen in der Volkssprache schlechtweg »Buß« genannt werden.

Ein Lokalmiß reihte sich an den andern. Wenn Claude Frolo z. B. an der Dachtraufe von Notre Dame hängend, nur durch sein Priestergewand in der Schweben erhalten, gewahrt wird, daß dieses Gewand zu schwach ist, ihn zu tragen, daß es zu reißen beginnt unter der Schwere seines, dadurch immer tiefer herabsinkenden Körpers, so ruft er:

These clothes can't last long: there's a tear!

und Phöbus, der entsetzensvoll neben ihm steht, und hinabsieht auf die Vorbereitungen zu Esmeralda's Hinrichtung, antwortet ihm:

You 've bought those rotten garments, I'm afraid  
From advertising tailors, ready made

Claude.

I did — I did — but stop this aggravation

And help me from my fearful situation.

Forget the past — save me! — I know You're kind.

Phoebus.

Save You? no, if I do, I'm — never mind.

Look down below: the troops have made a clearance  
For my poor Esmeralda's last appearance.

She owes all this to You.

(Claude fällt immer tiefer herab, man hört das  
schließende Reißen des Kleides.)

Your rent increases;

I'll give directions to pick up the pieces.

Damit läuft Phoebus hinaus, und Claude be-  
ginnt folgenden Monolog:

He's gone! Vain are my struggles and my calls;  
Why did I trust a pair of Moses' smalls\*).

(Man hört einen neuen Riß.)

Oh dear! they're going; I shall tumble through  
The biggest skylight of the Hotel Dieu.

Where are the fire escapes? Alack-a-day!

Like the police, they're never in the way.

Another tear! — oh this is dreadful rather;

Betwixt me and another world, I fear

There's but an inch of single kerseymere.

A thought — an inspiration — yes, t'will do it!

This paraplue shall be my parachute.

Damit spannt er seinen grün baumwollenen  
Regenschirm auf, den er beständig unter dem

\*) Moses ist das billigste Kleidermagazin.

Arme gehalten hat, und läßt sich in diesem, wie in einem Luftballon herab.

Je unnatürlicher und manjerirter die Romantik jenes, in anderm Betracht so schönen Romanes ist, um so belustigender wirkte diese Parodie. Falschen Pathos, falsche Poesie gegeißelt zu sehen, ist erfrischend wie Meereswind. Man athmet so gesund und frei dabei auf. Im Uebrigen ist das Stück nichts weniger als prüde. Es geht Shakespearisch verb darin zu, und auch das erste Stück war nicht spröde. Es kam darin ein Europäer vor, der, wie Cooper's Longue carabine, unter den Wilden zum Wilden geworden ist. Durch die Verwickelungen des Stückes wird er den Europäern ausgeliefert, soll als Spion gehängt werden, und findet gerade in dem Augenblicke seine Frau wieder, die ihm ihre funfzehn Kinder, darunter schon ältere Männer, vorführt. Er erinnert sich, deren nur zehn gehabt zu haben, und sucht sich diese heraus, während ihm Ketten und Klotz nachschleppen, an die man ihn gefesselt. Dabei waren denn die Witze nicht eben ängstlich für die Ohren von Frauen berechnet, und man kann sich den Schluß machen, daß im Volke Sinn für fecken, verben Wiß noch fortlebt, wenn schon die verfeinerte Form der Ge-

sittung ihn aus den Kreisen der Gebildeten verbannt hat.

Im Theater rief man Bisquit, Drangen, Sodawasser aus, und in den Zwischenakten knallten die Korke von allen Ecken empor. Ließ der Beginn des neuen Aktes auf sich warten, so machte das Publikum einen furchtbaren Lärm. Man schrie, pfiß, zischte. Deutsche Policisten würden ihr Wunder daran gehabt haben. Aber es starb Niemand von der etwas wilden Heiterkeit und das Haus blieb auch fest stehen — es hätte also keine eigentliche Noth.

---

## Zwölfte Sendung.

Vom 28. - bis 30. Juni.

---

Es war mir so viel von den Clubs erzählt worden, daß ich mir wirklich hohe Begriffe von der Pracht der Einrichtungen gemacht hatte, und doch haben diese meine Erwartungen übertroffen, als heute Graf d'A. mich und Miß J. in den Conservativ-Club führte.

Er ist in St. James-Street gelegen. Man zahlt für den Eintritt vierzig Pfund, das erste Jahr acht ein halb Pfund, und später sechs Pfund an jährlichen Beiträgen. Dafür wird man Mitbesitzer eines wahrhaft fürstlichen Palastes, in dem man vom frühen Morgen bis in die späte Nacht verweilen kann. Man bedarf thatsächlich nur



eines Schlafzimmers in der Nachbarschaft, um allen Lebensbedürfnissen zu genügen, und einige Clubs haben bereits angefangen, Häuser zu Schlafstuben, in der Nähe des betreffenden Clubs, zu miethen und einzurichten.

Der Conservativ-Club hat neun hundert Mitglieder. Der große Saal zu ebener Erde ist voll kleiner Tische und Lehnstühle, für diejenigen, die sich absondern wollen, hat aber auch Sophas und runde Tische für größere Partien. Die dort anwesenden Männer waren fast alle mit Zeitunglesen beschäftigt. Ein zweites Gemach, wie kein Schloß es geschmackvoller eingerichtet besitzt, und einige kleine Nebenzimmer, werden von den Clubmitgliedern als Empfangszimmer für Fremde benutzt, denn in den eigentlichen Clubstuben darf kein Fremder verweilen, sondern sie nur für einige Augenblicke betreten. Ebenso glänzend als die großen Säle ist die Bibliothek. Sie besitzt die kostbarsten Werke in Prachtausgaben, jedes Mitglied darf jährlich bis zu einem bestimmten Betrag Einkäufe verlangen, außerdem werden alle bedeutendern englischen und fremden Zeitungen gehalten, und den Mitgliedern, wenn sie es fordern, jedes neu erscheinende Werk aus den Reichbibliotheken besorgt. Für diesen Zweck

ist ein Register ausgelegt, in das Jeder die Bücher einschreibt, welche, und der Zeitpunkt, zu dem er sie zu haben wünscht. Hier in der Bibliothek befinden sich auch die Schreibtische. Papier, Couvertz, Lack in allen Farben, sogar Couvertz und Blätter mit schwarzen Rändern, für diejenigen, welche Trauer haben, fehlen nicht. Daneben steht ein Brieffasten, aus dem stündlich die Briefe zur Stadtpost befördert werden.

Der Speisesaal ist für kleine, einzelne Tische eingerichtet, von zwei bis zu zehn Personen etwa. Man ißt à la carte und soll es viel billiger haben als bei den großen Restaurants, obschon man einen Koch hält, der zweihundert Pfund jährliches Gehalt bekommt. Außer diesem Speisesaal ist noch ein zweiter vorhanden, in dem man Fremde, aber nur Männer bewirthen kann. Der Club hat zwei Billards, ein Zimmer für Raucher, das, wie die Rauchzimmer überhaupt, im obern Stock gelegen ist, damit die Nichtraucher von dem Tabackgeruche nicht belästigt werden. In der obern Etage sind auch die Badestuben, Wasch- und Ankleidezimmer, die jede erdenkliche Bequemlichkeit darbieten. — Die Küche wird durch eine Dampfmaschine, eine große, wirkliche Dampfmaschine, geheizt, welche eine Masse Verrichtun-

gen übernimmt. — Die Dienerschaft im Souter-  
rain hat Mahagoni-Tische und Saffiansessel. Es  
ist ein durchgehender Luxus, von dem ich in die-  
ser Weise keine Vorstellung gehabt habe.

Man erzählte uns, daß sich Anticlubgesell-  
schaften bildeten, weil die Familien behaupten,  
der Club mache den Söhnen jede einfache Lebens-  
weise zur Last, und die Männer fühlten sich un-  
glücklich in jeder Häuslichkeit, welche ihnen nicht  
den Comfort des Clubs zu bieten im Stande sei.  
Die Damen, in deren Gegenwart davon gespro-  
chen wurde, waren entschiedene Anticlubisten.  
Mir scheint aber aus den Clubs nur eine Lehre  
für die so leicht berechenbaren Vortheile der  
Association hervorzugehen, von der jede Familie  
ihren Haushalt besorgen lassen mußte. Ueberall  
stellt es sich heraus, daß man in Speisehäusern  
besser ist, als man es für denselben Preis im  
eigenen Hause haben könnte, und doch will  
der Speisewirth daraus einen Vortheil ziehen,  
den der Consument nicht theilt. Da ist es denn  
unerklärbar, warum die Mehrzahl der Frauen  
so heftig dagegen opponirt, wenn man ihnen  
von einer allgemeinen Haushaltung spricht, aus  
der die Einzelnen, nach ihrem jedesmaligen Be-  
dürfen sich versorgen lassen könnten. Wenn sie

nichts als eine Schüssel voll Kartoffeln kommen ließen, so würden die im Dampf gekochten der Association, zu denen man die besten Kartoffeln ausgesucht, deren Kochen eine verlässliche Aufsicht überwacht hätte, sicher den zu Hause gekochten vorzuziehen sein, welche zufällig gekauft, von einer anderweit beschäftigten Magd oder Hausfrau vernachlässigt, zweimal ausgewässert und dreimal hart auf den Tisch kommen, ehe sie einmal recht à point sind.

Grade die Frauen der Mittelstände, die immer über Hausarbeit, Hausnoth klagen, und die wirklich von der Last ihrer Arbeit um jedes geistige Interesse, um die ganze höhere Auffassung des Lebens gebracht werden, sind socialistischen Einrichtungen am meisten entgegen. Darin verräth sich das Bewußtsein ihrer Unbildung. Sie sind Nichts als Hausfrauen, also Nichts, absolut Nichts für den Mann, wenn die Plagen und Arbeiten ihnen abgenommen werden, deren Schwere sie ihm als Aequivalent entgegenstellen, für Alles, was er ihnen bietet, für Alles, was er an ihnen oft schmerzlich genug vermißt. Es ist also immer wieder die alte Nothwendigkeit: »Bildung der Frauen!« damit sie wünschen ein menschenwürdiges Dasein

zu führen, damit sie einsehen lernen, daß Association und Socialismus im Wesentlichen dasselbe sind, und daß man durch Associationen die größten Vortheile erlangen kann, ohne deshalb das Weib zum Gemeingut zu machen und die Familie aufzulösen. Mit der Mehrzahl der jetzigen Frauen möchte aber an Verbreitung der Associationen-Ideen wenigstens in Deutschland noch nicht zu denken sein; wenn man ihnen auch hundertmal bewiese, daß man keine Phalanstere gründen wolle, sondern daß Jeder ruhig in seinem Hause leben und nur für geringeres Geld und mit geringerer Mühe es besser haben solle, als zuvor.

Die Zahl der Clubs in London ist so groß, als ihre Art verschieden. In dem United service Club werden nur Offiziere, im Travellers Club solche Personen aufgenommen, die nachweislich eine bestimmte Anzahl Meilen auf Reisen zurückgelegt haben. Das Alles sind vornehme, aristokratische Institutionen; es giebt aber auch Clubs, die weniger exklusiv, weniger prächtig und also auch viel billiger sind, und unter diesen scheint, nach allem was ich höre, der Wittington Club in der City der verständigst organisirte zu sein. Ein Deutscher, Dr. B., der, seit elf Jahren in England lebend, jetzt Professor an der

Universität von Galloway ist, und augenblicklich hier anwesend, hat mir angeboten, mich dort hinzuführen. Der Whittingtonklub besteht aus Gewerbetreibenden, Kaufleuten, Advocaten, Aerzten u. s. w. Man zahlt jährlich nur zwei Guineen Beitrag, und kann für einen Schilling ein ausreichendes Mittagbrod haben. Die Frauen der Mitglieder, auch andere Frauen und Mädchen werden als Theilnehmer zugelassen. Ihr Jahresbeitrag besteht in einer halben Guinee. Sie genießen dabei innerhalb des Klubs alle Rechte der männlichen Mitglieder. Ein paar ältere Damen gehören mit zum Vorstand der Gesellschaft. Sie besteht seit zwanzig Jahren und hat, wie viele andere Klubs, eine eigene Wochenschrift. Man sagt mir, daß sowohl in diesen, als in die übrigen Klubs viele Personen eintreten, welche, außerhalb Londons lebend, doch zu häufigem Aufenthalte in der Hauptstadt genöthigt sind. Für diese ist die Theilnahme an einer solchen Anstalt eine Maßregel der Dekonomie.

In allen Klubs findet kein Ballottement statt. Der Name dessen, der einzutreten wünscht, hängt durch längere Zeit im großen Saale aus. Hat Jemand Einwendungen gegen ihn zu machen, so legt er sie versiegelt in eine für diesen Zweck aufgestellte Büchse, und das Comite entschei-

bet. Im Conservativklub genügt ein anonym für Klub auf Klubpapier geschriebener Protest gegen eine Person, mit Motivirung dieses Protestes, die Aufnahme eines Mitgliedes zu verhindern. Das ist fast wie ein Gericht der heiligen Behme.

Nach dem Besuch des Conservativklubs brachte ich den Abend in einer englischen Familie zu, in der man, gegen die Landes Sitte, zu Nacht speiste, d. h. nach dem Thee noch Wein und kalte Küche genoß. Dieses Abweichen von der Regel mag daher kommen, daß der Hausherr durch seine Geschäfte genöthigt wird, die Mittagsmahlzeit früher zu halten, als es sonst hier üblich. Den Hauptgegenstand der Unterhaltung machte die beendete Ministerkrisis. Daß Palmerston am Ruder geblieben, wird, wie man behauptet, im ganzen Lande als ein großes Glück angesehen. Auch die Flüchtlinge aller Nationen sollen es als solches betrachten. Man lobte der Reihe nach Palmerston, Russell und Peel, vor allem die verständige Uneigennützigkeit des Letztern, der es abgelehnt Premierminister zu werden, weil er sich doch nicht im Amte erhalten haben würde. Eben so unhaltbar sei aber auch ein Protektionisten-Ministerium unter Stanley oder gar ein Ministerium d'Israeli gewesen, und die »beun-

ruhigenden Meetings« würden nach all diesen Combinationen gleich ihren Anfang genommen haben. Die Hauptsache für ein Land bleibe zuletzt die Ruhe, welche allein die gleichmäßig fortschreitende Entwicklung und Vervollkommnung der innern Zustände möglich mache.

Unser Wirth war der erste Engländer, von dem ich es aussprechen hörte: die Revolution in Deutschland mußte scheitern, weil sie am Anfang den Thronen gegenüber nicht weit genug gegangen war, und dann weiter gehen wollte, als es vor den erhaltenen Thronen möglich war. — Aber wie kennen diese Engländer durch alle Stände, Kaufleute, Gelehrte, Künstler, ihre Gesetze und den gegenwärtigen Stand ihres Vaterlandes! Von mehreren Seiten machte man den Abend die interessantesten Berichte und Bemerkungen. So sagte Jemand von Cromwell: „Cromwell und Shakespear waren die beiden größten Geister Englands, in gewissem Sinne die Schöpfer seiner Größe. Aber wir werden Cromwell niemals eine Statue errichten. Der Republik eine Standarte erheben, sie also billigen, so lange wir die Monarchie als die beste Staatsform erkennen, wäre Unverstand und Inkonsequenz!“ — Ein



Anderer sagte: » Revolutionen können wir nicht haben, denn wir besitzen in der ganz freien Presse, in der Jury, und in dem legalen Mittel der Steuerverweigerung, die Macht, welche es der Regierung unmöglich werden läßt, uns zu Revolutionen zu zwingen.« Daß aber Steuerverweigerungen in Deutschland keines Weges für ein legales Mittel, sondern für offene Revolution angesehen werden, bedachte der Redner nicht. Er erzählte ebenso mit der größten Ruhe, daß das Volk den Lords, welche gegen die Reformbill gewesen, damals Steine in die Wagen geworfen, die Fenster eingeschmissen, und mit Aerten bewaffnet ihre Thüren zerschlagen habe, um sie von London und somit von den Sitzungen des Parlamentes forzutreiben. Daß wären »solche vorübergehende Emeuten« gewesen, die der innern Ruhe, dem Staate keine Gefahr bringen könnten.

Auch über den Stockhieb, den die Königin diese Woche erhalten hat, und der sie grade in's Gesicht getroffen, sprach man in einer Weise, von der man in Deutschland sich keine Vorstellung machen kann. Selbst die Art, in der sich die Zeitungen darüber äußern, ist auffallend. In einem vor mir liegenden Blatte heißt es: *Outrage has once more visited Queen Victoria in the*

shape of a sudden assault by a mad gentleman, who has haunted the west-end. Danger there seems to have been none; there was a blow, the Queen was struck on the head; but it was with a slander cane, and the crazy state of the man's mind reduces the matter to an accident like a casual encounter with a wild animal. Queen Victoria displayed her wonted self possession, and will be among the last to magnify the annoyance — one of the vexations incidental to the vocation of royalty, on account of its proeminent position. Such incidents have their compensation in the opportunity which they afford for drawing out some sterling qualities of the Queens character, and for making her see the esteem in which she is held by the public! \*) — Am Abend des Uten-

\*) Die Königin Viktoria ist ~~übermüde~~ beleidigt worden, durch den Anfall eines ~~wahnsinnigen~~ Gentleman, der häufig im Westende umherwanderte. Gefahr war nicht vorhanden. Sie erhielt einen Schlag mit einem leichten Rohr, der die Königin am Kopfe traf; und der unzurechnungsfähige Zustand des Thäters reduziert die Sache zu einem Ereigniß, wie die plötzliche Begegnung mit einem wilden Thiere. Die Königin Viktoria entfaltet ihre gewohnte Selbstherrschung und wird die Rechte sein, welche von der Betätigung ein Aufhebens macht. — Es ist dies eine von den

tates war die Königin in der Oper und ist mit lautem Jubel empfangen worden. Sie ist wirklich beliebt und respektirt, nach allen Aeußerungen, die man über sie machen hört. Es ist aber doch ein wunderbarlich Ding um so eine angebetete Königin, die enthusiastisch verehrt wird, gelegentlich einen Stockhieb hinnehmen muß, die halbe Welt beherrscht, und doch Zeit behält, für alle Leiden und Freuden der Kinderstube.

Nachher war an dem kleinen Theetisch noch viel die Rede von der Mischung der Racen und Stämme in England, und von deren Einfluß auf den Nationalcharakter. Es wurde viel Gescheutes darüber gesagt, was mir um so interessanter schien, als es in schroffem Gegensatze stand mit den Lehren von der christlich biblischen Schöpfung, bei der ein persönlicher Gott, nach eigener Ansicht, den Menschen mit guten oder bösen Anlagen geboren werden ließ und noch täglich geboren

---

Plagen, denen die Königswürde gerade um ihrer hervorragenden Stellung willen ausgesetzt ist. Solche Zufälle haben darin ihre Compensation, daß sie der Königin Gelegenheit geben, die erprobten Eigenschaften ihres Charakters zu zeigen, und sie die Achtung sehen zu lassen, in der sie bei dem Volke steht.

werden läßt. Es wird mir immer unfaßbarer, wie dieses Volk sein materielles, positives Wissen und seinen transcendentalen Glauben, wie es überhaupt Wissen und Glauben vereinigen kann. Aber es ist eine Thatsache, daß sie es thun. Es muß etwas Organisches sein in ihnen, denn nachahmen könnte man es ihnen niemals.

Den 29. Juni.

Nun war ich auch im Haymarkettheater. Drurylane ist während der Saison geschlossen, weil Macready krank ist. Außerdem soll der Geschmack an dem eigentlichen Drama, an der englischen Bühne im edlern Sinne, leider ganz erloschen sein. Shakespear kommt nur während der Wintermonate in Drurylane zur Darstellung. Eine andere kleinere Bühne, Sadlers Well Theater, auf der man sonst auch während der Sommermonate, wenn schon sehr unvollkommen, Shakespear's Werke aufzuführen pflegt, ist gerade jetzt durch einen Neubau unbenutzbar.

Es scheint mit der englischen Bühne nicht besser bestellt zu sein, als mit der unsern. Sie haben von ihren jüngern Dichtern mehrere schöne, poetische aber undarstellbare Dramen, mehr dra-

matische Gedichte, als Bühnenstücke. Für das Lustspiel rühmt man die Arbeiten von Tom Taylor, einem jungen geistreichen Advocaten, die in scharfer Satyre die Mängel und Lächerlichkeiten der Zeit geißeln, und durch die letzten Monate tägliche Wiederholungen erlebt haben sollen. Neben diesen haben die Poffen von Douglas Gerald viel Glück gemacht, indessen scheinen doch sehr viel Uebersetzungen aus dem Französischen, und Nachahmungen aus fremden Sprachen auf dem Repertoire zu sein, und das Ganze, obschon mir die Schauspieler viel natürlicher vorkommen, als die unsern, doch ziemlich im Argen zu liegen. Während der Saison nehmen die beiden italienischen Operngesellschaften, und jetzt die erwartete Ankunft der Rachel, die ganze Theilnahme des Publikums in Anspruch. — Als ein Zeichen des herrschenden Geschmacks mag es Dir gelten, daß neulich Miss Woolgar in der Esmeralda in Männertracht als Phöbus auftrat, und daß im Haymarkettheater, in einem recht einfältigen Lustspiel: „separated maintening,“ vier junge Damen als Männer verkleidet auf der Bühne erschienen, die eben nicht viel mehr thaten, als Pantalon und Ueberrock anhaben, wodurch ihre Gestalten hervorgehoben wurden.

Dies erste Lustspiel in Haymarket war eine

Eifersuchts- und Ehestandsgeschichte, die unserm Theater entnommen und dadurch noch verschlechtert ist, daß die Frau nicht nur eine, sondern vier Freundinnen in Männerkleider steckt, um den Mann mit diesen Pseudoliebhabern zu necken und zu strafen. Eine sehr gut spielende Kammerjungfer war die Hauptperson dabei.

Danach gab man ein Schauspiel von Webster, dem Besitzer des Theaters: »Non but the brave deserves the prize« — ein spanisches Costümstück, in dem alle Helden ziemlich lumpige Charaktere hatten, dafür denn aber desto größere Phrasen machten. Sie kamen mir vor wie die italienischen Bettler, die den Mantel gerade am pomphaftesten über die Schulter werfen, wenn sie kein Hemd darunter haben. Wo in dem Stück ein tüchtiges Empfinden oder Handeln fehlte, donnerte immer eine prachtvolle Phrase los. Die Kostüme, die Scenirung, die Zimmereinrichtung ließen Nichts zu wünschen übrig. Die Männer spielten aber in ihrer glänzenden Kleidung so schlecht, daß ich die Veteranen des Berliner Theaters zu sehen glaubte.

Den Schluß machte auch hier eine satyrische Posse, die Carrikatur der neuen, nach Shakespeare's Sturm gearbeiteten Oper: la tempesta.

von Scribe und Halevy. *The Tempest* ah! « as Shakespeare would have made it! war spottend auf dem Zettel zu lesen. Der Gedanke, ein Shakespeare'sches Drama in eine französische Oper verwandelt zu sehen, hat hier nämlich große Entrüstung erregt. Besonders aber, daß in einem Journale die Behauptung aufgestellt worden, Shakespeare selbst würde aus dem Sturm eine Oper gemacht haben, hätte er in unserer Zeit gelebt — was ich, beiläufig gesagt, selbst für sehr möglich halte. Es ist allerdings Etwas sonderbar Gewagtes, zu sagen: »wenn dieser oder jener Genius in einer andern Zeit, als in der seinen gelebt hätte, so würde er dies oder jenes gethan haben.« Er würde dann eben ein Anderer geworden, und für einen Geist wie Shakespeare vielleicht die Naivität einer Dichtung, wie der Sturm, zur Unmöglichkeit geworden sein. Indes haben sowohl der Sturm als der Sommernachts Traum ein Element in sich, daß sich den märchenhaften Motiven, welche man zu Operntexten noch immer gern verwendet, anschließt, und ich habe mir oft gedacht, daß diese phantastischen Schöpfungen Shakespeare's, wenn sie dargestellt werden sollen, eher die Begleitung durch Musik, als die Darstellung durch das gesprochene Wort er-

tragen könnten. Das gesprochene Wort ist zu realistisch dafür. Es ist für uns mit dem täglichen Leben, mit der Wirklichkeit zu eng verknüpft; während das im Gesange Vorgetragene uns schon durch die Musik von der Wirklichkeit abtrennt, und eben durch sie auch Seiten unseres Wesens wach gerufen werden, die nicht so leicht erklingen unter der Berührung durch das gesprochene Wort. Es ist nicht Zufall, daß die früheren Opern so oft Feenmärchen, Zauberstücke waren, sondern es liegt dieser Wahl eine richtige Erkenntniß zum Grunde.

Indeß davon ist eigentlich hier nicht die Rede, sondern von dem Widerwillen der Engländer, das Eigenthum ihres größten Dichters von fremder Hand antasten zu lassen, und das ist ein schönes, richtiges Empfinden. Aus diesem Sinne ist die Satyre hervorgegangen. Sie beginnt mit einem Vorspiel. Dem ersten Komiker der Bühne, der in gewöhnlicher Kleidung, mit Hut, Frack und Regenschirm dasteht, erscheint Shakespeare's Geist und befiehlt ihm, die seinem Genius angethane Beleidigung an den Fremden zu rächen. Es ist eine Beschwörungsscene, wie die im Hamlet, und sie wurde komisch, eben weil sie in dem Pathos des Hamlet gesprochen wurde. Da die



tempesta von Halevy auf dem Schiffe des neapolitanischen Fürsten anfängt, so beginnt die Parodie in gleicher Weise, und zwar mit allgemeinen Klageliedern über die Seefrankheit, von der die ganze Gesellschaft, vor Allem aber Ferdinando, befallen ist. Dieser Kronprinz von Neapel, auch wieder von einem Frauenzimmer dargestellt, trägt die Matrosenkleidung des Prinzen von Wales auf dem Winterhalter'schen bekannten Bilde; und singt, während er sich unter den Qualen der Seefrankheit windet, Loblieder auf die Seemannsfreuden. Man will darin eine Neckerei gegen den Prinzen Albert, den königlichen Gatten sehen, der Theilnehmer aller seemannischen Klubs und Feste ist, das Seefahren aber nicht vertragen kann.

Caliban, ein rother Republikaner, von einem guten Geiste in Fesseln geschlagen, läßt sich, während er Holz hauen und Stiefel putzen muß, in freiheitsathmenden Barrikadenliedern hören. Es war viel Laune, viel Ausgelassenheit in der Posse; mich beschäftigte aber nur die Schönheit und das Spiel einer Miß Horton, die den Ariel gab. Eine solche Gliederpracht habe ich im Leben nicht gesehen, und auch niemals schönere Bewegungen der Arme und Hände. Ihr wundervoller Körper

● erinnerte unablässig an die Venus von Milos. Dabei hätte ich so viel Laune, so viel Liebreiz, solch geistreiche Schalkheit eigentlich einer Engländerinn, und vollends solch hoher Gestalt, nicht zugetraut. Die Sprache klingt in Versen, wenn sie, wie von Miß Horton, gut gesprochen werden, ganz vortrefflich.

Eigen ist es, daß selbst der Titel des Textbuches satyrisch ist. Ich habe das schon neulich bei der Esmeralda gesehen. Heute hieß es: the enchanted Isle or „Raising the Wind“ on the most approved principles. A Drama — without the smallest claim to Legitimacy, Consistency, Probability, or anything else but absurdity; in which will be found much that is unaccountably coincident with Shakespeare's: „tempest.“

Während ich dies schreibe, sehe ich unablässig nach dem Himmel, der seit einigen Tagen trüb ist, und leicht das »schottische Fest« zu Wasser machen könnte, das übermorgen in der Villa des Lord Holland stattfinden soll. Das Fest stammt aus jenen Zeiten, in denen man die Schotten mit List und mit Gewalt nach London zu ziehen und an das Haus Hannover zu fesseln trachtete. Man errichtete damals diese Preiskämpfe für Bo-

genschützen, Sackpfeifer, Tänzer und Ringer. Mit der gänzlichen Vereinigung und innern Verschmelzung der beiden Königreiche hatte die Veranlassung zu diesen Festen aufgehört, und sie waren allmählig eingeschlafen, bis Prinz Albert sie wieder vor zwei Jahren in's Leben gerufen und sich zum Protector derselben erklärt hat. Man nimmt an, daß morgen ein paar hundert Schotten an den Spielen Theil nehmen werden. Die Eintrittspreise sind hoch, wie hier überall. Die Plätze auf den bedeckten Tribünen kosten für die beiden Tage eine Guinee, die auf dem offenen Felde, wo man auf Stühlen um den Kampfplatz sitzt und frei umhergehen kann, fünf Schillinge. Da aber die Bilkete nicht auf die Person gestellt sind, also an den beiden Tagen von verschiedenen Personen benutzt werden können, zweifle ich nicht, daß eine zahlreiche Menschenmasse sich dazu einstellen werde.

---

Sonntag, den 30. Juni.

Das Wetter scheint sich aufzuhellen und verspricht Gutes für Morgen. Auch heute am Vormittag war es bereits recht schön und der Weg durch Hydepark nach Chelsea gar anmuthig. Die

felernde Stille des Parks, die ruhig grasenden Heerden, das sanfte Rauschen der vom Winde leicht bewegten Bäume, hatten etwas so Zauberhaftes in der großen Stadt, daß ich mich auf halbem Wege auf einer Bank niederließ, es recht zu genießen.

Es giebt ein tief liegendes, schattiges Plätzchen bei Albertgate, wo eine kleine Quelle aus schlichter steinerner Fassung hervorrieselt; heimlicher, stiller als es heute dort gewesen, habe ich es lange nicht gehabt, und manche schöne einsam im Freien verlebte Stunde, zog aufdämmernd an meinem Gedächtnisse vorüber. Dabei begegnete es mir, daß mir eine Scenerie vor die Seele trat, die ich genau wieder erkannte, ohne zu wissen, in welchem Lande und in welcher Zeit meines Lebens ich sie gesehen hätte. Erst jetzt am Abende konnte ich es finden. Es war das Thal, welches man von der Terrasse in Findlater's Garten bei Dresden überblickt. Ueberraschungen, wie unsere Erinnerung sie uns bisweilen bereitet, gehören zu den merkwürdigsten Erscheinungen unseres Wesens. Es ist, als ob neben unserm bewußten Denken noch ein unwillkürlicher Denkproceß in uns vorginge, als ob die Kraft, die wir absichtlich in Bewegung setzen, auch andere Kräfte in uns zu freier

Thätigkeit anregte, und wir stehen erstaunt da, vor einer Macht in uns, deren Ausdehnung wir noch gar nicht kennen. Ich glaube immer fester, daß wir annähernd alle jene Eigenschaften besitzen, mit deren höchster Vollkommenheit wir als Ideal das Bild des persönlichen Gottes ausgeschmückt hatten. Es war das ein Act des Instinktes, wie die Schöpfung aller Bilder der Gottheit nach dem Ebenbilde des Menschen. Wir können sicherlich auch mit unserm Wollen weiter reichen, als unsere fünf Sinne es uns jetzt gestatten, denn wir werden oftmals durch Erscheinungen einer größern menschlichen Wirksamkeit, einer ausgedehnteren Tragkraft unserer Sinne, unseres Wollens überrascht, vor denen wir, wie vor einem Wunder, staunen. Ich stelle mir vor, daß die ganze Menschheit, in der Masse eben so stufenweise ihre Fähigkeiten entwickelt, als das einzelne Individuum in sich selbst. Wenn aber das Menschengeschlecht einst seiner Vollkommenheit näher sein wird, so werden alle die Erscheinungen, die wir jetzt bald als Unerklärlichkeiten anstaunen, bald als leere Visionen und Träume verspotten, bald mit einem mystischen Wunderglauben als göttliche Offenbarungen zu deuten streben, und keine Wunder und keine Räthsel

mehr sein. Es geht uns wie dem Kinde, das mit seinen Händen nicht zu fassen, auf seinen Füßen nicht zu gehen, mit seinem Munde nicht zu sprechen vermag. Nicht die Fähigkeit fehlt uns, sondern das Bewußtsein derselben und die Entwicklung zum Gebrauch.

Bei Albertgate endet der Park gegen Brompton hin, man hat Sloane-Street vor sich, wo man den Omnibus nach Chelsea erwarten muß. Brompton war, wie die ganze Gegend von Hyde-park, noch vor hundert Jahren, außerhalb London gelegen. Wenn man Oxfordstreet entlang geht, sieht man grade über von Edgware Row an dem Gehäuge des Parks einen kleinen Stein aufgerichtet, mit den Worten: »Here stood Tyburn gate 1829«, und an Tyburngate befand sich einst außerhalb der Stadt ein Hochgericht. Wo jetzt Apsley House und Parklane und alle die stolzen aristokratischen Wohnungen sich erheben, hatten die Londoner im Jahre 1642 Festungswerke errichtet gegen die heranrückende Armee Karl's des Ersten. Noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts standen hier Schenken und Wirthshäuser für die arbeitenden Klassen, und sowohl Brompton, als das noch südlicher, am Ufer der Themse gelegene Chelsea waren Dörfer, in denen die Vor-

nehmen Landhäuser besaßen und ihren Sommeraufenthalt machten.

Brompton ist schon ganz Stadt geworden, während in Chelsea wenigstens die schöne Straße Cheney Walk noch einen eigenthümlichen Charakter bewahrt hat, der ländlich anmuthig ist. Längs dem majestätischen Flusse zieht sich die breite chaussirte Straße hin. Eine Allee von alten Bäumen bietet einen schönen Spaziergang am Ufer, während die andere Seite der Straße durch eine Reihe von Häusern eingenommen wird, die in kleinen Gärten gelegen, von Bäumen halb verschattet, und oft hoch hinauf mit Epheu bewachsen, im Vergleich zur Stadt still und idyllisch erscheinen. Morgens, wenn die Themse so stolz im Sonnenlichte funkelt, und Abends im Mondschein, ist es einer der lieblichsten Punkte, die mir in Städten noch begegnet sind. Hier in Cheney Walk wohnt in einem stattlichen Hause Thomas Moor, der seit Monaten an das Krankenlager gefesselt, dem Tode entgegengehen soll. Die Ruhe, die Abgeschlossenheit machen den Stadttheil recht zum Aufenthalt eines Dichters geeignet. Auch Thomas Carlyle lebt in Chelsea, in einer Häuslichkeit, welche die friedensvollste, und edelste Einfachheit verschönt.

Er ist eine ziemlich hohe Gestalt, die sich aber gebückt trägt. Das Profil ist sehr edel, der Blick, den er häufig senkt, von überraschender Klarheit und Schärfe, wenn er ihn dann plötzlich erhebt, und gradezu leuchtend, sobald er lebhafter angeregt wird. Er spricht oft in einzelnen, abgebrochenen und in sich abgeschlossenen Sätzen, wie Menschen es pflegen, die gewohnt sind, eine lange Gedankenreihe schnell in sich zu verarbeiten, und in ein Resultat zusammen zu fassen. Wenn er aber tiefer in eine Unterhaltung eingeht, wie neulich einmal, als er von Cromwell, seinem Lieblingscharakter sprach, dann gewinnt seine Ausdrucksweise den größten Schwung. Seine Sprache wird dann schnell, und er widerlegt Behauptungen gegen seine Ueberzeugung mit einer scharfen, schneidenden Kürze, die durch ein satyrisches Lachen noch verstärkt wird. Im Ganzen liegt in seiner Erscheinung die Sorglosigkeit der Menschen, die nicht nöthig haben ihre Bedeutung geltend zu machen, und lange aufgehört haben, fremdes Urtheil und Ermessen in Betracht zu ziehen. Er ist unverkennbar ein Mann, der nur sich und seinen Ansichten lebt, im höchsten Grade selbstständig und unabhängig, und darum auch unbekümmert um die augenblicklichen Erfolge



seiner Arbeiten, wenn diese nur seiner eigenen Ueberzeugung genug thun. Von Carlyle's Aneignung in diesem Betrachte, habe ich aus den verschiedensten Quellen die großartigsten Züge gehört.

Er hat in diesem Jahre allmonatlich ein Pamphlet erscheinen lassen, die zusammen unter dem Namen der »Latter day Pamphlets« bekannt, vom Publikum mit dem größten Interesse aufgenommen sind, obschon die Oppositionspresse sich dagegen ausgesprochen haben soll. Ich habe deren nur drei gesehen, die Hefte für Mai, Juni und Juli. Sie enthalten »Stump Orator« — »Parlaments« — und Hudson's Statue.« Aus allen leuchtet eine unverkennbare Abneigung gegen die Volksherrschaft hervor, wie man sie in Frankreich und in den Revolutionen der letzten Jahre überhaupt, herzustellen gedachte, und er hat es nicht Fehl, daß ihm die absolute Herrschaft eines Genies, wie Cromwell, mit allen daraus hervorgehenden Mängeln, ein Segenschein, gegen die experimentirende Staatsverwaltung, zu der die neuorganisirte Republik in Frankreich sich genöthigt gesehen habe.

Als ich heute früh von Chelsea zurückkam, sprach ich noch bei einer Dame vor, von der ich

wußte, daß sie nicht kirchlich sei, und daß ich sie also zu Hause finden würde. - Was man von der Nothwendigkeit des Kirchenbesuches sagt, ist auch übertrieben, und ich kenne hier viele Personen, die ebensowenig kirchlich sind als wir. Noch aber sind mir wenig Engländer vorgekommen, von denen ich glaube, daß sie gegen ihre Ueberzeugung, nur um einer Anstandspflicht oder Sitte zu genügen, die Kirche besuchen. Man hat auch Mühe, es zu glauben, denn dem Engländer ist seine Ueberzeugung zu heilig dazu. Was mir die Masse dieses Volkes von allen Nationen, die ich kenne, zu unterscheiden scheint, ist eben der Ernst der Ueberzeugung und die daraus hervorgehende Entschlossenheit, Alles an die Durchführung dieser Ueberzeugung zu wagen. Ich sehe häufig die Oberflächlichkeit des gesellschaftlichen Lebens, das Flitterwesen und die Eitelkeit, die durch alle Institutionen der englischen Gesellschaft noch gesteigert werden, aber ebenso deutlich leuchten mir auch, bei Männern und Frauen, eine sittliche Tüchtigkeit und Ganzheit entgegen, die mir täglich achtungswürdiger erscheinen.

Die Dame, welche ich besuchte, wollte meine Freude, über die ausgezeichnete Stellung der Frauen in England, mehr für ein Compliment

als für meinen Ernst gelten lassen. Sie meinte, in England sei, namentlich in den höhern Ständen, das Leben allein auf die Bedürfnisse und die Bequemlichkeit des Mannes eingerichtet, dem zu Liebe man sogar die Vergnügungen einer Jahreszeit in die andere verlegt, und die Winterfreuden der Stadt in den Sommer versetzt habe. Im Frühjahr, wenn es gerade schön auf dem Lande sei, müsse die Engländerinn ihrem Manne in die Stadt folgen, weil die Parlementsitzungen beginnen. Im Herbst, wenn man zur Stadt möchte, um die langen Abende durch Theater oder Geselligkeit abzukürzen, müsse die Frau auf dem Lande bleiben, damit der Mann sich in den Jagdfreuden für die Mühe und Arbeit im Paramente entschädige. Durch diesen beständigen Wechsel des Aufenthaltes sei die Mutter genöthigt, die Söhne schon in zarter Jugend von sich zu entlassen und sie den öffentlichen Collegien anzuvertrauen; ja es entstehe daraus eine gewisse Bewegtheit und Rastlosigkeit des Lebens, die ihnen das Reisen und das Reiseleben viel leichter machten, als den Frauen aller übrigen Nationen.

Es war das erstemal, daß ich eine Engländerinn über englische Sitten und Zustände klagen hörte. Was aber das Wanderleben der englischen

Familien anbetrifft, so habe ich davon in diesen Tagen einen neuen Beweis erhalten. Ich besuchte eines Morgens Mrs. M., die neu verheirathet, von ihrem Honeymonth - Aufenthalte (Flitterwochen) auf dem Lande in die Stadt zurückgekehrt war, um noch ihren Antheil von den letzten Freuden der Saison zu haben. Sie sowohl als ihr Mann gehören den reichsten Familien Londons an, jenen Bank-Fürsten, die, wie die Rothschild's, die Welt beherrschen.

Als ich bei ihr anlangte, fand ich Mrs. M. in einem sehr eleganten Hause, von allen möglichen Luxus- und Kunstgegenständen umgeben, unter denen mir das Portrait einer auffallend schönen Frau die Frage abnöthigte, wen es darstelle. »Ich weiß es nicht!« antwortete Madame M., »ich möchte es aber selbst wissen.« — »So ist es also wohl einer Gallerie entnommen?« fragte ich. — »Nein! es wird eine Verwandte von dem Hausbesitzer sein!« — »Von dem Hausbesitzer? ist es denn nicht Ihr Haus?« — »Bewahre! wir haben es mit all seinen Möbeln und Geräthschaften für zwei Monate von einer Familie gemiethet, die auf den Continent gegangen ist. Nach zwei Monaten ist die Saison vorüber, und dann machen wir mit einer gut eingerichteten

Nacht, die uns ein Freund meines Mannes ebenfalls vermietet, weil er in Italien bleiben will, einen Kreuzzug an der Westküste Europas. Wir wollen Portugal und Spanien besuchen. Kommen wir dann zur nächsten Saison zurück, so ist es ja noch Zeit genug, eine eigene, feste Wohnung einzurichten.“

Mir war das eine Reihe von vollkommen fremden Vorstellungen. Daß reiche Leute, wie die Besitzer des Hauses es offenbar sein mußten, ihre Familienbilder, ihre Bibliothek, ihren Flügel, ihr sämtliches Haus- und Wirthschaftsgeräth, fremden Leuten zum Gebrauche überließen, hatte mir etwas das Gefühl Beleidigendes. Es war mir, als könnte ich es nicht ertragen, die Augen gleichgültiger Menschen auf den Bildern haften zu lassen, die mir Gegenstände verehrender Liebe sind, als würde ich ein Widerstreben empfinden, fremden Personen meine Bücher, diese Freunde einsamer Stunden, durchstöbern und die Zeichen von meiner Hand beurtheilen zu lassen. Eben so ungewohnt erschien mir die ganze, auf Ortswechsel, auf Reisen eingerichtete Existenz der jungen Eheleute. Und doch mußte ich zugeben, daß es einerseits vernünftig sei, eine theure Wohnung zu verwerthen, eine kostbar zu unterhaltende

Nacht zu vermiethen, wenn man sie nicht benutzt; wie ich auch anderseits zugeben muß, daß ein junges Ehepaar gut thue, seine Freiheit zu benutzen, ehe Kinder dieselbe beschränken. Es liegt sogar etwas Poetisches in der Leichtlebigkeit, mit der dieß Volk von Ort zu Ort, von Land zu Land wandert, frei und beweglich wie der Vogel in der Luft, und doch war und blieb mir diese hier allgemein übliche Lebensweise überraschend. Es mag wohl darin liegen, daß ich mir das Glück nur mit Ruhe vereint zu denken vermag. Gerade aber die Wanderlust der Engländer und ihr Talent, sich in den verschiedensten Verhältnissen eine behagliche Häuslichkeit zu gründen, würde ihnen sociale, auf Associationen gegründete Haushaltungen erträglicher machen, als sie es für den Deutschen im Allgemeinen sein dürften.

---

## Dreizehnte Sendung.

Vom 1. bis 3. Juli.

---

Den 2 Juli.

Das Fest in der Villa des Lord Holland ist vortrefflich ausgefallen, obschon, oder weil das Wetter an beiden Tagen kühl und der Himmel bedeckt gewesen ist.

Die Villa liegt noch über Kensington hinaus. Sie war im vorigen Jahrhundert, zu Zeiten des berühmten Lord Holland, der Sammelplatz aller politischen und literarischen Notabilitäten. — Der Eintritt in eine solche Villa ist, wenn man nicht die große Hauptallee hinaufgeht, wie der Eintritt in einen deutschen Mühlengarten. Verschlungenes Strauchwerk unter alten Bäumen, Rasen mit schmalen Fußpfaden, aus dem frische Feld=

blumen hervorsprossen und blühende Gräser sich im Lufthauch neigen. Aber diese zwanglose und doch nicht verwilderte Natur hat gerade so viel Reizendes. Wie in allen, so ist auch in dem Parke des Lord Holland das Terrain ein hügliges, was wesentlich zur Schönheit der Anlagen beiträgt und sie obenein für Feste geeignet macht, weil das hüglige Terrain sich leicht zu amphitheatralischer Benutzung hergiebt. Jetzt war nun leider der Rasen nach dem Sonnenbrande der vorigen Wochen dürr und gelb geworden, und also der Park nicht in seiner vollen Schönheit.

Auf einem sehr großen, baumlosen Platze hatte man drei bedeckte Estraden mit amphitheatralischen Sitzreihen für das Publikum der Guinee-Plätze errichtet. Eine kleinere war den Kampfrichtern und den fürstlichen Personen, zwei andere Brettergebäude außerhalb der, für die Spiele gezogenen Schranken, dem Büffet bestimmt. Militairmusik, der Instrumentalchor der Soldaten-Waisenkinder aus dem Waisenhaus von Chelsea und der Musikchor einer Schule für die Kinder armer Schotten, wechselten mit einander ab. Die ganze schottische Schule, über hundert Knaben, waren, in Nationaltracht gekleidet, anwesend. Ebenso eine schottische Mädchenschule, in der jedes



Mädchen einen Plaid als Shawl über der gewöhnlichen Kleidung trug.

Das Fest begann mit einem Bogenschießen auf verschiedene Distancen, zu dem auch Engländer und Irländer zugelassen wurden, so fern sie einer Schützengesellschaft angehörten und in deren Uniform erschienen. Man sah dabei viele geschmackvolle grüne Jagdröcke, gar keine Fracks. Jeder der Schützen hatte Lederkappen auf dem dritten und vierten Finger, und eine lederne, festgeschnallte Schiene um den linken Arm. Die Pfeile und Bogen waren hübsch aus blankem, hellbraunem Holze geschnitten. Unter den Theilnehmern am Schießen befanden sich drei junge Damen, die beständig von einem ältern, edel aussehenden Manne begleitet wurden, wenn die Schützen die Plätze wechselten. Man schoß bald mit dem Wind, bald gegen denselben, und es waren also zu beiden Seiten des Circus Scheiben aufgerichtet. Zwei der Damen trugen Amazonenröcke, natürlich ohne Schleppen, und Reithüte; die dritte ein weißes Kleid, einen Spencer von grünem Atlas und einen weiß seidenen, einfachen Hut.

Kein Engländer schien in dem freien Auftreten, in der Theilnahme der Frauen an dem Bo-

genschießen, etwas Auffälliges zu finden. Man nannte ihre Namen ohne alle weitere Bemerkung, wie man die Namen der Männer nannte, so weit man sie wußte. Die Frauen sind hier viel emancipirter, viel mehr in das öffentliche Leben und in das Leben der Männer aufgenommen, als bei uns. Das erleichtert ihnen in den Mittelständen den Erwerb, macht ihnen die künstlerischen Laufbahnen zugänglicher, und durch alle Klassen das Dasein angenehmer. Sie sind geachteter, je selbstständiger sie sind, und das durchaus ehrbare und rücksichtsvolle Benehmen der Männer, schützt sie im öffentlichen Verkehre überall. Wie »sonderbar« haben die Leute es gefunden, daß ich im vorigen Jahre aus Langeweile und aus Lust an Uebung des Auges und der Kraft, ein paar mal in Pyrmont auf dem ganz einsamen Schießplatze geschossen habe! — Hier treten Damen als Schützen bei öffentlichen Festen auf, und es sind eigens Preise, Armbänder, Broschen und derlei Dinge für sie vorbereitet. So weit ich aber die Scheiben übersehen konnte, schoß man im Allgemeinen nicht besonders, woran der ziemlich starke Wind Schuld haben mochte.

Mehr noch als das Bogenschießen interessirte mich die schottische Tracht, die im freien Felde

sehr malerisch aussieht. Es mögen doch an hundert Männer der wohlhabendsten Stände in derselben dem Feste beigewohnt haben. Da ein Preis für die genaueste und schönste Kleidung ausgesetzt ist, hatte man natürlich großen Luxus darauf verwendet und viel Geschmack dabei entfaltet. Eine der edelsten Erscheinungen war der alte schöne Lord von Braidalbain, dessen Bild in schottischer Nationaltracht, ich schon in der Ausstellung bewundert hatte.

Wie viele Deutsche oder Franzosen würden es wohl ertragen, in kühlem Wetter, und es war recht kühl, so leicht bekleidet von zwölf Uhr Mittags bis sieben Uhr Abends im Freien zu verweilen. Erst hier lernt man das weichliche, stubenhockende Leben der Männer, und namentlich der Norddeutschen, recht beklagen. In all den letzten Frühlingswochen am Rhein haben wir doch nicht einmal ein Spiel im Freien, nicht eine gymnastische Uebung von jungen Männern ausführen gesehen. Selbst die Studenten fuhren in Karossen ausgestreckt spazieren, um dann irgendwo bei den Bier- und Weinflaschen sich aufs Neue nieder zu lassen. Nimmt man dagegen hier die Cricket-Partien, die Wettruderfahrten, in Frankreich die täglichen Tänze der Jugend, so ist

es kein Wunder, wenn die Deutschen in Körperentwicklung den andern Nationen nachstehen müssen. Ich bin überzeugt, daß auch bei diesem schottischen Feste, wieder Edelleute, Bürger und Handwerker gemeinsame Sache gemacht haben werden. Die Illustrated News, eine Londoner Wochenschrift, die über alle Vorkommenheiten des geselligen Lebens Berichte bringt, wird sicher auch darüber eine Auskunft enthalten.

Um zu den Wettkämpfen, mit Ausnahme des vorhin erwähnten Bogenschießens, zugelassen zu werden, mußte man in der schottischen Tracht erscheinen. Diese besteht aus einem kurzen, faltigen, bis nahe an die Knie reichenden Rocke von Tartan, mit einer kleinen Schürze von gleicher Farbe. Beide, so wie der Plaid, der große Ueberwurf, von den Farben des Klans. Ueber der Schürze hängt an engem Gurt vorn die silberverzierte Tasche herab, von langen Ziegenhaarfrangen, wie von einer wallenden Rossmähne reich umgeben. Eine kurze Jacke mit Schößen, bedeckt über dem kurzen Weiberrock den Oberkörper. Sie hat bei den Reichen, offenbar aus den Zeiten des Prätendenten, den Charakter der damaligen französischen Hoftracht angenommen, die offenen Ärmel mit breiten Aufschlägen, aus

denen das Hemd mit weißen Handpuffen hervor-  
sieht, und die Besehung mit silbernen und gol-  
denen Eizen. Die Pistolen stecken im Gürtel,  
Pulverhorn und Patronentasche hängen gekreuzt  
über den Schultern, ein Degen mit reich verzier-  
tem Gefäß am Riemen von der Hüfte herab.  
Es waren nicht Pallasche auch nicht Fleurett's,  
sondern schwertartige Waffen, lange, gerade Sä-  
bel, die sehr gut aussahen und sich hübsch tragen  
ließen. Die karrirten Strümpfe waren mit  
langen, gleichfarbigen Bändern unter der Wade  
des ganz nackten Beines festgebunden, die Füße  
mit Schnallenschuhen bekleidet. Im rechten  
Strumpfe steckt ein reich verziertes Messer. Eine  
kleine Mütze mit einer Kokarde oder mit einer  
aufrecht stehenden Vogelfeder geziert, bedeckte den  
Kopf, und über das Alles hin, war der prächtige  
Plaid über die Schulter gelegt, dessen lange  
Frangen im Winde flatterten. Wie schön diese  
Tracht im ruhigen Stehen, im Liegen, im lang-  
samen Einerschreiten, und vor allem in lebhaf-  
ter Bewegung aussieht, ist nicht zu sagen. Sie  
gestattet obenein die größte Verschiedenheit in der  
Zusammensetzung, so daß sie sich ungemein be-  
quem, zugleich frei und prächtig, leicht und wür-  
dig darstellt. Es war ein wirklicher Augentrost

für unsere armen, durch Frack und Farblosigkeit so vielfach beleidigten Augen. Den Plaid aber, den ich schon immer gern gesehen, wenn Engländer sich seiner auf Reisen bedienten, habe ich hier bewundern lernen. Da alle Teilnehmer des Festes an Jagden und an das Leben im Freien gewöhnt sein mochten, so legten sie sich — nicht zu schaustellerischer Parade, sondern aus Gewohnheit — auf dem Rasen nieder, sobald sie nicht persönlich bei den Spielen sich bethätigten. Augenblicklich diente dann der Plaid zum Lagertuch für die malerischsten Gruppen. Später, als einzelne Männer sich zu den Kämpfen entkleideten, wickelten sie sich in den Plaid, wie in einen Mantel ein, und hatten ihn bald darauf wieder mit Leichtigkeit über die Schultern geworfen, von denen er in natürlichen und darum grade so schönen Falten herabfloß. Einem Maler hätte das ganze Fest die unschätzbaren Motive liefern müssen.

Nach dem Scheibenschießen folgte der alte, schottische Schwerttanz. Man hatte dafür eine Estrade errichtet. Er wird immer nur von einem Manne, zwischen zwei auf der Erde gekreuzt daliegenden Schwertern, nach einer unschönen Melodie der Sackpfeife getanzt, deren Rhythmus

und Zusammenhang ich kaum herauszufinden vermochte. Es ist das ein Tanz, der seine Gefahren hat, denn die Schwerter sind haarscharf geschliffen, und so gelegt, daß sie bei der leisesten Berührung aufwippen müssen, und dann natürlich auch verwunden. In den Bewegungen nähert der Schwerttanz sich entschieden der Tarantella, und mehr oder minder den zur Pantomime neigenden, vielgestaltig bewegten Tänzen der warmblütigen Völker. Den unplastischsten aller Tänze, den Walzer, haben die Germanen erfunden, und in sich als Nationaltanz ausgebildet. Er ist das Symbol, der sich zum Vergnügen abäschern- den Philisterhaftigkeit. Er bringt nichts zur Gestaltung als den vollendeten Besitz, ist also ohne Interesse, während in dem Suchen und Finden, in dem Streben und Erringen, der Reiz aller andern Nationaltänze liegt und ihre Plastik.

Nach dem Schwerttanze begann ein Werfen mit der Keule. Diese Keule war so schwer, daß manche, ganz kräftig aussehende Männer sie gar nicht, oder doch nur mit Noth aufzuheben vermochten. Es waren etwa zwölf Bewerber um den Preis aufgetreten. Sie legten Jacken, Gürtel, Tasche und Waffen von sich,

banden die Strumpfbänder ab und zogen die Schuhe aus, so daß sie Nichts anbehielten, als das Hemd, die Strümpfe und den kurzen Kilt. Dann nahmen sie die Keule, hoben sie mit gleichmäßig ausgestreckten Armen ein paar mal in die Höhe, wie um sich in Schwung zu bringen, drehten sich danach mehrmals in raschem Sprunge um sich selbst herum, und schleuderten in diesem Sprunge die hoch gehobene und dabei geschwungene Keule an das, vielleicht vierzig, funfzig Schritt entfernte Ziel. Es muß die ungewöhnlichste Körperkraft dazu gehören. Einige der Männer fielen zur Erde nieder, nachdem sie den Wurf gethan. Andere konnten den Wurf nicht zu Stande bringen. Vielen gelang es mehr oder minder, und ein schöner Schotte mit rothem Haar und Bart, von wahrhaft herkulischer Gliederpracht, leistete das Unglaublichste darin.

Danach folgte der schottische Reel, von vier Männern getanz, die ihre Sprünge, Wendungen, Verschlingungen, mit lautem Zujuchzen, Fingerschnalzen und Händeklatschen begleiteten, was im Vereine mit den schnarrenden, pfeifenden, schrillenden Tönen der Sackpfeife eine wahre Höllenmusik, das wildeste Durcheinander bildete. Auch unter diesen Tänzern befanden sich Gent-



lemen, junge Männer aus den angesehensten Familien. —

Später gab es einen Wettlauf von einer englischen Meile, an dem gestern sechs, heute drei junge Männer Theil genommen haben. An beiden Tagen liefen einige der jungen Leute mit nackten Füßen, und diese trugen immer den Sieg über die beschuhten Läufer davon. — Es wurden dann noch Wettkämpfe auf der Sackpfeife veranstaltet; dann wieder das Heben und Werfen eines gewaltigen Hebebalkens, der unten zugespitzt, mit dieser Spitze auf die Erde gestellt, ganz unten angefaßt, gehoben, ein Ende senkrecht getragen, und dann nach einem Ziele fortgeschleudert wurde. Der gigantische Rothbart trug auch in dieser Probe den Sieg davon.

Da, wie schon gesagt, auch für die correcteste Kleidung ein Preis ausgesetzt war, marschirten alle Theilnehmer in einer Parade an dem Zelt der Königin vorüber, in dem sich auch die Ne-paulesischen Prinzen befanden. Es wollte aber mit dem »Links um, Rechts um« gar nicht gehen, obschon einige Offiziere unter den Theilnehmern waren, die sich alle Mühe damit gaben, Ordnung zu erhalten. Man konnte diese Offiziere an den Epauletts und silbernen Schärpen erkennen, die

sie auf dem schottischen Costüme trügen. Die Parade wurde zu einem wahren Schlangenlauf, das Exercitium wirklich wie das von Kummelpuffs Soldaten. Endlich ging man laut lachend auseinander. Sie mußten alle besser mit der freien Gymnastik, als mit dem geregelten Exercitium Bescheid.

Die Parade hatte aber den Vortheil, daß man die schönen Gestalten, die charakteristischen Physiognomien, die herrlichen Kleidungen recht in Ruhe betrachten konnte. Es waren Männer darunter, wie die idealsten Gestalten der Walter Scott'schen Dichtungen. Ein Vater hatte drei Söhne mit sich, von zwanzig bis acht Jahren. Aus einem andern Stamme nahmen ein Greis, ein Mann, zwei schöne Jünglinge und ein wundervoll kräftiger Knabe an dem Feste Theil. Die zusammengehörenden Familienglieder waren dann immer gleich gekleidet. Und hier bei dem Feste trat es wieder so deutlich hervor, wie ebenbürtig die Engländer ihre Kinder behandeln. Jeder Erwachsene schüttelte mit den Knaben eben so formvoll und freundlich die Hand als mit den Männern, und die Knaben erwiderten das nicht kindisch schüchtern wie bei uns, sondern mit gleichberechtigtem, männlichem Freimuth. Das

klingt präzis, wenn man es schreibt — und war doch so unverkennbar und so schön, wenn man es ansah.

Ich war gestern von zwei bis fünf Uhr in der Villa und heute von drei bis vier Uhr, habe also an beiden Tagen weder Anfang noch Ende gesehen. Es scheint mir jedoch nach dem Programm, als hätte ich Nichts damit versäumt. Einer der schönsten Augenblicke war der, in dem die Reulenwerfer in die Schranken traten, und die Musik dazu das Lied der schottischen Cavaliere spielte, das bekannte: Young Charley is my Darling! Ueberhaupt habe ich prächtige Melodien gehört, und es ist mir auch mit diesem Feste, wieder eine Episode der Vergangenheit illustriert vor Augen geführt, wieder ein Stück Geschichte lebendig geworden.

So wie in der vorigen Woche die Frage um das Fortbestehen des Ministeriums Palmerston, so ist jetzt Sir Robert Peel's tödtlicher Sturz mit dem Pferde, und die Frage, ob er am Leben bleiben werde, der Gegenstand der allgemeinen Theilnahme. Er begegnete im Park zwei reiten-

den Damen, die wie immer einen Jockei mit sich hatten. Peel ritt an sie heran, das Pferd des Reitknechtes wurde unruhig, Peel's Pferd erschraf davor, wurde scheu und ging mit ihm durch. Er hielt sich lange mit großer Kraft im Sattel, bis das Thier, eine leise Senkung des Terrains hinunter laufend, ihn über den Kopf hinabgleiten machte. Er aber ließ auch jetzt noch die Zügel nicht los, und riß damit das Pferd zu Boden, dessen ganze, schwere Wucht auf ihn herabfiel. Er hat das Schlüsselbein gebrochen, und soll auch im Kopfe eine schwere Verletzung erlitten haben. So erzählten der Bischof von E. und ein Kapitän S. bei einer Dame, die ich am Abend einen Augenblick besuchte. Sir Robert Peel's möglicher Tod wird als ein unerseßlicher Verlust betrachtet. Man sagt, er allein sei es gewesen, der die Partei der Tories unschädlich gemacht, sie niedergehalten habe, indem er sie für den freetrade gewonnen. Außerdem sei Peel der Einzige, der ein mögliches, wenn auch nicht lange bestehendes Ministerium zu bilden fähig gewesen wäre, wenn neue Combinationen Palmerston abzutreten zwingen sollten.

Gestern haben Professor B. und K. bei mir Mittag gegessen, wobei Professor B. uns nicht

genüg Trauriges über die Zustände in Irland erzählen konnte. Sie müssen um so unverantwortlicher sein, als das Volk ein geistig höchst begabtes ist. Abends gingen wir in den Straßen spazieren, aßen Eis bei Bery, dem einzigen Restaurant, bei dem auch Damen zu speisen pflegen, und dann kaufte ich wieder einige »neue Lieder«. Eines darunter: »free trade«, war nicht schlecht, die übrigen aber fade, leer, und ohne das englische oder humoristische Element, die solchen Volksliedern oft eigen zu sein pflegten.

Eigentlich hatte ich Abends mit einer befreundeten Familie einer Vorlesung in der united Service Institution bewohnen sollen. Es war mir aber nach dem Feste in der Villa zu ermüdend und ich hätte auch nicht viel davon verstanden, nicht viel Vergnügen davon gehabt. Es handelte sich darum, ob für Dampfschiffe paddle wheels (die jetzt üblichen Räder) oder die Archimedische Schraube vortheilhafter sei. Man hat entschieden, daß Postschiffe der Schnelligkeit wegen Räder, Passagierschiffe der größern Sicherheit wegen, die Schraube benutzen sollten. — Hätten sie darüber gelesen, wie man Dampfschiffe bauen müsse, die Seefrankheit zu vermeiden, ich wäre der eifrigste Zuhörer gewesen. •

Auch in den Whittington Klub sollte ich gehen, in dem Professor B. mich angemeldet. Man hatte die Güte gehabt, mir zu schreiben, daß von sechs bis acht Uhr Abends der Secretair des Klubs mich erwarten wolle, mir das Institut zu zeigen; aber wenn der heilige Geist und alle himmlischen Heerschaaren meiner gewartet hätten, ich hätte nicht die Meile nach der City fahren mögen. Es ist manchmal recht ermüdend, dies Leben von London. Dabei ist Alles so interessant, daß man sich es nicht versagen mag; und so denke ich denn Freitag, wenn ich ohnehin in die City fahre, den Temple zu sehen, auch den Whittingtonklub zu besuchen.

Morgen soll ich in den zoologischen Garten, Donnerstag nach Hampton Court — Freitag in den Temple — Sonnabend zu einem Diner auf's Land. Für dies Alles wäre schönes Wetter nöthig und der Himmel ist grau, die Luft kühl. Man kommt sich bei dieser Reihenfolge von Vergnügungsplänen, wirklich wie die »Lustigen von Weimar« vor, deren Freudencyklus Göthe mit dem heitern: »Donnerstag nach Belvedere, Freitag geht's nach Jena fort« besingt, und oft genug wiederhole ich mir lachend des alten Herren scherzendes:

Und es schlingt ununterbrochen  
 Immer sich der Freudenkreis  
 Durch die zwei und fünfzig Wochen,  
 Wenn man's recht zu führen weiß.

Schade nur, daß mir nicht zwei und fünfzig Wochen, sondern nur einige Monate für den Aufenthalt in diesem Insellande zugemessen sind.

Den 3. Juli.

Gestern Abend ist Sir Robert Peel gestorben. Wir erfuhren es, als wir heute eine Fahrt mit dem Dampfer auf der Themse machten, was zu meinen Freuden in London gehört.

Peel's Tod erregt die größte Theilnahme. Der Zubrang der Nachfragenden während seines Krankenlagers war so groß, daß man die Gitter des Hofes schließen, und außerhalb desselben Constabler mit dem Bulletin aufstellen mußte. Indes auch das reichte noch nicht hin, man postirte noch andere Constabler in Whitehall Gardens, eine Straße von der Wohnung entfernt, wo sie die, von zwei zu zwei Stunden erscheinenden Bulletins laut verlesen und den Theilnehmenden Auskunft geben mußten, damit die Ruhe in der Nähe

des Kranken nicht gestört würde. Er ist fast bis zu seinem letzten Momente bei Besinnung geblieben, und hat von seiner ganzen, um ihn versammelten Familie, wie von seinen Freunden Viscount Hardinge, Sir James Graham und dem Bischof von Gibraltar einen ernstern, feierlichen Abschied genommen. Er ist Abends eilf Uhr gestorben, und zwei und sechszig Jahre alt geworden.

Ich habe in diesen Tagen zufällig bei einem der tüchtigsten englischen Portraitmaler, Mr. Patten, die Kopie eines Bildes gesehen, daß Lawrence einst von Peel gemacht hat, als dieser sich in der Mitte der dreißiger Jahre befunden. Danach muß er ein sehr schöner Mann gewesen sein. Eine große Figur, ein Kopf, der frei und leicht auf einem ziemlich langen Halse sitzt, eine sehr edel gebildete, etwas gebogene Nase, die geistvollsten blauen Augen, und Mund und Stirn eben so kräftig als ausdrucksvoll, dabei ein reiches blondgelocktes Haar. Es ist auch in dieses Bild etwas von dem gleichmäßig idealisirenden Style übergegangen, den man in keinem Bilde von Lawrence verkennen kann, und der theils ihm persönlich angehört, theils der ganzen englischen Malerschule jener Epoche. Trotz dem ist es nicht



schwer, diesen idealisirten Schein von dem Wirklichen, das Typische von dem Individuellen zu sondern, und sich die schöne Persönlichkeit daraus selbstständig hervorzufinden.

Eine heute erschienene lithographirte Skizze, zeigt Peel in ganzer Figur, im langen Ueberziehrock, den Hut ein wenig schräg gesetzt, mit einem Stöckchen in der Hand, das er spielend bewegt. Die ganze Haltung hat etwas Gesuchtes, einen Anspruch auf Eleganz und Jugendlichkeit, die an das Komische streifen. Er sieht in dieser Skizze recht wie der »ci-devant jenne homme« aus, und man sagt mir von allen Seiten, daß sie vorzüglich gelungen sei.

Aus einer Biographie Peel's, deren heute mehrere erschienen sind, entnehme ich eine Aeußerung Byrons über ihn, dessen Mitschüler er als Knabe in Harrow gewesen. Sie ist aus einem Briefe, den Thomas Moore herausgegeben hat, und lautet: »There were always great hopes of Peel amongst us all, Masters and scholars, and he has not disappointed them. As a scholar he was greatly my superior; as a declaimer and an actor I was reckoned at least his equal, as a schoolboy, out of school I was always in scrapes and he never, and in school he always

knew his lesson and I rarely.“ (Wir hegten Alle große Erwartungen von Peel, sowohl Lehrer als Schüler, und er hat sie nicht getäuscht. In den Wissenschaften war er mir sehr überlegen, als Deklamator und Schauspieler wurde ich wenigstens als seines Gleichen geachtet, als Schulsehler, außerhalb der Schule, hatte ich fortwährend Händel und er niemals, und in der Schule mußte er seine Lektionen immer und ich selten.“

Er ist dann mit ein und zwanzig Jahren durch Vermittlung seines sehr reichen Vaters in das Parlament getreten, und immer ein treuer Bundesgenosse der Tories geblieben. In dem Theile der kleinen Lebensbeschreibung, der sein politisches Leben umfaßt, kommt eine Stelle vor, welche genau dasselbe ausdrückt, was ich Dir über das Verhältniß des Volkes zu den Maaßregeln der Regierung in England gesagt habe. Es ist die Rede von Peel's Verhalten zur Zeit der Reformbill, und der Biograph sagt: „The memorable three days of July 1830, that gave Louis Philippe a throne, lent an impulse to Europe which, amongst other things, turned the tories once more out of office in England, and let in the whigs to carry the Reform Bill. Sir Ro-

bert seroed his party during the debates on this measure, by speaking long and frequently and cleverly in favour of rotten boroughs, and against the proposed changes in our representative system. But in vain. The people were in earnest, and the long required changes were made.“ (Die denkwürdigen drei Julitage von 1830, welche Louis Philipp auf den Thron brachten, gaben Europa einen Impuls, der unter Andern die Tories abermals ihres Amtes entsetzte, die Whigs an's Ruder rief, die Reform durchzuführen. Sir Robert diente seiner Partei während der Debatten über diese Maaßregel, in dem er lang, oft und geschweht, zu Gunsten der Rottenboroughs und gegen die beabsichtigten Veränderungen in unserm Repräsentativsysteme sprach. Aber umsonst. Das Volk »wollte es ernstlich« und die lange nothwendigen Aenderungen wurden gemacht.)

Das ist es eben, was ich so oft schon wiederholt habe. Sobald das Volk Etwas »in earnest« will, muß es, bei dem Stande der englischen Verfassung, seinen Willen durchsetzen können. Und weil ich das weiß, respektire ich hier alle royalistischen, hierarchischen und aristokratischen Zustände,

als den Willen des Volkes. Ich zweifle freilich keinen Augenblick, daß eine Partei, und vielleicht eine der Zahl nach nicht unbedeutende, dem Gehalt nach sehr bedeutende Partei im Lande, reif ist für eine Umgestaltung dieser Zustände, für eine noch freiere Verfassung. Sie ist aber entschieden in der Minorität, und hat also noch keinen Anspruch, gesetzgebend zu entscheiden. Je tiefer meine Liebe für die Freiheit mit jedem Jahre meines Lebens geworden, je tiefer wird auch mein Abscheu gegen jede Art von Tyrannei. So sehr ich selbst überzeugt bin, daß eine republikanische Staatsform das Ideal eines Staatsverbandes ist, weil sie am meisten den Forderungen der Vernunft entspricht, eben so entschieden würde ich mich, wäre ich ein Mann und zum Mitregieren berufen, dagegen aussprechen, einem Volke die Republik oder irgend eine freiere Staatsform aufdrängen zu wollen, wenn das Volk, mit ausgedehntem Stimmrechte ausgestattet, sie nicht durch Majorität für sich erwählt. — Ich höre oft von der »Herrschaft des Genius« sprechen, wenn ich mit einem hiesigen Gelehrten zusammen bin, noch öfter habe ich in Deutschland sagen hören, man müsse ein kurzsichtiges Volk zur Einsicht zwingen, um es schneller glücklich zu machen; man müsse

einem Volke die Republik geben, sie ihm befehlen, um es zu Republikanern zu erziehen. Das sind im Grunde Behauptungen, auf die man kaum zu antworten braucht. Die Tyrannei eines Genius, oder die Tyrannei einer, wenn auch noch so edeln, republikanischen Minorität über eine größere, andersgesinnte Volksmasse, sind und bleiben Beide despotische Gewalten, die Jeder verabscheuen muß, der den wirklichen Begriff der Freiheit für Alle, den wirklichen Begriff der Volkshfreiheit hat. Der ganze Mißverstand bei denen, welche mit den Ansichten der Minorität die Majorität beherrschen oder auch beglücken wollen, liegt darin, daß der Einzelne aus der Minorität in dem Glauben lebt: »l'état c'est moi!« Dies gottlose, vermessene Wort des monarchischsten Monarchen der Neuzeit, ist aber sicher nicht das Schöpfungswort für die freie Zukunft, nicht die Gesinnung, aus der freie Verfassungen, aus der Republiken entstehen, und Menschen zu wahrer Freiheit gelangen kann. Der Egoismus des Einzelnen schafft kein Glück für die Allgemeinheit. Es gehört für einen Menschen von republikanischen Ueberzeugungen mehr wahre Freiheitsliebe dazu, seinem Volke das Recht zuzuerkennen, monarchisch und kirchlich gesinnt zu sein,

als ihm die Republik befehlen zu wollen, weil man selbst sie für das höchste Ziel des Strebens, für sein eigenes, persönliches Glück, für das Ideal seiner Parteigenossen hält.

---

## Vierzehnte Sendung.

Vom 4. bis 6. Juli.

---

Nun habe ich auch englischen Feuerlärm in der Nähe erlebt. Wir saßen gestern in Upper Harley Street in der liebenswürdigen Familie des Advokaten Fr. G. an der Treppe, als plötzlich der gepuderte Diener mit dem Schlüssel eintrat: „Sir! der Policeman sagt, es sei hier im Hause!“

Man stand auf, ohne sonderlich beunruhigt zu scheinen. Der Hausherr, die Hausfrau und die Kinder gingen hinaus, man fragte — Niemand im Hause wußte davon. Der Constabler aber verstand, daß der Schornstein brenne. Wir waren den Augenblick aus dem Parterre-Zimmer, in dem man

in den Flur getreten, die Mägde und Diener liefen auf und ab, unsere kleine, sehr hübsche und elegante Wirthinn in ihrem weißen Mouffelin-Anzuge ihnen nach, und es stellte sich heraus, daß nur der Ruß im Schlotte sich entzündet hatte, der von selbst, als er aufgebrannt war, auch wieder erlosch. — Mr. G. hatte nur dafür Sorge getragen, die Bedienung der augenblicklich angelangten Spritzen gar nicht in das Haus zu lassen, aus Furcht, sie würden, um ihre Belohnung zu erhalten, das Werk des Löschens beginnen und das Haus damit überschwemmen und verderben. Die erste Spritze erhält, wenn ich nicht irre, zehn Pfund Belohnung.

Sie fuhren nach einigem Hin- und Hersprechen, bei dem sie die Feuergefährlichkeit beweisen und der Hausherr sie nicht anerkennen wollte, bald wieder ab, und wir setzten uns aufs Neue zu Tische.

In der Straße war es ruhig geblieben. Kein Feuergeschrei, kein Auflauf. Einige Jungen umstanden die Spritzen, und in den benachbarten Häusern waren ein paar schöne Frauen an die Fenster getreten, zu sehen was es gäbe. Man sagt mir, daß die Löschanstalten vortrefflich wären. Das ist auch nöthig bei der Bauart Londons, in der jedes



Haus nur eine schmale Treppe hat. Die ersten Wochen quälte mich der Gedanke an Feuergefähr oftmais. Seit ich aber allabendlich unfern von meiner Straße, da wo Edgware Row in New Road einläuft, eine große Sicherheitstreppe aufgestellt sehe, bin ich darüber beruhigt. Sie steht auf Rädern, kann also leicht fortbewegt werden, und hat gehörige Stufen, welche gegen das Haus zu, vor dem Anschlagen des Feuers geschützt, und mit einer starken Lehne versehen sind. Es kann sich ihr also der Ungeschickteste mit voller Sicherheit vertrauen.

Das unterbrochene Diner war sehr heiter, wie denn die Engländer überhaupt viel guten Willen und Unterhaltbarkeit in die Gesellschaft mitbringen. Unter den Gästen befanden sich der Advokat Prokter mit seiner Familie und Mr. Kingley, der Verfasser eines Werkes über den Orient, den ich bald nach meiner Ankunft kennen gelernt hatte.

Mr. Prokter ist der, unter dem Namen Barry Cornwall bekannte Verfasser einer Sammlung lyrischer Poesieen, „English Songs“, die durch reiches Gefühl und schöne Anspruchlosigkeit sehr anmuthig und beliebt sind. Ich habe sie erst hier in England kennen lernen. Mr. Prokter ist wohl

über fünfzig Jahre alt, eine kleine Gestalt, mit einem vollen, runden, bereits etwas zusammengefallenem Gesichte, das ein paar freundliche, klare Augen hat. Seine Haltung und Ausdrucksweise haben einen Anstrich von gutmüthiger Befangenheit und von vollendeter Anspruchslosigkeit. Er hat während des Monats Juli an jedem Montage Empfangsabende in seinem Hause, zu denen man mich einzuladen die Güte hatte.

Den Hauptgegenstand der Unterhaltung machte wieder Sir Robert Peel's Tod. Man erzählte, die Königin habe sich mit dem Prinzen auf der Treppe des Palastes befunden, um in das Theater zu fahren, als die Nachricht angelangt sei, daß es mit Peel schlecht stände, und er kaum den Morgen erleben werde. Da hat sie die Wagen abbestellen lassen und der ganze Hof ist vom Theater fortgeblieben. — Die Befürchtung, welche Peel's Tod erregt, daß die Torypartei, die er für das Princip des Freihandels zusammengehalten habe, nun auseinanderfallen und in das Lager der Protektionisten übergehen könne, wurde auch hier ausgesprochen. Aber auch hier hörte man die Behauptung, eine eigentliche Revolution sei undenkbar für England. „Wir sind,“ sagte Jemand, „mit der Königin an der Spitze des

Staates, freier als drüben die Republikaner mit ihrem Präsidenten und seiner despotischen Polizeiwirtschaft. Es ist wahr, wir haben eine Aristokratie, aber in ihr stehen die Intelligenz, der Besitz und die Geburt auf gleicher Stufe, und zu Besitz und Intelligenz kann Jeder gelangen, dem die Fähigkeit dazu eingeboren ist. Wir halten stabil an alten Formen und doch sind wir das einzige Land, in dem faktisch Nichts stabil ist, nicht einmal der Besitz, der nur für neun und neunzig Jahre dem Besitzer bleibt. Es ist Vieles durch den Gebrauch festgesetzt, aber Nichts steht so unabänderlich fest, Nichts ist so eingewachsen, daß es sich nicht verändern oder versetzen ließe. Man kann bei uns das Meiste mit behutsamer Hand umgestalten, wenn es nöthig wird, Vieles einschalten und abnehmen, ohne eine gewaltsame Revolution zu erzeugen. Wo seit ein paar hundert Jahren ein Selfgovernment besteht, macht das Volk keine Revolutionen mehr, denn es weiß, daß man mit Krisen Nichts verbessern, mit Krisen Nichts aufbauen, sondern nur zerstören kann!“ So spricht und urtheilt Einer wie der Andere.

Das Parlament hat, zum Gedächtniß für Peel seine Session ausgesetzt; es wäre schöner und würdiger gewesen, dünkt mich, Sitzung zu

halten, und Etwas zu vötiren, das in seinem Sinne gewesen wäre.

Ich fragte, ob die jetzt verbreitete Crayon-skizze, von der ich Dir im vorigen Briefe schrieb, Peel ähnlich sei, wie man mir gesagt. Es wurde bestätigt. Er sei in der That so geschmacklos geziert gewesen, wenn er sich auf der Straße oder im Salon bemerkt geglaubt, und zu gefallen gestrebt habe. Sein Betragen im eigenen Hause, und sein Verhalten als Beschützer von Gelehrten, von künstlerisch gebildeten oder strebsamen Männern, nannte man dagegen so menschlich wahr und einfach als möglich. Man lobte das um so höher, als die englischen Mäzene im Allgemeinen nur gegen den vollendeten Meister gerecht, gegen das werdende, gegen das noch nicht von der Deffentlichkeit allgemein anerkannte Talent, sich aber hochmüthig und achtungslos zu verhalten pflegen.

Zuletzt erzählte eine Dame mit wahrhaft englischem Humor, wie sie neulich, durch das Nichtbefördern der Briefe am Sonntage, in die peinlichste Verlegenheit gerathen sei. Sie habe einen Besuch bei Verwandten auf dem Lande gemacht, und habe Sonnabends geschrieben, daß sie Montag<sup>s</sup> zu einer bestimmten Stunde auf

einer Eisenbahnstation eintreffen werde, nach der man ihr den Wagen schicken solle, sie in ihr Haus zu fahren. Der Brief ist jedoch durch irgend ein Versehen erst Sonnabend spät in die Post getragen, Sonntags nicht befördert worden, und nun malte sie aus, wie sie auf der Eisenbahnstation ihre Familie gesucht, wie sie dann in einem Cab vor ihr Haus gefahren, und dies, dem Montag zu Ehren, von aller Welt verlassen gefunden habe. Wie sie zwischen Koffern, Hutschachteln, mitgebrachten Blumen und Früchten, vor der eigenen Thüre Schildwache gestanden, zum Ergötzen der Vorübergehenden. „Ich war wirklich the unprotected femal!“ rief sie, „und Thakeray hat mir gesagt, ich käme das nächstemal als unprotected femal (hülfsloses Frauenzimmer) in den Punch!“

Der Punch hat nemlich unter seinen stehenden Figuren das unprotected femal, das er in den aller ergötzlichsten Verlegenheiten und Nöthen darzustellen weiß. Auch in der Schlußscene der Posse Esmeralda spielt das unprotected femal eine Rolle. Die Posse endet mit einer von Esmeralda veranstalteten Lotterie, bei der ein „Gentleman aus einer Loge“ sich als den Besitzer von Nummer sechs und sechzig meldet,

welche eine antike Statue, von einer schönen Schauspielerinn dargestellt, gewinnt. Er erklärt freudig, daß er gleich kommen werde, seinen neuen Besitz zu holen. Da erhebt sich aber in einer andern Loge ein großes, dickes Frauenzimmer, der erste Comiker der Bühne, und ruft protestirend: »Guter Gott! sie ist lebendig! Mr. Jones, Sie können doch unmöglich eine lebendige Statue in unsere Wohnung bringen?«

Der Regisseur. Haben sie eine Kiste bei der Hand, Sir?

Mr. John. Nein! aber das schadet Nichts, ich nehme die Statue in mein Cabriolet.

Die Lady. Mr. Jones, Sie denken doch nicht daran, daß ich mit einer lebenden Statue in einem Cab fahren werde? — Oh! wenn es Ihnen gefällig ist, stehe mir Jemand bei! — (sich an die Schauspielerinn wendend, welche Esmeralda darstellt). Um Vergebung, Madame Celeste, aber wir sind junge, eben verbundene Eheleute. Ich war bisher das »hülfslose Frauenzimmer«!

Esmeralda. Miß Struggles, wenn ich nicht irre?

Die Lady. Ja! ja! — Und wie sie sich nun bei den Worten erhob, und das Publikum die wohlbekannte Karrikatur aus dem Punch

dargestellt erblickte, wgr das Lachen homerisch, bis zum Schluß dieses Intermezzos. Es endete damit, daß Mr. Jones sich bereit erklärte, gleich mit dem »hülfslosen Frauenzimmer« nach Hause zu fahren, die Schauspieler aber leise bat, sie möchten so gut sein, ihm seine lebende Statue bis morgen zu verpacken, wo er allein kommen werde, sie abzuholen.

Heute, den 4. Juli, sollten wir eigentlich nach Hamptoncourt fahren. Es regnete aber, und wir mußten die Fahrt unterlassen. Nachmittag, als das Wetter sich aufhellte, ging ich mit H. meinen Lieblingsweg, durch die Parks nach Westminsterbridge. Die Parks waren prächtig mit ihrem regnerischen Grün, in dessen Tropfen sich die Sonne spiegelte. Der Platz, wo man aus Great George Street hinaustritt, und Westminster vor sich hat, mit den grauen Sandsteinthürmen, deren tausend Spitzen über die prachtvollen grünen Bäume hervorragten, ist höchst malerisch. Es war hohe Fluth und die Themse schwamm im vollen Licht der Sonne.

Wir fahren dann für zwei Pence mit dem

Dampfbot bis Waterloobridge und gingen durch schmale Gäßchen und Winkel, die ihrer Enge nach in Genua oder Venedig liegen könnten, in den Tempel, einem der schönsten Punkte Londons.

Der Tempel ist nicht ein einzelnes Gebäude, er ist eine Art von Stadtviertel, aus vielen Häusern und Höfen bestehend, in deren Mitte sich eine Kirche und das alte Gesellschaftshaus der Tempelritter erheben. Die vordere Seite der Tempelgebäude liegt in Fleetstreet, die Rückseite im Tempelgarten, einem großen Rasenplaz, der sich als breiter, erhöhter Kai über der Themse erhebt. Der Blick aus den mächtigen, alten Baumgruppen des Tempelgartens auf den Rasen, auf dem zahlreiche Kinder hart am Ufer spielten, und weiter hinab auf den blauen, von Schiffen wimmelnden Strom, war unvergleichlich.

Die Tempelritter haben hier ihren Sitz gehabt seit den Zeiten Heinrich's des Zweiten. Als die Verfolgung gegen sie in ganz Europa begann, verwendete sich König Eduard der Zweite zu ihren Gunsten bei dem Papste, indeß vergebens. Gegen seinen Willen mußte der König sie aus England verbannen, aber sie entgingen durch seine Vorsorge den persönlichen Verfolgungen,



denen sie in Frankreich unterlagen. Er verließ darauf die Besizung englischen Edelleuten, bis sie den Hospitalitern überlassen wurde, welche sie zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts an eine Gesellschaft von Studenten der Jurisprudenz vermieteten. Seitdem ist der Tempel immer der Mittelpunkt des englischen Rechtslebens geblieben, und er enthält noch jetzt die großen Gerichtshöfe, wie auch Queensbench. Ob hier Collegia über Rechtswissenschaft gelesen werden, weiß ich nicht, aber viele Kandidaten der Rechte wohnen im Temple, und die Advokaten haben, wenn nicht ihre Behausungen, so doch mindestens ihre Geschäftslokale in diesen Gebäuden.

Weil das seit grauen Jahren so gewesen, knüpfst sich an die einzelnen Häuser in den Tempelgebäuden ein besonderes Interesse durch die Personen, die in ihnen gelebt, wie Chaucer, Lord Mansfield, der Lustspieldichter Wycherley, und Congreve, den Voltaire hier besuchte, wie das Macaulay berichtet in seiner Kritik über die Dramatiker der Restaurationszeit. Auch Samuel Johnson's und Oliver Goldsmith's Wohnungen im Tempel sind bekannt. — H. zeigte mir das Haus, in dem jetzt Tom Taylor lebt, jener

junge Advokat und Dichter, von dessen Schauspielen ich Dir schon gesprochen.

Von den alten, ursprünglichen Gebäuden, welche die Templer errichtet, ist wenig übrig geblieben. Die Aufstände des Mittelalters, die Erhebungen von Wat Taylor und Jack Cade, von denen namentlich die erste sich heftig gegen den Tempel gewendet, welcher damals noch den Hospitalitern gehörte, zerstörten und verbrannten einen Theil der ursprünglichen Baulichkeiten. Selbst das für antik ausgegebene Gesellschaftshaus ist später errichtet, und auch von diesem Neubau wenig mehr übrig geblieben, da Alles durch Restaurationen verändert worden, die man freilich im alten Style gehalten hat. Nur die Kirche, the Round Church, stammt wirklich aus den Zeiten Heinrich's des Zweiten, und soll nach dem Model der Kirche des heiligen Grabes zu Jerusalem aufgeführt worden sein. — Der Guide von London erzählt von den fünf Fuß dicken Mauern, von halbrunden Bogen, von Grabmonumenten der Templer, die in der Kirche befindlich sind. Es wird das Alles wohl seine Richtigkeit haben, ich glaube auch fest daran — aber eben, weil ich mich zum Glauben entschlossen hatte, brauchte ich es nicht durch Selbstprüfung

zu bewahrheiten. Das Wetter war viel zu schön, sich in fünf Fuß dicke Mauern einzusperrern.

Wir zogen es vor, durch all die kleinen Höfe, und Wege zu gehen, welche die Häusermassen verbinden oder trennen. Die meisten Höfe sind mit Quadern gepflastert, andere haben in der Mitte kleine, eingezäunte Gärten. Ein größerer Hof, mit mächtigen Bäumen und einem kühlen Springbrunnen, war so still und wunderbar eingefriedet von den hohen Häusermassen, daß er eben so gut im Hofe der Zisa in Palermo oder in irgend welchem italienischen Ruinenwesen liegen konnte. Am merkwürdigsten aber ist der kleine Gartenhof, in den Shakespeare, vermuthlich einer Tradition folgend, den Streit des Grafen von Somerset mit Richard Plantagenet verlegt hat. Hier läßt er Plantagenet sagen:

Weil Redescheu die Zungen denn Euch bindet,  
Erklärt in stummen Zeichen die Gedanken.  
Es pflücke, wer ein ächter Edelmann,  
Und auf der Ehre seines Bluts besteht,  
Wenn er vermeint, ich bringe Wahrheit vor,  
Mit mir von diesem Strauch 'ne weiße Rose.

Somerset.

So pflücke, wer kein Feiger ist noch Schmeichler,

Und die Partei der Wahrheit halten darf,  
Mit mir von diesem Dorn 'ne rothe Rose.

und nachdem die Parteien sich gesondert, schließt  
Warwick seine Rede mit der Prophezeiung:

Der heut'ge Zank,  
Der zur Parteiung ward im Tempel-Garten,  
Wird zwischen rother Rose und der weißen  
In Tod und Tod'snacht tausend Seelen reißen.

Noch heute ist in diesem, der Kirche nahe gelegenen Hofe ein lieblicher Blumengarten, in dem auch ein Rosenstock zu sehen war. Man sollte eigentlich die aus weiß und rothen Blättern gemischte Rose hieher pflanzen, die wir auch in Deutschland haben, und welche die Engländer »the united rose« nennen. — Im Tempelgarten selbst steht ein mächtiger alter Baum, von dem ich mir einbilde, daß er irgend eine historische Bedeutung haben muß, weil er sorgfältig mit einem eisernen Gitter umgeben ist. Das Schönste aber bleibt der Blick über den Rasen und zwischen den Bäumen hindurch auf den Strom. Selbst der etwas kühle Windhauch, der die Blätter bewegte, und das fluthende Wasser stärker kräufelte, trug dazu bei, das Bild frischen, mächtigen Lebens, das Bild des majestätischen

Londons in seiner nordischen Eigenthümlichkeit zu vollenden. Man konnte sich nicht satt sehen daran. Und wenn man sich dann rückwärts wendete, und die uralte Kirche und das Tempelhaus erblickte, die zwischen den Häusern schon im Dämmerlichte lagen, so hatten die Spuren dieser grauen Vergangenheit etwas sehr Mystisches, ihr Hinüberlangen in die Jetztzeit etwas Ergreifendes.

Die verschiedenen Theile des Tempels besitzen besondere Wappen. Der innere Tempel das heilige Lamm — der Mitteltempel den Pegasus. Das hat, da jetzt die Rechtsgelehrten den Tempel benutzen, zu folgenden kleinen, satyrischen Gedichten Anlaß gegeben, die ich einem Handbuche über London entnehme. Das Erste, ein Lob der englischen Juristen, lautet:

»As by the Templars' holds you go,  
The horse and Lamb displayed,  
In emblematic figures show,  
The merits of their trade.

That clients may infer from thence,  
How just is their profession;  
The Lamb sets forth their Innocence,  
The Horse their expedition.

Oh, happy Britons! happy isle!  
 Let foreign nations say;  
 When You get justice whitout guile,  
 And law without delay!«

Darauf folgt die Antwort eines Segners der  
 Advokaten:

»Deluded men! these holds forego,  
 Nor trust such cunning elves,  
 These artful emblems tend to show.  
 Their clients, not themselves!

'Tis all a trick, these all are shams  
 By wich they mean to cheat You;  
 So have a care, for you're the Lambs,  
 And they the wolves that eat You!

Nor let the thoughts of no delay,  
 To these, their courts, misguide You,  
 For you're the showy Horse, and they,  
 They jokies that will ride You!«

[ Weil ich vorher Shafespeare's gedachte, laß  
 mich zugleich bemerken, daß man fast keine Spur  
 von Shafespeare's Leben in London aufzufinden  
 weiß. Man kennt nicht das Haus, kaum die  
 Straße, in der er gelebt, nimmt aber an, daß er  
 in Eastcheap gewohnt habe, dem Stadttheil, in  
 welchem sich jetzt der London Dock und der

Tunnel befinden. Hierher hat er all die heitern Wirthshauscenen Falstaff's und seiner Genossen verlegt, und noch existirt in Eastcheap das Wirthshaus »zum Bär.« mit einem uralten, steinernen Bären als Zeichen über demselben. Die letzten Jahre seines Lebens hat Shakespeare in Stratford zugebracht. Er zog sich dorthin zurück, nachdem er Vermögen erworben, und vereinigte sich danach wieder mit seiner, von ihm in früher Jugend verlassenen Frau.

Nur solcher Anknüpfungspunkte, wie die Scenerie seiner Dramen sie bietet, giebt es viele, und es macht mir Freude sie zu verfolgen. So wollte ich neulich »the London Stone« (den Stein von London) sehen, als ich mit Herrn B. in der City war. Ein heftiger Regen hinderte uns aber, ihn zu erreichen. Man bewahrt ihn in St. Swithin's Kirche. Er soll das Meilenzeichen der römischen Heerstraße gewesen sein und früher in Watlingstreet gestanden haben, die, mit Cheapside parallel laufend, für das Ende der Heerstraße gilt, welche die Römer von Dover bis Cardigan gebaut hatten. Im Mittelalter nahm man mit der Besitzergreifung des London Stone symbolisch von der City Besitz, und darauf bezieht sich auch die Scene in Heinrich dem Sech-

ten, in der Gade, mit seinem Stabe auf den Londoner Stein schlägt, und ausruft: »Nun ist Mortimer Herr dieser Stadt!« Uebrigens soll Shakespeare dem Charakter des Gade, nach dem Urtheil englischer Historiker, großes Unrecht gethan haben, und Gade keinesweges so roh und unwissend gewesen sein, als er ihn darstellt, sondern vielmehr ein starker, klarer, rechtlicher Charakter, der mit Entschiedenheit gegen die furchtbare Unterdrückung des Volkes auftrat.

Wir blieben bis halb acht Uhr im Tempel und fuhren dann mit dem Omnibus nach Piccadilly in das Panorama der Nilreise, das aber gar keinen Vergleich mit der Reise nach Kalkutta aushält. Es ist schlecht gemalt und roh in der Auffassung. Dennoch gewährt selbst diese unvollkommene Darstellung einen bessern Begriff des Nil-Landes, als ihn alle Reisebeschreibungen zu geben im Stande sind. Die aus dem Nile emporragenden Statuen, die Ruinen von Luxor, die Katarakten, sind mir, nachdem ich nun auch wieder die egyptischen Kunstwerke im britischen Museum gesehen, doch viel lebendiger, und wirklicher geworden.

Es ist ein stiller, frommer Eindruck, den diese schweigenden Städte, diese gesunkenen Tempel,



diese in feierlicher Ruhe dastehenden, Jahrtausende überlebenden Götterbilder machen. Man begreift — und begreifen lernen ist die Hauptsache für die eigene Entwicklung — man begreift, daß Menschen davor beten konnten, und die Statuen erschienen mir selbst als schön in der Einsamkeit, die sie umgiebt. Ich konnte auch, obschon H. es aussprach, gar nicht daran denken, daß Slaven diese Tempel bauten, daß Tyrannen sich damit selbst verherrlichten. Weshalb sich über eine Vergangenheit erbittern, in der Sklaverei ein der Bildungsstufe angemessenes Verhältniß gewesen sein muß? Hat man sie doch Jahrtausende nachher noch ruhig ertragen. Ich sah im Hinblick auf die ägyptischen Monumente nur den langen Weg vor mir, von jener Zeit bis auf unsere Tage, die Arbeitsfreude, den Fortdauertrieb, den Kunstsinne der Menschennatur, und solch ein Uebersehen macht ernst, ruhig und geduldig.

Die Scenirung, Lichtwirkung, Staffage in dem Panorama waren aber schlecht, ebenso die begleitende Musik ganz unpassend gewählt. Es kamen oft drollige Zusammenstellungen zu Wege. Einmal standen sich in einer wasserreichen, sumpfigen Einsamkeit, bei Anbruch der Nacht zwei melancholische Kraniche gegenüber, jeder auf

einem Beine ruhend, das andere in die Höhe gezogen, und sich mit dummer Kläglichkeit anblickend. Dazu spielte man das Schubert'sche Lied: »Leise flehen meine Lieder durch die Nacht zu Dir!« Das war von so unwiderstehlicher Komik, daß H., als ich ihn darauf aufmerksam machte, vor Lachen seinen Regenschirm aus der Hand einem im Parkett sitzenden Herrn auf den Kopf fallen ließ. Der nahm es aber gar nicht übel, sondern stieg auf die Bank und reichte ihn höflich wieder herauf. Die Menschen sind hier sehr verträglich.

---

Freitag, den 5. Juli

Ich habe mich nun so an das überfüllte, anstrengende Leben gewöhnt, daß ich fast immer noch um zwölf Uhr Nachts diese Tagebuchblätter vornehmen, und jeden freien Augenblick zwischen einem Erlebnis und dem andern zum Schreiben und Lesen anwenden kann. Es ist die einzige Weise, in der ich mir selbst das Gesehene und Gehörte für die Zukunft festzuhalten und klar zu machen vermag. Auch heute habe ich wieder eine ganze Reihe von Ereignissen aufzuzeichnen.

Morgens bin ich mit Miß J. in einer der

Wasch- und Badeanstalten gewesen, die man nun in allen Stadttheilen für das Volk errichtet. Die Bäder erster Klasse kosten six pence, 5 Silbergroschen, die zweiter Klasse two pence,  $1\frac{2}{3}$  Silbergroschen. Im Grunde sind sie einander gleich. Die Badeanstalten sind große, hohe, im Winter mit warmer Luft geheizte Häuser, ohne Abtheilung in Stuben. Zu beiden Seiten des Gebäudes laufen hölzerne Verschläge hin, welche innen durch andere Verschläge zu Badekabinetten gesondert sind. Die Höhe dieser hölzernen Wände macht es auch dem Indiskreten unmöglich, den Anstand durch seine Neugier zu verletzen, aber alle Badekabinette sind oben offen, haben das gemeinsame Dach des Hauses, und Licht von oben. Jede Zelle enthält eine Wanne von Stuckmarmor oder Zink, einen an der Hausmauer fortlaufenden Sitz, Nägel zum Aufhängen der Kleider u. s. w. Die Handtücher zum Trocknen werden geliefert, die Wäsche der beiden Klassen ist an Feinheit etwas verschieden und wird gesondert gehalten. Dampfbäder, Staubbäder und Douchen kosten auch nur  $1\frac{2}{3}$  Sgr., und die kalten Schwimmbäder für Männer nur halb so viel, wenn ich nicht irre.

An diese Badeanstalt schließt sich die Wasch-

anstalt. Sie ist eben so eingerichtet wie die Erstere. Jeder, der sie benutzt, erhält einen besondern Verschlag, in dem ein Waschgefäß, aus zwei hölzernen Tubern bestehend, eingemauert ist. In den einen strömen die heißen Dämpfe zum Kochen der Wäsche, in den andern nach Bedürfniß kaltes oder heißes Wasser. Ein Abzug nimmt das gebrauchte Wasser auf. Rechts in jeder Zelle befinden sich eiserne Behälter mit erhitzter Luft gefüllt, in denen das größte Stück Wäsche, selbst ein englisches Betttuch, in zehn bis zwölf Minuten trocknet. Die Vorrichtung ist so getroffen, daß weder an den Wänden, noch an den Stangen zum Aufhängen, die Wäsche durch Versengen Schaden leiden kann. Die Seife hat Jeder mitzubringen.

Die Sonderung der Zellen im Waschhause hindert, daß Einer die Wäsche des Andern sieht. Es hat sich also Niemand der Vermlichkeit oder Unsauberkeit seiner Sachen zu schämen. Das Bügeln geschieht gemeinsam, in einer Halle mit langen, wollbeschlagenen Bügeltischen, an denen die Plätze numerirt sind, und jede Wäscherinn die Nummer ihrer Zelle einzunehmen hat. Große Heerde liefern die Holzen. Man zahlt, wenn man eine Stunde wäscht, einen Penny (10 Pfen-

nige preußisch), ebenso viel für eine Stunde bügeln. Für die folgenden Stunden das Doppelte. Diese Einrichtung hat man getroffen, um die Leute vom Auffammeln der gebrauchten Wäsche abzuhalten, da man berechnet hat, daß bei dieser Dampfvorrichtung der wöchentliche Wäschbedarf einer Familie von sechs bis acht Personen in einer Stunde gewaschen werden kann. Niemand darf fremde Wäsche in der Anstalt waschen, und nur in Krankheitsfällen läßt man für arme Familienmütter Stellvertreterinnen zu. Es geschieht dies, um das Waschhaus den Armen frei zu erhalten, und die Wohlhabenderen, von der Benutzung der Räume auszuschließen, durch welche die Armeren verdrängt werden würden. Die Anstalt ist von Morgens acht Uhr bis Abends acht Uhr, Sonnabends jedoch bis zwölf Uhr Nachts geöffnet, und ich habe dann oft im Vorübergehen die große Zahl der Männer bemerkt, die vom Bade kamen, und der Frauen, welche mit einem Waschkorb unter dem Arme, oder mit einem bescheidenen Bündelchen in der Hand aus derselben heimkehrten.

Von dort gingen wir nach einem Model-  
Lodging House, einem Logirhause für Familien,  
nicht für einzelne Männer. Es lag ganz im

Nordwesten von London, über Old St. Pancras Church hinaus, in einem, nur von den ärmsten Leuten Londons bewohnten Stadttheile. Auf der Karte bilden die Model Lodging Houses eine Gruppe unter dem Namen der »St. Pancras buildings.«

Wir kamen an der Gasanstalt, an verschiedenen Krankenhäusern, auch an einem Pocken-  
 hause vorüber. Auf all diesen Hospitälern laß man wieder: »supported by voluntary Suscriptions«, unterhalten durch freiwillige Beiträge. Mit dem Pockenhause war die Impfanstalt des Kirchspiels verbunden, und um all' diese Institute kümmert sich die Regierung sicher nicht viel mehr als die römische Curie.

Die Lodging Houses, die wir endlich erreichten, sind mit Verstand nur für das nothwendige Bedürfniß eingerichtet. Es hat mich in Berlin einmal in neuerer Zeit sehr überrascht, als ich das Krankenhaus Bethanien besuchte, und dort einen Luxus der Architektur entwickelt fand, der viel gekostet haben mußte und der ganz überflüssig war. Es ist in der Ordnung, daß man Theater, Museen, Badehäuser, und alle der Deffentlichkeit gewidmeten Gebäude, in einem edeln, großartigen Style errichte; es ist auch vernünftig, daß man

in einem Hospitale für luftige Corridors Sorge trägt; aber für eine Raumverschwendung und einen Aufwand, wie er in jenem Krankenhause angewendet, ist kein Grund abzusehen. Man glaubt in einen Tempel, in einen Palast, in ein Theater zu kommen, wenn man die Halle betritt. Wozu das? Was nützt dieser Luxus dem, in der Krankenstube festgebannten Kranken, für dessen Bedürfniß man das Haus gebaut? Hätte man die Summen, welche die Prunksucht verschlungen, zur Erweiterung des Krankenhauses verwendet, oder ein zweites, bescheidenes dafür in einem andern Stadttheile errichtet, es wäre sicherlich gescheuter und viel zweckmäßiger gewesen. Es ist nicht zu begreifen, weshalb man es in einem Krankenhause so viel prachtvoller haben müsse, als in der eigenen Wohnung? und thatsächlich genießen nur die Besucher, nicht die Kranken, all die Herrlichkeit; denn nur die Hallen und Treppen sind prahlerisch, die Stuben sind weder größer noch besser als sonst überall.

Das ist es aber grade, was ich an den Engländern so liebe, der richtige Sinn, mit dem sie dergleichen Unternehmungen beginnen. Es ist nichts Ueberflüssiges in den Logirhäusern, sie bieten Nichts als das Nothwendige dar, und die

Gründer beabsichtigten nur, daß die Armen es in diesen Gebäuden für geringeres Geld besser haben sollten als in ihren früheren Wohnungen. Das haben sie erreicht, obschon die Häuser keine große Fluren, keine breite Treppen haben, was freilich in England selbst die Reichen nicht so unbedingt verlangen als bei uns.

Die Häuser sind natürlich massiv, die Treppen von Stein, die Treppengeländer von glatten Eisenstangen. Die kleinsten Quartiere bestehen aus einer größern, einer kleinern Stube und einer Kammer. Die Wohnungen der obern Etage werden theurer bezahlt, weil sie ruhiger sind als die untern. Jede Stube in diesen Wohnungen hat einen Kamin. Im größern Zimmer ist er zum Kochen und Braten sehr zweckmäßig eingerichtet, namentlich hat er auch einen kleinen eingemauerten Kessel mit einem Krabne für das Wasser. Neben dem Kamine befindet sich ein eingemauerter Schrank, unter demselben ein Kohlenbehälter. In der kleinen Kammer ist eine Röhre des Reservoirs, welche das Wasser durch alle Wohnungen leitet, daneben eine Gasse und in einem Verschlage ein Water-Closet. Das Alles ist auf das Angemessenste von dem



einfachsten Materiale hergerichtet. Die Treppen sind mit Gas beleuchtet.

Nun giebt es Wohnungen, welche noch eine Kammer mehr haben. Die größten Quartiere aber enthalten zwei große und ein kleines heizbares Zimmer, und außer der Kammer noch einen Verschlag vor den Wohnungen, der eine Doppelthüre hat und als Entree benutzt wird. Eine Stube allein wird nicht vermietet, da man gerade zu vermeiden wünscht, daß die Leute in demselben Zimmer leben und schlafen, und da man keine unverheiratheten Personen, sondern nur Familien aufnimmt. Die Preise sind übrigens so eingerichtet, daß eine der kleinen Wohnungen hier nicht mehr kostet, als sonst eine einzelne Stube. Für die billigsten Quartiere zahlt man drei und einen halben Schilling die Woche, also neun Pfund, (sechzig Thaler) das Jahr, wobei die Fenstertare und sämtliche Abgaben an das Kirchspiel mit eingerechnet sind. Die großen Wohnungen kosten vierzehn Pfund. Man miethet immer nur wochweise.

Jetzt sollen auch Wasch- und Badehäuser in jedem Lodging House für die Bewohner desselben eingerichtet werden, in denen das Bad nur an-

berthhalb Pence und das Waschen, selbst bei mehrstündiger Arbeit, nur einen Penny für die Stunde kosten wird. — In je zwei Häusern ist immer eine Schule für etwa zwanzig kleine Kinder. Sie liegt zu ebener Erde. Der Preis für den Elementarunterricht ist sehr gering. Ich habe den Betrag aber vergessen.

Das Hausreglement ist einfach. Es hält sich nur an die pünktliche Bezahlung der Miethen, die Sonnabend nach sechs Uhr Abends oder Montags, für die laufende Woche vorausbezahlt werden muß, und an einige unerläßliche Verordnungen für die Reinlichkeit und Bequemlichkeit. Es stellt fest, daß die Kinder nicht auf den Fluren und den Treppen spielen dürfen, daß man keine Blumentöpfe ohne Schutz vor dem Herabfallen auf die Fensterbrette setzen, keine Matten und Teppiche nach zehn Uhr Morgens ausklopfen, keine Kleider oder unschickliche Dinge, unsightly objects, zu den Fenstern herabhängen dürfe. Es bestimmt ferner, wie oft die Treppen gereinigt, die Kamine gefegt werden sollen, wie es mit der Benutzung des Trockengrundes zu halten sei, und zeigt an, daß Trunkenbolde oder unordentliche Miether sogleich ausgewiesen werden würden. — Kirchlicher Zwang oder Betstunden

im Hause sind nicht vorhanden. Jeder geht wo und wie er will zur Kirche.

Wir besuchten einige leere und drei bewohnte Quartiere, kleinere und größere. Es sah in Allen verhältnißmäßig behaglich und sauber aus. Der Racheifer thut in solchen Communen viel, die schlechten Haushälterinnen zu erziehen. Es kommt eine Art regelnder und doch freier Disciplin in die Menschen, wenn sie in dieser Weise nebeneinander wohnen. Man mag seinem Nachbar nicht nachsehen, man schämt sich vor ihm; das fördert die Sauberkeit und den Sinn für Ordnung. In einer Wohnung, in der es besonders reinlich, ob schon ziemlich ärmlich ausah, fanden wir eine alte Frau mit drei kleinen Kindern. Es waren ihre Enkel, die Tochter vom Manne verlassen worden, und wieder zur Mutter zurückgekehrt. Sie arbeitet bei einer vornehmen Schneiderinn in Bondstreet, wie uns die Alte erzählte, geht früh in die Arbeit, kommt erst spät zurück, und macht es möglich, die greise Mutter und ihre drei Kinder zu erhalten. Die Alte war eine verständige Frau, die uns nicht genug die Vorzüge dieser Logirläuser schildern konnte. Sie meinte, wenn es noch dazu käme, daß man die Waschlhäuser einrichte und einen Arzt für jedes Etablissement anstelle,

dann sei weiter gar Nichts mehr zu wünschen. »Sie können gar nicht wissen, wie gut es hier ist, sagte sie, »denn Sie sind an Ihre großen Wohnungen gewöhnt, und Sie haben auch die Häuser nicht gesehen, in denen wir uns sonst für schweres Geld so elend haben behelfen müssen.«

Auch in einer Schule waren wir. Sie wurde in den beiden Stuben gehalten, welche die Lehrerin bewohnte. Die Kinder waren beisammen, der Unterricht noch nicht angegangen. Sie spielten zwischen den kleinen Bänken herum, die nach der Schulzeit fortgeschafft werden. Die jüngsten unterrichtet die Lehrerin selbst, bei den ältern hilft ihr ein männlicher Lehrer. Alle Kinder sahen reinlich, viele indeß sehr dürftig aus. — Nahe bei der Schule ist die Bibliothek, die der Aufseher der Häuser, eine Art Custos oder Portier, mit zu verwalten hat. Man konnte es an den Büchern sehen, wie sehr sie benutzt werden. Es waren die englischen Klassiker, eine Menge Geschichtswerke, Biographien berühmter Dichter, Staatsmänner und Künstler, Reisebeschreibungen und einige technische Werke, so weit ich es übersehen konnte.

In dieser Bibliothek waren auch eine Menge Annoncen ausgehängt, z. B. die Empfehlung der

Logirhäuser für einzelne Männer in Spitalfield; die Empfehlung einer Association von Kleidermachern für Männer, in der die Verbündeten auseinander setzten, wie schlecht ihre Lage bisher gewesen sei, so lange allein die großen Fabrikanten den Erfolg, und die Arbeiter die Mühe und die Noth gehabt hätten. Deshalb fordern sie ihre Genossen, die Arbeiter, auf, ihnen ihre Kundschaft zuzuwenden. Dann gab es Anzeigen von Lebensversicherungs- und Rentengesellschaften, welche den Verhältnissen der Arbeiter angemessen sind, und derlei Notizen mehr. Die Bibliothek scheint die Börse des Institutes zu sein.

Im Hause selbst war es sehr still, da man in diese St. Pancras buildings keine klappernden Gewerke aufnimmt. Es sollen hauptsächlich Drucker, Gold- und Silberarbeiter, Musterzeichner, Graveure, Maler und solche Leute darin wohnen, die außer dem Hause beschäftigt sind. Die Luft war überall rein und frisch. Wir begegneten Personen, welche Kohlen in die Höhe trugen, Kinder mit Körben voll Gemüse, und sahen überhaupt das tägliche Leben walten. Indes jeder ging seines Weges, hielt sich nicht auf und man sprach nur vorübergehend mit einander. — Im Hofe, der mit einem Gitter gegen die Straße

abgeschlossen ist, wie die Wohnungen der Aristokratie, spielten Kinder sicher vor aller Gefahr. — Es ist der ausgebildetste, verständigste Socialismus, der sich denken läßt.

Ich kam höchst befriedigt, aber sehr müde nach Hause, und mußte den halben Tag ruhen, um Abends die Rachel zu sehen. Es sollte Phädra und le moineau de Lesbie gegeben werden. Irgend ein Vorfall aber hatte es unmöglich gemacht, das erste Stück darzustellen; man führte statt dessen den Polieukte auf, in dem ich sie schon vor zwei Jahren in Paris bewundert hatte. Indeß sie ist so groß in dieser Rolle, daß es mich freute, sie zum zweiten Male darin zu sehen. Sie hat Momente, die tief in das innerste Herz treffen, durch die Gewalt der Wahrheit ihres Spieles. Dahin gehört die Art, in der sie gleich im ersten Acte, in der dritten Scene, der Stratonice erzählt, daß sie von Severe geträumt habe. Mit steigender Angst schildert sie, wie sie Polieukte im Traume erblickt, von einer Schaar von Christen umringt, wie sie ihren Vater zu Hülfe gerufen, und sagt:

»Hélas! c'est de tout point ce qui me désespère,  
 J'ai vu mon père même, un poignard à la main,  
 Entrer le bras levé pour lui percer le sein:

Ihr Entsetzen ist zum höchsten Gipfel gestiegen, ihr ganzes Wesen ist erstarrt vor der Gewalt des Schreckes. Plötzlich bricht sie ab, die Glieder sinken schlaff zusammen, die Spannung der Gesichtsmuskeln läßt nach, und mit matter Gleichgültigkeit wirft sie, aufathmend, schnell die Worte hin:

Là, ma douleur trop forte a brouillé ces images;  
Le sang de Polieucte a satisfait leur rage.  
Je ne sais ni comment ni quand ils l'ont tué,  
Mais je sais qu'à sa mort tous ont contribué.  
Voilà quel est mon songe.

Eben so groß war sie, als Stratonice, ihr die tempelschänderische That Polieucts mittheilend, in den Ausruf ausbricht:

C'est l'ennemi commun de l'état et des dieux,  
Un méchant, un infame, un rebelle, un perfide,  
Un traître, un scélérat, un lâche, un parricide,  
Une peste exécrationnelle à tous les gens de bien,  
Un sacrilège impie, en un moi, un chrétien.

Da fährt Rachel erbebend zusammen, als hätte ein Dolchstoß sie getroffen, aber im selben Augenblicke gefaßt, spricht sie das:

»Ce mot aurait suffi sans ce torrent d'injures.

in so edlem Tone, mit so tiefem verzweifelndem

Schmerze, daß man sich der Thränen nicht erwehren kann. Das Drama selbst hat mir wieder eben so vortrefflich geschienen als damals, und ich glaube auch jetzt noch, daß wir, wie wir zur geläuterten hellenischen Bildung, so auch zur zeitgemäß geänderten Form des antiken Dramas zurückkehren werden. Es bleibt die schönste, man möchte sagen, die einzig mögliche Art, die wirkliche Tragik, das wirkliche Pathos künstlerisch als Dichtung zu gestalten. — Höchst charakteristisch sind in dem Gesichte der Rachel die schmalen, schnurgeraden Augenbrauen über den ganz kleinen, schmal geschlißten Augen. Einen intensiv gewaltigern Blick als den ihren, habe ich an keinem Weibe gesehen.

In dem Schauspiel *le moineau de Lesbie* erschien Rachel mit einem Weinlaubkranze in reichster Tracht, überladen mit Schmuck, dessen ächtes Gefunkel prächtig ausah. Ob ihr Costüm so richtig und treu war, als im ernstesten Style, weiß ich nicht. Es hatte jedenfalls den Vorzug in seiner phantastischen Zusammenstellung, an nichts Vorhandenem in der Jetztzeit zu erinnern. Da es allen Vergleich ausschließt, läßt es die Möglichkeit für den Glauben offen, daß die Hetären in solcher Weise sich gekleidet haben mögen.



Das Stück ist sehr einfach. Lesbia ist Catull's Maitresse, er liebt sie, will sich aber, seinen hochstrebenden Plänen zu dienen, mit Sertia, der Tochter eines Patriziers, verheirathen. Seine Freunde verspotten ihn, weil er dem Ehrgeiz seine Freiheit opfert, Lesbia kommt dazu, erfährt seinen Entschluß, den er ihr sehr rückhaltslos und roh kund thut, und verläßt ihn verzweifelnd. Als sie in ihre Wohnung heimkehrt, erblickt sie einen Sperling todt in seinem Bauer, den Catull ihr an dem Tage geschenkt, an welchem sie einander einst ihre Liebe gestanden haben. Sie sieht darin ein böses Omen und bricht trostlos zusammen. So finden sie die Freunde Catull's, die, den Zusammenhang nicht kennend, sie unbegreiflich nennen in dem Schmerze um einen Vogel. Sie eilen zu Catull, und erzählen ihm, wie schnell er und sein Verlust über die geringfügige Kleinigkeit von Lesbia vergessen worden sind. Catull's Eitelkeit fühlt sich verletzt. Er wettet, daß es ihn nur ein Wort koste, Lesbia bei sich zu sehen und sie in Liebe sein eigen zu nennen. Er schreibt ihr, Lesbia kommt, sie erzählt den Tod ihres Vogels, sie und Catull versenken sich, bei der Erinnerung an den Tag, an dem sie den Sperling erhalten, in die Vergangenheit, die alte, nie erloschene

Liebe bricht in Katull hervor. Plötzlich gewahrt Lesbia den für Sexta bestimmten Hochzeitschmuck, und verlangt ihn anversuchen zu dürfen. Tändelnd schmückt sie sich damit, Katull findet sie schöner als je, er will zu ihren Füßen sinken — da treten die Freunde herein, welche verborgen der Scene beigewohnt und seine Wärme für ein Spiel gehalten haben. Sie wünschen ihm Glück zu der von ihm gewonnenen Wette. Lesbia erschrocken, weiß nicht, wovon man spricht, aber Katull beruhigt sie, und als in dem Augenblicke Licinia, die Gefährtinn der Sexta eintritt, Katull zur Hochzeitsfeier abzuholen, erklärt er sich unwürdig die Hand der Sexta zu empfangen, weil er Lesbia noch liebe und immer lieben werde. Licinia geht nach Hause und Katull, seine Freunde und Lesbia beschließen den glücklichen Abend mit einer Festmahlzeit — in der maison dorée auf dem Boulevard. Diese ganze Römergesellschaft besteht nämlich aus lauter ehrlichen Franzosen, leichtfertigen Lebemännern, die sich sehr unglücklich fühlen würden, wenn man sie von den Boulevards und von Paris nach Rom versetzte, da man, nach ihrer Weise, doch allein in Paris zu leben vermag. Sie haben von Römern und von der Antike gerade so viel, als man bei jedem Maskenvermiether erhalten kann.

Das Stück könnte ganz eben so gut *le moineau de Lisette* heißen; und die Ereignisse in neuester französischer Modetracht zwischen dem *Quai Voltaire* und dem *Salon Mabile* vor sich gehen. Es ist im Grunde recht schlecht und die Sprache der Männer streift, für mein Gefühl, oft an das Gemeine.

Das Alles hinderte Rachel aber gar nicht, sehr liebenswürdig und anmuthig in der Rolle zu sein. Auch ihr Scherz, ihre liebevolle Koketterie werden nie modern, und überall dringt in ihrem Spiele der erschütternde Accent der Wahrheit an das Herz. Die Art, in der sie dem Catull die ganze Geschichte ihrer Liebe wiederholt, während sie ihm den Tod des Sperlings erzählt, ist reizend. Ihre süße Bewegung bei der Erinnerung an die ersten glücklichen Tage, das zögernde Uebergehen zu dem Zweifel, das sanfte Weinen, die Ergebung in das, von den Göttern durch den Tod des Vogels, als Nothwendigkeit bezeichnete Unglück — das war Alles eben so natürlich als rührend. Sie war unwiderstehlich, als sie mit Sexta's Hochzeitsjuwelen geschmückt, lächelnd und strahlend im eigenen Schönheitsbewußtsein fragte: »ne suis je pas belle?« Den Glanzpunkt bildete aber der Lie-

• beßdialogue des Schlusses, in dem ihr Partner, Catull, sie sehr gut unterstützte. Sein Sprechen, über ihren Stuhl zu ihr hinabgebeugt, immer leiser und leiser — ihr gespanntes Aufhorchen ohne ihn anzusehen, immer glückseliger — hatten die höchste poetische Wahrheit. Ich genoß es mit dem größten Entzücken, und mit dieser schönen Erinnerung schließe ich die Sendung.

•

---

•

## Fünfzehnte Sendung.●

Vom 6. bis 7. Juli.

---

Sonntag, den 7. Juli.

Barrow, wohin wir gestern gefahren, ist eine hübsche, freundliche Landstadt; aber was eine englische Landstadt und wie hübsch sie ist, das kann man eben nicht beschreiben. Im Grunde weiß ich mir selbst kaum klar zu machen, worin der Reiz besteht, der diese Städtchen, diese englische Landschaft von allem Andern unterscheidet, was ich bisher gekannt. Weber die deutschen, noch die französischen und belgischen oder italienischen kleinen Orte haben diesen Zauber. Es ist ein Hauch der Wohnlichkeit, der gesunden Existenz, der Ruhe und Wohlhabenheit, der höch-

- sten Civilisation über diese englischen Städtchen ausgebreitet, ohne daß dadurch das Gefühl der ländlichen Einsamkeit verwischt; oder die Freiheit des Naturgenusses beeinträchtigt erscheinen.

Man denkt sich immer, chausfirte Straßen in den Dörfern und Gasbeleuchtung in den Dorfschenken, das müsse den Charakter der Ländlichkeit zerstören — es ist hier aber nicht der Fall, und ich wüßte mir, wenn ich nicht im Süden leben könnte, kein angenehmeres Dasein, als das auf dem Lande in England.

Wir waren nicht mit der Eisenbahn, sondern mit einem Wagen hinausgefahren, weil Herr G., der mich zu einem Mittagbrode in Harrow eingeladen hatte, mit Recht den Weg durch das Land angenehmer und unterhaltender für den Fremden glaubte, als die Eisenbahn. Es mag fünf Uhr gewesen sein, als wir nach einer Fahrt von zwei Stunden vor »the kings head«, dem Gasthose in Harrow anlangten, der das Bild Heinrich's des Achten im Schilde führt.

Unser erster Weg galt dem Collegium, einem finstern, auf einem Hügel gelegenen, nun bald dreihundert Jahre alten Gebäude, mit einem großen Auditorium und vielen, zellenartigen Zim-

mern für die Schüler, die alle eisenvergitterte Fenster haben. Dasselbe haben auch die Fenster der um das Colleg gelegenen Häuser, in denen die Schüler bei Professoren leben. Selbst auf den Mauern, welche den Hof des Collegiums einschließen, sind noch hohe, nebartige Eisengitter angebracht. Wozu? das ist nicht recht abzusehen, denn da Harrow an der Eisenbahn liegt, kann Jeder vom Spielplatze fort kommen, sobald er dazu Neigung hat. Nicht fern von dem Collegium ist die Kirche und der Kirchhof, deren Byron gedenkt. Man zeigt ein Grab unter großen, schattigen Bäumen, auf dem der Knabe vorzugsweise zu ruhen und sich seinen Träumen zu überlassen geliebt haben soll. Karitätensammler hatten von der hölzernen Einfassung Splitter abgeschnitten. Dieser neue Reliquienglaube und Reliquienkultus erschien hier eben so unbegründet und so kindisch als der frühere.

Rückkehrend gingen wir nochmals in den Hof des Collegiums. Es schlug sechs Uhr, als wir ihn erreichten; man klingelte, und nun liefen aus dem Thale und von allen Ecken und Enden wohl an zweihundert junge Leute herbei, von achtzehn bis hinab zu zwölf Jahren, viel schöne, frische Jungen darunter, denen Gesundheit und Le-

benßluft herzerquickend aus den Augen lachten. Sie gingen in das Collegium, blieben aber nur wenige Minuten darin und zerstreuten sich dann wieder nach allen Seiten, was in der hellen Abendlandschaft eine sehr hübsche, lebendige Staf- fage machte. Eine große Anzahl, der wir folg- ten, eilte nach dem Cricketplatze, wo sie die Röcke und Säcken abwarfen und, mit den ledernen Handschuhen bewaffnet, das Spiel begannen. Da- men zu Pferde hielten zusehend an der Umzäu- nung — einige Greise aus dem Städtchen saßen, in altmodischer, auf dem Continente gar nicht mehr vorkommender Tracht, innerhalb des Krei- ses. Sie luden uns, die wir draußen standen, freundlich ein, uns auf ihren Bänken niederzu- lassen, oder, wenn uns das nicht anstände, in das Zelt zu gehen, das auf der einen Seite des Platzes errichtet war, und in dem man Erfrischun- gen haben konnte. Ab und zu kam ein Schüler zu den Alten heran, ein paar Worte mit ihnen zu sprechen, und jeder Vorübergehende blieb wenig- stens außen am Spielplatze eine Weile stehen, die Partien zu verfolgen. Es war eine sehr friedliche, heitere Scene. Mir traten eine ganze Reihenfolge alter, englischer Kupferstiche, an de- ren Naturwahrheit ich gezweifelt, vor die Erin-



nerung, mit solch behaglichen, greisen Landbewohnern, mit solch stattlichen Damen zu Pferde und solch frischen, spielenden Jünglingen.

Im Hotel erwartete uns eine treffliche Mahlzeit. Jede Gesellschaft nimmt ein kleines, eigenes Zimmer ein, da man das Zusammenkommen mit Fremden gern vermeidet. Es wird auch für jede solche Gesellschaft alles im Wollen aufgetragen, lauter ganze Braten, keine in Stücke zerschnittenen Portionen. Das macht, wenn der Gasthof, wie es gestern der Fall war, stark besucht ist, die Bedienung schwer. Einzelne Personen und Gesellschaften aßen in den Gartenhäusern und Lauben, andere, wie wir, in den nach dem Garten gelegenen Zimmern des oberen Stockes, und zwischen all diesen verschiedenen Partien rauschte und fuhr ein Diener einher, keuchend, schnaufend, dampfend wie eine Lokomotive, und fortwährend »yes Sir! yes Sir!« rufend. Es war eigentlich jammervoll, die Heße des unglücklichen Menschen anzusehen, und doch mitunter, wenn man den Schreck über sein gewaltsames Eintreten überwunden hatte, komisch. Man hatte immer das Gefühl, ihm mitten im Zimmer, wie ein Lokomotivführer, »Stop!« zuzurufen, damit er nicht im Eifer gleich von der

Thüre durch das Zimmer zum Fenster hinaus in den Garten fahre.

Die Aussicht von dem Kirchhose, von dem Collegienplaze und aus dem Hotel war so schön, wie die von Windsor. Auch hier übersah man ein weites, offenes Thal mit eingehegten Rampen und prächtigen Baumgruppen, und der Rückweg nach London war vollends angenehm. Alle die Landgüter und Schlösser, alle die Cottages Baum beschattet, mit Rosen und Lorbeeren bewachsen, von Epheu umrankt. Vor den Schenken überall lebhafter, heiterer Verkehr, und in London selbst das eifrige Markttreiben der Samstagnacht. Einem Maler hätte auch dieser Tag wieder Skizze auf Skizze bieten und eine wahre Freude sein müssen.

Wie wenig es in England für Männer üblich ist, Mützen zu tragen, sah ich daran, daß von allen Schülern in Harrow nicht ein Einziger eine solche hatte. Sie trugen den Modehut, runde Strohhüte, Calabreser, aber keine Mützen.

Heute nun regnet es schon seit Tagesanbruch, und ein regniger Sonntag bringt eine wirklich merkwürdige Stille hervor. Man hört die einzelnen Fußtritte der spärlich Vorübergehenden auf dem nassen Trottoire klatschen, und in der Nachbarschaft sitzen die Damen, die nicht zur Kirche

gehen können, in apathischem Feiertags-Müffig-  
gange am Fenster. Eine Lady, die sonst sehr viel  
ausgeht, und die ich häufig auf der Straße oder  
am offenen Fenster erblicke, hat schon mehrmals  
ihre Kleidung gewechselt, um Promenadenversuche  
zu machen. Jetzt guckt sie eben wieder zum  
Himmel empor, nach allen Seiten spähend, ob das  
Wetter nicht hell werden, die Wolken sich theilen  
wollen. Es scheint den Wolken aber Ernst zu sein  
mit ihrer dichten Dunkelheit, und ich richte mich  
ruhig auf Regen und auf zu Hause bleiben ein.

Am Morgen habe ich das neue Heft der House-  
hold Words gelesen. Die Household Words  
sind eine Wochenschrift, welche Dickens (Boz)  
redigirt, und die auf vierundzwanzig enggedruck-  
ten, großen Octav-Seiten eine Sammlung skizzen-  
hafter, novellistischer Erzählungen, kleine satyri-  
sche Briefe über Zeitereignisse, kurz, ein angeneh-  
mes Unterhaltungsmaterial darbietet. Der Preis  
für das Heft ist nur zwei Pence. Wie viel  
Dickens, oder was er selbst für das Blatt ar-  
beitet, weiß ich nicht, da die Artikel nicht unter-  
zeichnet sind. Wenn er aber hierbei auch nur  
mit einzelnen und wenigen Aufsätzen betheiligt  
wäre, immer müßte er eine ganz ungewöhnliche  
Arbeitskraft besitzen, da er neben seinen Roman-

dichtungen noch einer der thätigsten Theilnehmer an den Daily News ist. Es kurfirt hier eine, ich weiß nicht, ob in einer Druckschrift oder in der Gesellschaft erfundene Anekdote über ihn. Sie wird scherzend erzählt, als ein Beweis, wie bei Dickens Liebe für den Luxus und Liebe für das Volk und des Volkes Interessen Hand in Hand gehen. Es heißt, als er in die Redaktion der Daily News eingetreten, habe er verlangt, daß man ihm im Redaktions-Bokale ein eigenes Zimmer einrichte, mit rothen Damast-Tapeten, schönen Teppichen, prächtigen Fauteuils und silbernen Arbeitslampen. Dann habe er einen kostbaren Hausanzug hingesendet, und sich, nachdem er diesen angelegt, vor dem Schreibtisch niedergelassen, um die Sache der Nothleidenden zu führen. Natürlich ist von dem Allen kein Wort wahr; aber ich kann auch nicht begreifen, weshalb man nicht mit wärmster Ueberzeugung die Rechte der Armen vertheidigen könnte, wenn man in einem durch eigene Arbeit erworbenen Wohlstande lebt; in einem Wohlstande, den man entbehren müßte, hörte man freiwillig, oder durch Krankheit gezwungen, zu arbeiten auf. Die Liebe für den Luxus ist kein Verbrechen gegen den Arbeitenden, den Armen, denn der Luxus

verschwendet, d. h. er giebt das Geld zurück an andere Arbeiter, mögen es Maler und Bildhauer sein, oder Gärtner, die Frühgemüse ziehen, und Handschuhmacher, welche von der Fabrikation der kostbaren weißen Glaceehandschuhe leben. Strafbar ist allein der Geiz, der ererbte Capitalien aufstapelt; der Luxus eines Selbsterwerbenden ist kein Unrecht, aber der Hülfseruf des Arbeiters, der den gerechten Tagelohn für die Verfertigung der Luxusgegenstände fordert, ist ein Recht.

Heute steht in den Household-Words ein Artikel gegen das noch immer viel besprochene Buch Ledru-Rollin's: Sur la décadence de l'Angleterre. Er ist in Form eines Briefes geschrieben, den ein alter Rentier an Ledru-Rollin richtet, und enthält so viel gute Laune, daß ich den Regentag benutzen will, ihn zu übersetzen.

Christoph Schrimble über den »allmäligen Untergang Englands«.

An Herrn Ledru-Rollin.

Sir! Ich glaube in der Regel an jedes Ereigniß, von dem man sagt, daß es geschehen werde; und da es eine merkwürdige Thatsache ist, daß die meisten Vorgänge, die geschehen, entmuthigender Art zu sein pflegen, stehe ich ein

gutes Theil Angst aus. Ich bin sehr vorsichtig für meine Gesundheit besorgt, nehme eine Menge von Universalmitteln und patentirten Elixiren ein, beobachte das Wetter mit höchster Aufmerksamkeit, trotz alle dem aber bin ich nicht kräftig. Ich glaube meine Schwäche stammt vornehmlich von den Nerven her, an denen während meiner Laufbahn als Attorney ein gut Theil gerrüttelt worden ist, denn ich habe Dinge erlebt, die sie angreifen konnten, aber ich habe die Ehre, und es ist mir ein Gegenstand besonderer Zufriedenheit, Ihnen mitzutheilen, daß ich mich vom Amte zurückgezogen habe.

Sir, ich bin gewiß, Sie sind ein sehr merkwürdiger, öffentlicher Charakter, obschon sie das Unglück haben, ein Franzose zu sein. Ich bin überzeugt, Sie wissen was geschehen wird, weil Sie es in Ihrem Buche »über den allmäligen Untergang Englands« in so beunruhigender Weise darstellen. Ich habe Ihr Buch gelesen, und, Sir, ich bin Ihnen aufrichtig verpflichtet für das, was Sie mich haben leiden machen; ich fühle mich höchst unwohl und höchst dankbar.

Sie haben uns nicht allein eine ganz besonders unglückliche Zukunft verkündet, sondern Sie haben uns auch gezeigt, in welcher elenden Lage

wir hier (ich meine in Footing, meinem Aufenthaltsorte, und den zunächst gelegenen Theilen des britischen Reiches) uns in gegenwärtiger Zeit befinden; obschon ich es wirklich noch nicht bemerkt hatte.

Ich setze voraus, das Ihr Kapitel über die Gesetze dieses Landes das Resultat tiefer Studien ist. Sie werden die Institutionen im Allgemeinen kennen, und auch die »Berichte über einzelne Fälle, die sich ereignet haben.« Gelehrte Ihres Volkes pflegten sich zwar nicht lange Zeit für solche Dinge zu nehmen, aber Sie haben ja wenigstens schon drei Monate unter uns verlebt. Im Verlaufe Ihrer Studien werden Sie unzweifelhaft die nachgelassenen Werke von J. Miller, Schauspieler der Königin, gelesen haben. Hier fanden Sie eben so unzweifelhaft den Proceß von Hammer gegen Longs, einen Injurienproceß, der vor Gogg verhandelt wurde. Herr Flamfacer, ein Advokat, vertheidigte, nach der Aussage des unsterblichen Berichterstatters, die Sache des Klägers mit solcher Kraft, daß, noch ehe er zu seinem Resümee gekommen war, das Haar des gedachten Klägers sich auf dem Kopfe sträubte. Thränen des Mitleids und des Entsetzens über das an ihm begangene Unrecht rollten

seine Wange herab, und sein Schnupftuch auswindend, rief er: »Barmherziger Gott! dieser elende Tongs! Was für eine furchtbare Ohrfeige muß ich bekommen haben! Wer sollte denken, daß man fast todtgeschlagen werden kann, ohne es zu merken!«

Ich bin Hammer, und Sie, Mr. Rollin, sind Tongs. Ihr Buch machte meine Ohren ganz so furchtbar klingen, als hätten Sie mir wirklich eine Ohrfeige gegeben. Ich muß jedoch, um gegen das wenige Haar, das die Zeit mir noch gelassen hat, gerecht zu sein, ausdrücklich bemerken, daß es, selbst während ich Ihre gewaltigsten Phrasen las, keine Neigung zeigte, sich sträubend aufzurichten. Ich fühle mich nur sehr nervös davon; denn — obschon ich nicht glauben kann, daß ein Franzose, der erst seit ein paar Monaten in der Nähe von Leicester Square in London, wohnt, durch Studien oder durch persönliche Beobachtung, sich gründliche Kenntniß erworben haben könne von den politischen, legislativen, ackerbaulichen, kirchlichen, agrarischen, juristischen, kolonialen, kommerziellen Zuständen, von den Fabrikverhältnissen, von dem Erziehungswesen, von den sozialen Systemen und Bedingungen dieses Reiches — so kann



ich nicht anders als annehmen, daß Ihr Buch irgend welche Thatsachen enthalten müsse, wenn ich die große Sicherheit sehe, mit der Sie Sich über alle diese Gegenstände aussprechen. Es muß, wie bei andern Dichtungen auch, wohl irgend eine Wahrheit zum Grunde liegen; es muß, um diesen Band — voll Dampf — zusammenzubringen, doch irgendwo ein Feuer gewesen sein. Oder wäre es nur der Anschein eines solchen?

Denn, Sir! selbst ein blinder Feuerlärm ist unbehaglich; und für einen ältlichen Gentleman mit sehr kleinem Vermögen, vorsichtig angelegt in den drei procentigen Consols, ist es höchst uncomfortable, besonders Nachts, von den schrecklichen Dingen zu lesen, die seinem eigenen Vaterlande bevorstehen sollen. Bei Gott! als ich neulich spät mein Licht auslöschte, und an das Bild dachte, das Sie von Britannia entworfen, schüttelte es mich vor Entsetzen. Es war mir, wie ich mich niederlegte, als erblickte ich Britannias Schatten an der Wand. Selbst in diesem Momente habe ich die Meerbeherrscherinn vor Augen. Sie sieht ungemein elend aus, trotz der belebenden Kraft der Wogen, über die sie beständig regiert (the waves she so constantly

rules). Der Dreizack und das Schild, seit grauen Jahren ihre Stützen, vermögen sie kaum aufrecht zu erhalten. Kummer und Ahnungen der Hungersnoth, welche Sie verkünden, haben die mächtige Großbritannien zu einer kümmerlichen Kleinbritannia zusammenschrumpfen lassen. Der britische Löwe zu ihren Füßen ist im letzten Stadium der Schwindsucht und so furchtbar abgemagert, daß er bald im Stände sein wird aus seiner Haut herauszuschlüpfen; Sie haben aber noch nicht angegeben, Monsieur Rollin, welcher Esel hineinkriechen soll.

Zum Glück für meinen Frieden habe ich, als ich Etwas weiter gelesen, es herausgefunden, daß Sie nicht von Britannia sprechen, wie sie ist, sondern von Britannia, durch eine trübe Brille gesehen, wie sie werden soll — wenn ihr Etwas mehr Blut abgezapft sein wird, von den sie schröpfenden Aristokraten und Staatspensionairen; von den menschenfressenden Baumwollspinnerei-Lords; von der blutdürstenden Ostindischen Compagnie, deren »grausame Habsucht zehn Millionen Indier in einem Monat sterben machte«; von den servilen Pfaffen, welche »ihre Predigt ablesen, damit der Geistliche im Stande ist, seine Rede den Gerichten vorzulegen,

wenn er in den Verdacht kommen sollte, Etwas gegen die Gesetze gesprochen zu haben; »von den Landebelleuten, deren Unterdrückung die Tagelöhner antreibt, einander zu tödten, um die Prämie der Lebensversicherung zu erhalten«; und von verschiedenen anderen nationalen Blutigeln, welche Ihre Phantasie unsern Augen mit der Deutlichkeit zeigt, mit der man durch das Sonnenmikroskop die Ungeheuer in einem Tropfen Themsewasser erblickt.

Aber, Sir! Mr. Hammer sagte: »zu denken, daß man beinahe todtgeschlagen werden kann, ohne es zu merken!« und so, sage ich, kann gleicher Weise auch ein ganzes Kirchspiel — so wie Tooting — oder ein ganzes Land — sowie England — unkommen, ohne es zu merken. Ein Blick in Ihr Buch beweist uns das. Hätte ich es nicht in Ihrem Buche gelesen, ich hätte nicht die leiseste Ahnung davon gehabt, daß »die englische Gesellschaft auf dem Punkte steht, mit einem furchtbaren Krach zusammen zu stürzen.« Die Gesellschaft, so weit ich sie beobachten kann (in Tooting und der Nachbarschaft) scheint vollkommen sorglos zu sein über das ihr drohende Schicksal; und wenn man nach dem urtheilen darf, was man sieht (aber Sie sagen, das darf

man eben nicht) — befinden wir uns gerade jetzt noch besser als in früherer Zeit. In der That, wenn Sie Britannia schildern wollen, wie sie ist, während ich das Gegenwärtige schreibe, wird sie ein noch hübscheres und fetteres Portrait geben, als gewöhnlich.

In Ihrer »Exposition« (für 1850) sagen Sie: Die Aufgabe ist nicht, darzuthun, ob England groß ist, sondern ob seine Größe dauern kann.« Indem Sie also in möglichst höflicher Weise zugestehen, daß England groß ist, sagen Sie ferner, »Großbritannien, welches nur zweihundert Meilen lang, und dessen Boden weit entfernt ist, dem von Arragonien oder der Lombardei zu gleichen, hat dennoch durch seinen Ackerbau, durch eine treffliche Bodenkultur und durch seine Viehzucht, eine Einnahme von mehr als drei Billionen und sechshundert Millionen Franken. Diese Einkünfte des Mutterlandes werden durch den Werth der Produkte seiner Kolonien und Dependenzien fast verdoppelt. Britanniens Industrie, Handel und Manufakturen, schaffen dem Staate eine noch größere Einnahme als die Erzeugnisse des Bodens, dessen unerschöpfliche Minen seinen natürlichsten Reichthum ausmachen, einen Reichthum, der durch das wundervolle System der

englischen Transportmittel, durch sechs und achtzig Kanäle und siebenzig Eisenbahnlinien innerhalb Großbritanniens in Umlauf gebracht und gefördert wird.

Die Total-Einnahme Englands ist über zwölf Billionen Franken. Welche Stelle es unter den andern Nationen einnimmt, das giebt seine Flotte kund und die Zahl der Länder, über die es herrscht. Es besitzt in Europa, außer seinen Nachbarinseln, noch Helgoland, Gibraltar, Malta und die Ionischen Inseln; in Asien das britische Indien mit den tributpflichtigen Ländern, Ceylon und die unterjochten Verbündeten im Punjab und Sinde — das heißt fast eine Welt. In Afrika gehört ihm Sierra Leona, Isle de France, die Sechellen, Fernando Po, das Cap der guten Hoffnung und St. Helena. In Amerika Ober- und Untercanada, Cap Breton, die kleinen Antillen, die Bermudas Inseln, Neufundland, die Bahamainseln, Jamaika, Dominique, Guiana, die Hondurasbay, Prinz Eduard's Insel; und schließlich in Australien Van Diemensland, die Norfolk Insel, Neuschottland und Süd-Australien. Diese verschiedenen Nationen bilden für England mehr als hundert fünfzig Millionen Unterthanen, die acht und zwanzig Millionen des Mutterlandes

eingerechnet. Was Englands Handelsflotte betrifft, so genügen zwei Notizen. Es hat gegen dreißig tausend Segel- und Dampfschiffe, ohne die achttausend Schiffe seiner Kolonien, und es exportirt in einem Jahre für sechs bis siebenhundert Millionen Franken Baumwollenwaren, so daß der Werth dieses einzigen Artikels die Totalsumme sämtlicher Exportartikel Frankreichs übersteigt.

Doch nun zu unserer wunden Stelle! All dieser Landbesitz, all diese Macht, all diese Handelsthätigkeit sind, so sagen Sie, unser Ruin; gerade dieser Reichthum ist unsere Armuth; unser Glück ist unser Elend. Was Montesquieu sagt, und Sie, Mr. Ledru-Rollin, mit Ihrem unfehlbaren Imprimatur besiegeln, das muß wahr sein. „Das Glück der auf Seeherrschaft gegründeten Staaten kann nicht von langer Dauer sein, denn ihre Macht ist auf die Unterdrückung anderer Nationen gegründet, und während sie sich nach Außen vergrößern, unterminiren sie selbst sich innerlich.“

Auf mein Wort, Herr Rollin, das hat viel für sich. Wenn Sie Ihre Nachbarn vergnüglich in Regentstreet herumspazieren sehen; wenn Sie hören, daß „der Löwe von Waterloo“ (auf den

Sie, wie Sie so gut sind in der Borrede zu sagen, »keine verlorene Kugel abzuschießen wünschen«), wenn Sie also hören, daß der Löwe von Waterloo sein gewohntes jährliches Diner für die gewöhnliche Zahl von Gästen giebt, und mit gewohnter Frische dann nachher zu einem Balle geht; wenn man Ihnen erzählt, daß hunderttausend Londoner die Mittel besitzen, sich an den Epsom-Kennen zu erlustigen; und daß durch das ganze Land jetzt mehr Lebensgenuß und weniger Murren ist als jemals, dann begreife ich vollkommen Ihr Entsetzen über die kindliche Achsellosigkeit gegen den furchtbaren »Zusammensturz«, der uns bevorsteht. Ihr Entsetzen muß noch größer sein, als das des Advokaten Flammfacer.

»Wehe!« rufen Sie aus, mit jener »tiefen Bewegung«, von der Ihre Landsleute so häufig ergriffen werden; »wehe!« die Berichte der Regierung weisen nach, daß in dem verwichenen Jahre der englische Pauperismus um elf Procent abgenommen hat, und daß in den Manufactur-districten die Arbeitskraft fast dem Arbeitsbedürfniß gleichkommt. Der Culminationspunkt ist erreicht, der Untergang ist nahe!

Beim Himmel! Herr Rollin, ich zittere wie Sie! Die Vollblütigkeit des Wohlstandes nimmt

zu, und wird um so schneller plagen. Das  
 essende, trinkende, zufriedene, handeltreibende,  
 einfältige, Revolutionen hassende, geistlose, engli-  
 sche Volk »untergräbt sich innerlich selbst.« Wir  
 überladen uns mit National-Wohlstand, wir wer-  
 den eine National-Unverdaulichkeit bekommen, und  
 werden bald unter einem National-Alpdruck in Schlaf  
 versinken. Entsetzlich! und das um so mehr, als  
 »ihr Loos nicht ahnend, die kleinen Schlachtopfer fröhlich  
 spielen.«

Wirklich Sir, ich möchte Sie ruhig und auf-  
 richtig fragen, ob in der That irgend ein Feuer  
 ist auf dem Grunde ihrer Bände voll Dunst?  
 oder haben Sie unsere Annalen und Berichte,  
 und unser Land durch eine feuerfarbene Brille  
 betrachtet, die Alles, was sie erreichen konnte, in  
 Flammen und blutige Gebeine verkehrte?

Ich hoffe zu Ihrer Ehre, es ist so; denn ob-  
 schon ich Ihnen sehr verpflichtet dafür bin, daß  
 Sie uns gewarnt, haben Sie mich doch sehr un-  
 wohl-gemacht. Das ist der größte Schreck, den ich  
 noch jemals erlitten habe. Bei meinem Glauben  
 »an Alles, was nächstens geschehen wird«, habe  
 ich immer ein Hundeleben geführt, seit ich das  
 Katz- und Hundeleben des Advokaten aufgegeben.  
 Erst sollte die Reformbill uns in Grund und



Boden ruiniren; dann drohten uns die Pächter mit dem, was in Folge des Freihandels geschehen würde, und das war nichts Geringeres als eine Hungersnoth. Was geschehen sollte, wenn man die Navigationsgesetze änderte, daran darf ich gar nicht denken. Jetzt wieder sollen wir von dem Erdboden vertilgt werden, wenn wir zulassen, daß Sonntags Briefe ausgegeben werden.

Aber das Alles sind Kleinigkeiten im Vergleich zu dem Unheil, welches, wie Sie Mr. Rollin versichern, geschehen wird, was wir auch thun oder nicht thun mögen. Indes ich bin in mir darüber jetzt im Klaren — ich will in den Untergang nicht mit hinabgezogen werden. Ich werde mein Zelt in Chapel Court abbrechen und mich nach irgend einem ruhigen, sichern Fleck der Erde zurückziehen, etwa nach dem Faubourg St. Antoine, oder an den Fuß des Besuns, oder in die chinesische Tartarei.

Ihr ganz ergebenster

Christoph Shrimble.

Paradis Row, Tooting.

Ob nun das Werk Ledru-Rollin's wirklich so ganz und gar hohl ist, als dieser Brief es darzustellen strebt, vermag ich natürlich nicht zu

beurtheilen, und lasse es dahin gestellt sein. Es liegt aber sicher ein Motiv zur Satyre darin, wenn Ledru-Rollin, der in Frankreich ebenso traurige Erfahrungen mit der Experimental-Politik gemacht hat, dem Staate, der allein in Europa sich stark genug fühlt, den verbannten Republikanern und Socialisten einen Zufluchtsort zu bieten, beweisen will, daß dieser gastfreundliche Staat in seiner Ruhe und Festigkeit sich am Rande seines Untergangs befände.

Nachmittag.

Das Wetter ist heller geworden und „die Nachbarinn“ geht spazieren, gefolgt von ihren zwei Hunden, denen sie mit einer kleinen Pfeife das Zeichen zur Retraite bläst, sobald sie sich von ihr entfernen. Solche Pfeifchen für die Hunde tragen hier die Damen bisweilen an kleinen Schnüren um den Hals gehängt, wie denn in allen derartigen Dingen sich Niemand genirt, dasjenige zu thun, was ihn behaglich dünkt. Kranke Damen z. B. lassen sich, um die Luft zu genießen, auf Rollstühlen in den stilleren Stadttheilen auf und nieder fahren, und lesen dabei so ruhig, wie auf ihrem Sopha. Neben

dem größten Zwang für gewisse Formen der gesellschaftlichen Etikette herrscht eine volle Freiheit in andern Beziehungen, und Jeder lebt mit höchster Willkür sich selbst und seinen Neigungen. — Das Einzige, was mir an vielen Engländern sehr unangenehm auffällt, ist ihr Streben nach vornehmen Bekanntschaften, und die Kastlosigkeit, mit der man sich in die Höhe zu bringen, womöglich sich am Hofe vorstellen zu lassen trachtet. Es kommt dadurch etwas Kleinliches in die Menschen, das um so schärfer hervortritt, je mehr es gegen die sonstige Tüchtigkeit des Nationalcharakters absteht. Alle Romandichter, Novellisten, Satyriker geißeln diese Schwäche seit langen Zeiten, jeder Engländer anerkennt diesen Zug, als einen seinem Volke im Grunde nicht zustehenden Fehler, und doch bleibt Alles, wie es bisher gewesen und der Stoff zu immer neuen Satyren nimmt kein Ende.

Ich habe früher geglaubt, daß in diesem Betracht in den Romanen Vieles übertrieben werde, daß der Wechsel der Schicksale nicht so grell, die Scheineristenzen des Luxus nicht so oft über Noth und Elend gebreitet sein könnten, jetzt aber bin ich sicher, daß es gerade so ist, wie die Dichter es uns schildern. Was mich zu diesem Glauben

bestimmt, sind nicht tiefe Beobachtungen über das Leben, die ich noch nicht gemacht haben kann, sondern einfach die Betrachtung der Trödelnaden.

Eine solche Menge von Trödelhandlungen und so vollständige, reiche Ameublements in denselben, habe ich nirgend sonst gesehen. Die kostbarsten, fast noch neuen Möbel, die elegantesten Uhren, Tischgeräthe, Service, Nippes, sind oft in buntem Durcheinander aufgestapelt, und verrathen, daß sie eben nur kurze Zeit benutzt und dann hieher gewandert sind. Man sagt mir, daß nach der Saison diese Magazine gerade noch einmal so überfüllt wären, und daß es in der That nicht von der Prachtliebe herrühre, welche in jedem Jahre eine neue Einrichtung verlange und die frühere deshalb verkaufe, sondern daß Nothwendigkeit die Menschen zwingt, einen erborgten Scheinlurus von sich zu werfen, um mit dem Erlös wenigstens einen Theil der aufgehäuften Schuldenmasse abzutragen.

Neulich gerieth ich einmal in der Gegend von Oxfordstreet in Edwardstreet an eine Sackgasse, die ein vollständig fortlaufender Trödelmarkt war. Zu beiden Seiten sah man Haus bei Haus Möbel und Geräthschaften aufgehäuft, ja die ganze, freilich sehr schmale Straße war damit

vollgestellt. Die Pflasterung bestand aus großen Steinquadern, nicht wie sonst aus einer macadamisirten Chaussee. Eine solche würde auch ganz überflüssig an dem Orte sein, weil kein Wagen die Straße passiren kann. Der Anblick derselben hatte etwas ungemein Peinliches. Die Abenddämmerung war schon angebrochen und ihre Schatten lagen tief in dem Gäßchen, obschon die Spitzen der Häuser in der anstößenden Straße noch hell im Sonnenschein erglänzten. Während es warm und trocken war in der ganzen Stadt, schauerte man in dieser Trödelstraße zusammen unter dem Einflusse einer undurchwärmten, feuchten Atmosphäre, die durch jene Ausdünstungen, welche alten Möbeln und verschlossenen Räumen eignet, noch schwerer für das Athmen wurde. Hier und da kamen die Besitzer der Magazine vor die Thüren, theils uns nach unserm Verlangen oder Bedürfen zu fragen, theils um die ausgestellten Verkaufsartikel in die Häuser zurück zu ziehen. Blasse, skrophulös aussehende Kinder spielten auf der Straße, deren Quadern glitschig waren von ausschwitzender Feuchtigkeit. Es war ein unbeschreiblich trauriger Ort, und man konnte nicht ohne Jammer an die Menschen denken, welche hier zu leben gezwungen sind, hier ihr

farbloses Dasein ohne Luft und Licht hinschwinden lassen müssen.

Die Gegenstände, welche in dieser Sackgasse feil geboten wurden, gehörten nicht zu den wenig gebrauchten Luxusgegenständen. Sie bestanden aus gewöhnlichem Hausrath, wie der Unbemittelte ihn verkauft und ersteht. Darunter befanden sich aber drei kleine, steinerne Statuetten, die mir in ihrer Art wirkliche Meisterwerke schienen. Es waren zwei trinkende Männer und eine trinkende Frau. Die drei sitzenden, etwa ein und einen halben Fuß hohen Figuren bildeten keine Gruppe, sondern hatten jede einen besonderen Sockel und waren nur durch ihren inneren Zusammenhang zu einem Ganzen verbunden. Sie stellten Menschen aus den arbeitenden Ständen dar, welche in behaglicher Ruhe beim Alekrüge plauderten. Der erzählende Eifer des Einen, das bequeme Zuhören des Andern, und die Spannung der dicken, alten Frau, die an dem Munde des Sprechenden hing, um ihm, sobald er nur eine Pause machen würde, das Wort von den Lippen fortzuschneiden und sich selbst zur Erzählerinn zu machen, waren mit der größten Naturtreue ausgedrückt. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß die Plastik solch heitern, naiven Hu-

mor entwickeln, daß man sie zur Komik herabstimmen könne, ohne daß sie dadurch unschön werde. Es lag eine Hogarth'sche Laune in jedem Zuge der Trinkenden, und daß die Statuetten nicht aus Marmor, sondern aus einem graugelben Sandsteine gearbeitet waren, trug sicherlich zu ihrer guten Wirkung bei. Die edle Steinart hätte einen Contrast gebildet gegen das Alltägliche des Motives, so aber gingen der gewöhnliche Stoff, und der dem gewöhnlichen Leben entnommene Gegenstand Hand in Hand, und verbanden sich zu solch heiterm Ganzen, daß ich beim Rückwege immer an die Figuren denken und immer wieder über sie lachen mußte.

---

## Sechszehnte Sendung.

Vom 8. bis 12. Juli.

---

Den 9. Juli.

Ich hatte für gestern eine Einladung zum Frühstück angenommen, und fuhr also schon früh nach Chelsea hinaus, wo die Familie des Kapitäns B. S. in der anmuthigen Stille der Uferstraße wohnt. Es war außer dem Frühstück auf einen Besuch mehrerer wissenschaftlicher Institute abgesehen, zu denen der Einfluß des sehr gelehrten Kapitäns S. uns den bequemsten Zutritt eröffnen konnte.

Wir begannen unser Tagewerk mit dem Besuche von Sommersethouse, das mir, mit Ausnahme der Paulskirche, unbedenklich das schönste



Gebäude Londons zu sein scheint, und das einzige, welches einen würdigen Wohnort für die Beherrscher Englands darböte, weil es an der Themse und im Herzen der City gelegen, so stolz und prächtig herabsieht auf die Stadt und auf den majestätisch dahinfließenden Strom.

Es ist wunderbar, wie man gleichgültig wird gegen den Sinn und den Gebrauch gewisser Worte. Als ich eben »Beherrscher Englands« schrieb, hielt ich unwillkürlich inne, weil das Wort mich stutzig machte. Ich wollte »Herr« wählen, und es paßte noch viel weniger. Wir sind in Deutschland mit unserer Sprache noch so sehr von den absolutistischen Zuständen befangen, daß uns »König, Beherrscher, Herr« fast gleich geläufig sind, wenn wir das Staatsoberhaupt bezeichnen wollen, und doch wäre es an der Zeit, die Sprache in diesen Dingen streng zu handhaben, weil der nachlässige und gleichgültige Gebrauch bedeutungsvoller Worte den Sinn abstumpft und die Begriffe verwirrt.

Die Franzosen haben in der Revolution des Jahres 1830 es wohl gefühlt, daß es nöthig sei, den Thatbestand mit dem Ausdruck in strengen

Einfluß zu bringen. Sie änderten den Titel eines Königes von Frankreich, in den eines Königes der Franzosen um, sie nahmen dem Könige damit in gewissem Sinne das erbliche Anrecht an den Besitz des willentlosen Grund und Bodens und machten ihn zum Könige von Menschen, deren Oberhaupt er nur so lange sein konnte, so lange diese ihn als solches anerkennen wollten. — In England ist das freilich anders. Viktoria heißt heute noch die Königin von England, und doch scheint es mir unmöglich, sie als die Beherrscherin oder Herrin Englands zu bezeichnen, denn England wird nur von seinen Einwohnern beherrscht in freiester Selbstregierung. Der Engländer fühlt sich auch so sehr als den Herrn seines Landes, daß er sich mit England identificirt, wie Ludwig der Vierzehnte mit dem Staate; und wie dieser sagen konnte: *l'état c'est moi!* — so könnte jeder Engländer sagen: *ich bin England!*« denn die Verletzung der Rechte des niedrigsten Engländer im Inlande oder Auslande, ist nach englischen Begriffen sehr richtig ein Verbrechen gegen den Staat, und würde als ein solches auch geahndet werden. So fest die Engländer an der Monarchie hängen, so entschieden sie die erbliche Würde des Staatsoberhauptes ver-

treten, so scheint mir das Alles doch von einem andern Geiste auszugehen, als in Deutschland. Bei uns ist, die Unterordnung unter eine Herrscherfamilie fast immer ein Akt angeboren, für nothwendig gehaltenen Gehorsams. Man erwartet von den Fürsten einen willkürlichen Schutz, eine Förderung des Guten, ein Hindern des Schlechten, denn bis auf diese Stunde übt bei uns der persönliche Wille der Fürsten seinen vollen Einfluß auf die Entwicklung des Landes aus. In England ist das Landesoberhaupt gleichsam nur das Symbol der Macht, das man in seiner Erblichkeit erhalten hat, um dem Ehrgeiz der Prätendenten für die höchste Würde nicht Raum, und keinen Anlaß zu Intriguen zu gewähren. Die Macht und Willkür des französischen Präsidenten gehen sicher weiter, als die der Königin von England. Das empfindet auch jeder Engländer auf das Lebhafteste. Täglich hört man von den Männern aller Klassen das Lob der englischen Verfassung, das noch wärmere Lob der eigenen, innern Verwaltung, und fast immer eine große Zufriedenheit mit der augenblicklichen Lage des Landes aussprechen.

Aber nicht davon wollte ich erzählen, sondern von Sommersethouse, das der Protektor Sommer-

set erbaute, um wo möglich mit diesem, seinem Palaste alle Schlösser Englands, namentlich das eben etrichtete Palais in Hamptoncourt zu verdunkeln. Er war dabei in der Wahl seiner Mittel nicht ängstlich, denn das Handbuch berichtet: »Viele rechtschaffene Gemüther bekamen in jener Zeit eine schlechte Meinung von dem Protektor, weil er eine Kirche und zwei Bischofsitze niederreißen ließ, um Raum für sein neues Gebäude zu schaffen. Als man das Fundament legte, mußte man die zahllosen Knochen der hier um die Kirche Beerdigten ausgraben und auf die Felder werfen. Das Baumaterial der niedergeworfenen Gebäude aber verwendete er für seinen Palast. Da er es bei weitem nicht ausreichend fand, ließ er die Kirche von St. Johannes von Jerusalem in Smithfield, das Kloster an der Nordseite der Paulskirche und das Beinhaus an der Südseite mit der dazu gehörigen Kapelle unterminiren und mit Pulver in die Luft sprengen, um Steine zu gewinnen für sein Schloß. Man versichert, er habe auch St. Margarethskirche in Westminster niederreißen wollen, und nur sein Stolz habe ihn daran verhindert.«

Nach seinem Tode kam Sommersethouse in den Besitz der Krone, und die Königin Elisabeth

überließ es einem ihrer mütterlichen Verwandten. Später wohnte Anna von Dänemark, die Gemahlinn Jakobs des Ersten dort. Es heißt von ihr, daß sie sich und ihre Damen fast beständig als Nymphen oder Nereiden kleidete, und bei den häufigen Festen, zum Entzücken des Publikums, in ihren phantastischen Costümen öffentlich zu erscheinen pflegte. Nicht weniger vergnügungssüchtig muß der Hofstaat der in Sommersethouse regierenden Henriette von Frankreich gewesen sein, den ihr Gemahl, Carl der Erste, förmlich vertreiben lassen mußte, um nur eine gewisse Ruhe und Schicklichkeit in der Nähe seiner königlichen Ehehälfte herzustellen. Philaret Chales giebt davon in seiner Geschichte der englischen Revolution, die freilich etwas im Charakter des historischen Romanes gehalten ist, eine treffliche Beschreibung. Das vorerwähnte Handbuch aber theilt ein eigenhändiges Billet des Königs an den Herzog von Buckingham mit, das diesen ermahnt, da die französischen Herren und Damen mit dem Verlassen des Schlosses zögerten, sie zur Eile anzutreiben. Es ist im vertraulichsten Tone geschrieben und lautet:

\*) »Steenie!

I have received your letter by Dic Greame (Sir Richard Grahame.) This is my answer: I command you to send all the French away to-morrow out of the towne, if you can by fair meanes (but stike not long in disputing), otherways force them away, dryving them away lyke so manie wilde beastes, until ye have shipped them, and so the devil goe with them. Let me heare no answer, but of the performance of my command. So I rest your faithful, constant, loving friend.

C. R.

Oaking.

The Seventh of August 1626.

Später, nach dem Ausbruche der Revolution, verbrannte das Volk alle Heiligenbilder und die katholische Kapelle der Königin in Somerset

\*) Steenie!

Ich habe Deinen Brief durch Dick Greame (Sir Richard Graham) erhalten. Dies ist meine Antwort: Ich befehle Dir, morgen alle Franzosen aus der Stadt zu schaffen, wenn Du kannst, auf friedlichem Wege (doch verliere keine Zeit mit dem Herumstreiten), sonst zwinge sie zu gehen, indem Du sie wie wilde Thiere fortjagst, bis Du sie an Bord hast und

House und ein Jahr darauf, nachdem Cromwell's Leiche dort in Parade ausgestellt worden, sollte es mit den Schlössern und dem ganzen Besitze des hingerichteten Königs versteigert werden, um den Sold für die Armeen aufzubringen. Die Restauration aber kam dazwischen, Somerset House ward die Residenz der Wittwe Karl's des Ersten und blieb fortan der Wittwensitz der Königinnen, bis im Jahre 1775 Buckingham House dafür bestimmt wurde, weil man das alte Somerset House niederreißen, und ein neues, zur Aufnahme verschiedener Verwaltungskollegien bestimmtes Gebäude auf dieser Stelle errichten wollte.

Dieser neue nach Zeichnungen von Sir William Chambers errichtete Pallast, ist das jetzige Somerset House. Es umgiebt in vier langen Flügeln einen prächtigen Hof, und hat gegen das Wasser hin, aus dem es stolz wie ein Venezianischer Palast emporsteigt, mehrere Pforten und Thore. Der Haupteingang ist vom Strand,

---

dann hole sie der Teufel. Laß mich keine Antwort haben, als daß mein Befehl vollzogen ist. Damit verbleibe ich

Dein getreuer, beständiger, liebender Freund  
G. R.

Dating, den 7. August 1626.

von wo aus der Anblick des innern Schloßhofes sehr großartig ist. Die merkwürdigste Eigenthümlichkeit des Palastes aber, ist ein höchst lustiges, helles Souterrain von zwei Stagen, das eine Höhe von vierzig Fuß hat. Ob man es in dieser Weise bauen mußte, um das Terrain des Strand mit dem Themse-Ufer in Uebereinstimmung zu bringen, oder weshalb es sonst geschehen, weiß ich nicht. Es hat indessen etwas sehr Auffallendes, wenn man aus dem Rez de Chaussée noch zwei Treppen hinabsteigt, und aus beiden Stagen des Souterrain auf den Erdboden blickt, den man vierzig Fuß tief und etwa fünfzehn Fuß breit wie einen Graben rund um das Souterrain abgestochen hat, so daß er sich wie ein Wall vor dem Unterbau des Palastes erhebt.

In Sommerset House sind die Büreaus der Flottenverwaltung, das Proviantamt, Stempelamt, verschiedene Steuerämter und noch eine große Anzahl von Verwaltungsämtern. Außerdem aber befinden sich hier auch die Royal Society und die Antiquarian Society.

Wir besuchten zuerst das zur Royal Society gehörige Local der astronomischen Gesellschaft, in dem wir die Maschine sahen, mit welcher Lord



Kofse die Gläser seiner großen Teleskope schleift, und eine zweite Maschine, mit der die optischen Linsen auf eine andere Weise hergestellt werden. Daneben gab es eine Vorrichtung, in welcher ein Wendel sich in einem luftleeren Raume bewegte, was für irgend einen wissenschaftlichen Zweck sehr wichtige Resultate liefern soll; ferner ein Instrument, mit dem man berechnen kann, um wie viel ein Haar breiter ist als das andere; und noch mehr solch merkwürdiger Dinge. Darin, in der Masse, lag aber für mich wieder das Störsame. Die Damen, welche die Güte gehabt hatten mich hinzuführen, waren mit all diesen Dingen vertraut, und konnten sich offenbar meine vollständige Unkenntniß derselben nicht in ihrer ganzen Ausdehnung vorstellen. Sie und der sehr gefällige Aufseher des Museums bemühten sich mit der größten Güte mir die Construction und die Wirksamkeit, den Zweck und den Erfolg der verschiedenen Instrumente begreiflich zu machen. Hätte ich nur ein Einziges gesehen, so würde ich es wohl verstanden haben, weil man es mir sehr deutlich machte — jetzt aber, wo man mir eine Reihenfolge von Maschinen gezeigt hat, haben sich schon nach wenig Stunden, all die Schrauben und Räder zu einem Ganzen in mir vereinigt, und mir ist wußt davon zu Muthe wie einem

Zauberlehrling unter den Beschwörungsapparaten seines Meisters. In dem Drange, dasjenige verstehen zu wollen, wofür es mir an allen Anknüpfungsmitteln gebrach, wurde mir zuletzt schwindelnd, als würde mein Verstand von all den Räderchen zermahlen, und das Göthesche »mir wird von alle dem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopfe herum« fand in dem Augenblicke auf mich seine vollständigste Anwendung.

Ich lebte förmlich auf, als wir in die Räume der Antiquarian Society kamen, für deren Museen ich einen Maßstab, mit deren Besitzthümern ich einen Zusammenhang hatte. Was mich dort am meisten interessirte, war ein Holbein'sches Bild der katholischen Marie, ein feines, eigenfinniges Gesicht mit bräunlich rothem Haar, das aber sehr hübsch aussieht. Sie hat schmale, festzusammengekniffene Lippen, eine steife in sich abgeschlossene Haltung, das vollendeteste Bild einer kalten Natur, eingeschnürt in das Selbstbewußtsein ihrer tadellosen Gottgefälligkeit. Auch von den ersten Heinrich's und Eduard's waren Portraits vorhanden, aber alle noch in jener Zeit gemalt, in der man nur den menschlichen Typus, nicht die Individualität darzustellen vermochte, und aus der deshalb alle Bilder sich ziemlich ähnlich sehen.

Zwei Portraits von Richard dem Dritten hatten schon mehr Charakteristisches und beide keinen bösen oder harten Ausdruck. — Die eigentliche Antiquitäten Sammlung ist nicht bedeutend.

Darauf besahen wir noch den großen Sitzungs-saal der Royal Society. Auch diese Gesellschaft ist aus einem kleinen Privatvereine hervorgegangen, der sich schon vor der englischen Revolution zur Verfolgung wissenschaftlicher Zwecke gebildet hatte. Die Revolution löste ihn auf, zerstreute seine Mitglieder, aber die Wenigen, welche die Jahre des Bürgerkrieges überlebten, fingen sich bei der Rückkehr friedlicher Zeiten wieder zu versammeln an. Sie zogen endlich die Aufmerksamkeit des Königs Karl des Zweiten auf sich, und dieser ernannte sie im Jahre 1663 zu einer Corporation unter dem Namen: The president, Council and Fellows of the Royal Society of London for improving Natural Knowledge. Man sagt, daß der König die Gesellschaft sehr geehrt und durch häufigen Besuch der Sitzungen in ihren Bestrebungen ermuthigt haben soll.

Der Saal enthält viele Originalportraits berühmter Männer, von denen einige recht gut sind. Ich sah das Bild Galilei's, ein freimüthiges Gesicht mit weit offenen Augen, aus denen der un-

besieglichste Zweifel hervorlacht, während ein sarcastischer Zug den Mund umspielt. — Deskartés, sehr brünett, mit starken, dicht zusammengezogenen Augenbrauen und schwarzen, scharfen Augen von unwiderstehlicher Klugheit. — Fontenelle, ein feines, aber etwas vertrocknetes, in Stubenluft verhußeltes Männchen; endlich ein schönes Portrait und eine prächtige Büste von Newton, an der die Nase, die Nasenflügel, der Mund und das Kinn von solcher Schönheit, von solchem Adel sind, daß man sie einem Götterbilde geben könnte. Es mögen an fünfzig Bilder dort gewesen sein, viel neuere Celebritäten darunter, ich habe sie aber nicht betrachtet oder nicht behalten.

Nun sollte noch die United service institution und die geological institution in Augenschein genommen werden. Ich war aber so ermüdet, daß ich meine Begleiterinnen nicht ihre Zeit mit Erklärungen verschwenden lassen wollte, die zu verstehen ich bereits zu stumpf geworden. So empfahl ich mich ihnen dankend, und sah wie nöthig dies gewesen, als ich mich plötzlich an dem nördlichsten Punkte Londons befand. Zerstreut, verwirrt und übermüdet, hatte ich nämlich an Hungerford Bridge, wo wir uns trennten, einen falschen Omnibus gewählt, und mich auch nicht

in den Straßen umgesehen bis der Wagen stille hielt, und ich mich mindestens drei Viertel deutsche Meilen von meiner Wohnung entfernt fand, die ich dann mit zwei andern korrespondirenden Omnibus, spät und müde genug, erreichte.

Abends war eine Soiree bei Mrs. Prokter. Sie begann gegen zehn Uhr und war besucht und belebt. Man kam und ging, und genoß an einem aufgestellten Buffet Thee und Erfrischungen. Im Laufe des Abends sah ich fast alle litterarischen Celebritäten, die ich bisher kennen gelernt, und Mrs. Jamesson und Mr. Tom Taylor, die ich früher noch nicht gesehen hatte. Mrs. Jamesson rechtfertigt schon in ihrer äußern Erscheinung den Ruf der Liebenswürdigkeit, die man ihr zuerkennt. Sie ist eine schöne, freundliche, geistesfrische Matrone, und ich bedaure es, daß ich sie schwerlich wiedersehen werde, da sie auf dem Lande wohnt, und in kurzer Zeit nach Deutschland gehen wird. Mr. Taylor, die zweite neue Bekanntschaft, ist der Verfasser jener Lustspiele, deren ich schon gegen Dich erwähnte. Ein brünetter Mann von einigen dreißig Jahren, mit einem entschiedenen Ausdruck von Klugheit und Freimuth. Auch er klagte über den Verfall des englischen Nationaltheaters, über die mangelnde

Theilnahme des Publikums für dasselbe, obschon er selbst sich darüber nicht zu beschweren hat, denn sein neuestes Lustspiel soll mehr als hundert Aufführungen in einem Jahre erlebt haben.

Diese fehlende Theilnahme für das Theater, über die man fast überall klagen hört, liegt nach meiner Ueberzeugung nicht in der geringer werdenden Empfänglichkeit der Völker, sondern in dem fehlenden Zusammenhange der Dichter mit dem Empfinden ihrer Zeit. So oft ein Dichter den Ton getroffen, der in dem Herzen seiner Zeitgenossen eine Resonanz hatte, ist ihm, wie ja auch Taylor es erfahren, eine lebhaftere Anerkennung begegnet, aber von wie vielen Dramatikern kann man dieses rühmen? — Anderer Seits glaube ich, daß in England ein äußeres Motiv gegen den Besuch der Schauspiele mitwirkt, und daß die enorm hohen Preise der beiden italienischen Opern, dem Nationaltheater alle Theilnahme entziehen.

Wie die englische Gesellschaft einmal organisiert ist, hat Jeder das Bestreben, für reich oder doch für vermögend zu gelten, und liebt es daher, sich an den Orten sehen zu lassen, die nur dem Reichen zugänglich sind. In der Saison einmal die italienische Oper zu besuchen, ist eine

Ehrensache für den Unbemittelten, wie es für den Reichen eine Genugthuung ist, dort eine Loge für die ganze Dauer der Vorstellungen zu besitzen. Statt dreimal im Jahre in das englische Schauspiel zu gehen, geht man aus Eitelkeit einmal in die italienische Oper, und der Besuch der Nationalbühne, und damit die Theilnahme an ihren Productionen, werden der Mode zum Opfer gebracht. Könnte man die Unternehmer der Opern zwingen, die Preise zu ermäßigen oder vielmehr sie mit den Schauspielen gleichzustellen, so glaube ich, daß sich die Neigung vieler Menschen, welche wenig von Musik und kein Wort Italienisch verstehen, bald naturgemäß der vaterländischen Bühne, dem Schauspiel und der Muttersprache zuwenden würde. Es liegt in unserer Natur ein Streben nach Allem, was uns schwer erreichbar ist; aber den eigentlichen Genuß haben wir doch von demjenigen, was sich uns innerhalb unserer Sphäre als das uns Nächstliegende darzubieten pflegt; und bei einem Volke von so starker Vaterlandsliebe, wie die Engländer, ist diese ausschließliche Neigung für das Fremde sicher nur ein vorübergehender und durch äußere Einwirkungen erzeugter Irrthum, von dem man wieder zur Wahrheit zurückkommen wird.

Den 9. Juli, Abends 10 Uhr.

Wie diese große Stadt in sich ganz eigenthümliche Lebensgewohnheiten erzeugt, das lernt man immer mehr und mehr einsehen. In den ersten Tagen meines hiesigen Aufenthaltes konnte ich es nicht begreifen, warum man hier in London soviel Werth legt auf den Besitz eines spare-bed-rooms (Fremdenzimmer), während mir jetzt sein Nutzen immer mehr einleuchtet.

Ich war zum Mittagessen in die Familie des Professor S. geladen, man hatte Verwandte vom Lande zum Besuche, die nur für den einen Tag zur Stadt gekommen waren, und eine junge Dame, eine Freundinn der ältesten Tochter, welche eine Woche bei ihr bleiben sollte. Ich fragte sie, woher sie wäre? — „Aus London,“ antwortete sie, „aber da wir ganz am anderen Ende der Stadt wohnen, können wir uns sehr selten sehen, und besuchen uns dann gelegentlich auf einige Tage.“

Ebenso hörte ich neulich von einer älteren Dame, die seit achtzehn Jahren Erzieherinn in einer der angesehensten Familien Englands ist, sie gehe zu Verwandten, zu einem deutschen Arzte, in die



City, um dort mit Landsleuten zum Thee zusammenzutreffen, und werde die Nacht dort schlafen, da sie so spät keinen Omnibus zur Rückkehr fände und die Kabs nach zwölf Uhr für solche meilenweiten Weg zu theuer wären. — In gleicher Weise sagte man mir heute Mittag, als wir den Plan machten, zusammen in das Theater von Sadlers Well zu gehen: „Dann bleiben Sie aber die Nacht bei uns, denn so spät können Sie doch nicht mehr nach dem Westende kommen, wenn Sie keinen Wagen bestellen, was eine unnütze Ausgabe wäre.“

Das Alles bedingt und erzeugt eine Leichtlebigkeit, eine Gastfreiheit und Unbefangenheit im Verkehr, von der wir uns in Deutschland keine Vorstellung machen. Bei uns ist es ein Ereigniß, eine Nacht außer dem Hause zu schlafen, für das man wenigstens einen Nachtsack packen und verschiedene Vorrichtungen treffen muß, und auch einen Gast zu beherbergen, ist man nicht überall so eingerichtet, als in London. Wohin man kommt, findet man nicht nur das sauberste Geräth für die Toilette vorrâthig, sondern auch Morgenschuhe und einen losen Morgenrock von waschbarem Zeuge, den man beim Aufstehen und Ankleiden überwerfen kann. Die Nachtkleidung

borgt die Hausfrau oder der Hausherr, und ohne alle Vorbereitung ist man heimisch eingerichtet.

Es ist räthselhaft, weshalb die Engländer den Ruf der Steifheit, der Abgeschlossenheit, der geselligen Unbehülflichkeit erhalten haben, da Jeder, der sie in ihrer Heimath kennen lernen und beobachten konnte, das Gegentheil wahrgenommen haben muß. Dabei ist es liebenswürdig, wie froh es sie macht, wie dankbar sie es aufnehmen, wenn man ihnen sagt, daß man gern im Lande lebe und daß man England schön finde. Mir wächst dieß Land geradezu in's Herz hinein. Die formvolle und doch herzlich wohlwollende Art des Verkehrs ist mir eine täglich neue Erquickung. Niemand ist aus Gemüthlichkeit neugierig, Niemand aus Freundschaft zudringlich mit unberufenen Rathschlägen, Niemand grob, um wahr zu sein. Man tritt sich auch nicht so nahe, daß man die Grenze nicht mehr zu unterscheiden müßte, welche die persönlichen Freiheiten von einander trennt und jeder Individualität ihr Sonderdasein wahrt; aber man ist überall bereit, dem befreundeten Menschen dasjenige zu sein und zu leisten, was er bedarf, und so dienstfertig, vorauszusetzen, der Freund werde fordern, was er wünsche.

---

Den 10. Juli.

Die ganze letzte Zeit haben wir sehr kalte, von stündlichen, eisigen Regenschauern zerstörte Tage gehabt. Der Abstand dieser Temperatur gegen das frühere, warme Wetter war so grell, daß er selbst mir auf die Nerven gewirkt hat. Dabei ist die Luft trotz der Kälte immer schwer, man fühlt es wie Blei in den Gliedern, und vermag die Augenlider kaum zu heben. Das hat mich die letzten Tage unlustig zum Schreiben gemacht, so gern ich Dir die Fata Morgana meiner Erlebnisse in diesen Briefen wiederscheinen lasse, und ich bin etwas in Rückstand gekommen.

Am Morgen war Lumley's letzte musikalische Matinee in Her Majesty's Theatre, das aber kein königliches, sondern, wie alle hiesigen Theater, eine Privatunternehmung ist. Ein Concert, wie das heutige, habe ich nie gehört; es ist auch nur in den Weltstädten möglich, wie Paris oder London, in denen die ersten Künstler sich zu einer solchen Aufführung zusammenfinden. Man trug wieder — und das ist wirklich eine Barbarei — vierunddreißig Piecen vor. Wir hörten zwanzig davon mit an und gingen dann fort.

Den Anfang machte die achte Symphonie von Beethoven, die von einem dreifach besetzten Orchester vortrefflich ausgeführt wurde. Es folgte das Duett »Qual anelante«, vorgetragen von Miß Hayes und Madame Giuliani, einer sehr guten Sängerin. Eine Arie mit Chor aus »Fidelio«, gesungen von Signor Belletti. Das Quartett »Come, ohime« aus »Mina Pazzo« durch die Damen Giuliani und Parodi, und die Herren Baucarde und Coletti ausgeführt. Darauf trat als Debütantinn eine Mademoiselle Masson auf, die mit Gardoni ein Duett aus dem »Giuramento« von Mercadante sang. Gardoni, der vor acht, neun Jahren in Berlin an der Königsstädtischen Oper angestellt war, und von dort förmlich für Paris entführt wurde, hat seitdem an Kunst gewonnen, aber, wie mir scheint, an Jugendfrische sowohl im Aeußern als in der Stimme, viel verloren, obschon er noch immer eins der lieblichsten Organe hat.

Nach diesem Duett trat Thalberg auf, den ersten Satz der C-moll-Symphonie zu spielen, und ich glaube, daß ist, wenn nicht das Größte, so doch das Rührendste gewesen, was ich von musikalischen Leistungen gehört habe. Man hat

so oft Liszt und Thalberg mit einander vergleichen wollen, so oft die Frage aufgestellt, wer von ihnen größer sei; das Eigene an ihnen ist aber gerade, daß man sie gar nicht vergleichen kann. Sie beherrschen, wie mir scheint, mit ihrem Talente zwei vollkommen verschiedene Selten der Musik; man möchte sagen, Liszt spielt wie ein die Welt besiegender Titan, Thalberg wie ein der Welt entrücktes Wesen. Es ist auch, als ob sie ein ganz verschiedenes Verhältniß hätten zur Musik und zu dem Instrumente. Liszt behandelt die Musik und den Flügel wie ein geistreicher, poetischer Königssohn seine angebetete, vergötterte Geliebte. Er macht das Unmöglich möglich für sie, er wird ihr gegenüber wunderbar phantastisch in seinen Schöpfungen, wie die Natur selbst. Er überbietet sich in Einfällen, er findet immer Neues, sie und sich selbst zu überraschen, und das Gegebene durch noch Schöneres zu übertreffen, und verlangt von ihr ein Eingehen in Alles, ein sich Hergeben zu Allem; er läßt sie nie vergessen, daß sie sein Werkzeug, daß er ihr Herr ist, auch wenn er sich vor ihr anbetend in den Staub wirft. Sie schwelgen in Extasen, sie stürzen sich zusammen vom Himmel durch die Welt zur Hölle, und wir Alle, die sie in ihrem Fluge berühren,

werden von der göttlich dämonischen Gewalt mit fortgerissen.

Thalberg hingegen behandelt die Musik wie ein verehrtes Weib, mit tiefer Achtung ihres Werthes, mit voller Hingebung seines ganzen Seins an sie. Er verlangt Nichts von ihr, was nicht in ihrer Natur liegt; aber er weiß es, daß es nur seines Willens bedarf, damit sie ihm ihren vollen Reichthum biete, damit sie die ganze Kraft und Schönheit, den ganzen Zauber ihres Wesens mit Freudigkeit von selbst vor ihm entfalte. Dies sanfte Sichhingeben an die Kunst, dies liebevolle, tiefe Erfassen ist es, das so wunderbar erquickend wirkt. Ich war bis in's tiefste Herz davon gerührt und Miß J. stürzten die Thränen aus den Augen.

Danach sang Calzolari Donizetti's „una furtiva Lagrima“, die Sonntag mit dem alten Lablache das bekannte Duett „la lezione di Canto“, mit prächtigem Humor. Lablache, obschon ein Kolosß an Größe und Stärke, obschon alt und sicherlich nicht mehr das, was er gewesen, hat mir dennoch einen großen Eindruck gemacht. Es ist in der Struktur seines Kopfes ein Herkules-typus, der selbst in dem weichen, starken Fleisch noch unverkennbar geblieben. Seine Augen sind

ungewöhnlich groß und dunkel leuchtend, sein Mienenspiel lebhaft, ohne unruhig oder grell zu sein.

Es wäre zu weitläufig, wollte ich alle Musikstücke aufzählen; laß mich also nur das Hervorragendste und Schönste nennen. Dahin gehört das Kurschmann'sche Terzett: »Viva Bacco!« das die drei Tenore Gardoni, Calzolari und Baucarde dreimal hinter einander wiederholen mußten, weil man den Jubel dieser Stimmen nicht satt bekommen konnte. Dann: »the tired soldier«, ein Lied, das die Sonntag sang, das aber etwas Schleppendes im Rhythmus hatte, so daß man sich danach an ihrem Duett mit Gardoni: »Schönes Mädchen« aus der Tessonda um so mehr erfreute. Am reizendsten aber erschien sie mir in den bekannten, ich glaube für sie komponirten Variationen auf den »Schweizerbuben«. Sie hat weder das Hinreißende des Genies, wie die Desorient oder Biardot, ihre Stimme ist auch nicht das, was man mächtig nennt, aber sie hat die höchste Lieblichkeit, den weiblichsten Klang und Ausdruck, und etwas so süß Einschmeichelndes, daß man es syrenenhaft nennen möchte.

Ehe sie diesen »Schweizerbuben« sang, spielte Thalberg eine eigene Composition: Variationen

auf ein Thema aus dem »Liebestrank«, und da die Damen aus den Logen ihm Beifall klatschten, ihm von allen Ecken und Enden ihre Bouquets zuwarfen, und man ihn durchaus noch hören wollte, trug er noch ein Capriccio nach Melodien aus »Don Pasquale« vor. Der Beifall war endlos und nicht gemacht, sondern aus tiefster Erregung hervorgegangen. Thalberg ist mittler Größe, blond, blauäugig, mit einem schönen Augenaufschlag und sanftem, mildem Blick.

Nach den Schweizer-Variationen verließen wir das Concert, sprachen aber vorher die Sonntag noch einen Augenblick, die wegen des Todes des Herzogs von Cambridge in Hoftrauer auf der Bühne erschienen war, während alle anderen Sängerinnen in farbiger Tracht auftraten. Sie sah sehr gut in der schwarzen Kleidung und Coiffure aus, und weiß wirklich mit großem Tacte ihre Doppeleristenz durchzuführen. Es ist so schön zu sehen, daß einem Menschen, der mit festem Willen und reiner Ueberzeugung seinen eigenen Weg geht, eben fast Alles möglich ist.

Vom Concerte fuhren wir geraden Weges nach East Acton zu einem Kinderballe hinaus, zu dem die Gräfinn d'A. uns geladen hatte, und der ein gar heiteres Fest war.



Es gab auf dem großen Rasenplaze eine Puppenkomödie (hier Punch geheißen), einen sehr gelungenen Luftballon, Tanzmusik im Zimmer, ein schönes Souper und zum Schlusse das Entzücken aller Kinder, ein Feuerwerk. Denke Dir dazu an vierzig liebe Knaben und Mädchen, nach der höchst saubern und geschmackvollen Weise der Engländer gekleidet, einige hübsche, halberwachsene Schwestern, junge Mütter und Väter, Bonnen und Gouvernanten von den verschiedensten Nationen, dicke, breite, englische Kinderfrauen mit den Kleinsten auf den Armen, denn es waren auch vierjährige Kinder darunter — so giebt das, da alle diese Menschen froh und glücklich waren, eben ein gar heiteres, lebhaftes Bild.

In der Zahl der kleinen Gäste befanden sich zwei Kinder von Cobden, die mir von verschiedenen Damen mit dem Bemerken gezeigt wurden: »that are the children of a very high minded man!« oder: »those children have a right to be proud of their fathers name!« Die Eltern hatten nicht kommen können, und eine deutsche Bonne die Kleinen hingeführt, von deren lispelnden Mädchen mir die Muttersprache sehr lieblich klang. Es waren mehr deutsche als französische Gouvernanten in der Gesellschaft. Das mag theils

daher rühren, daß die junge Generation wirklich häufig die deutsche Sprache erlernt, theils aber auch, weil man im Allgemeinen eine Art von Mißtrauen gegen den Charakter und die Lebensgewohnheiten der Französinen zu haben scheint, und also die Deutschen vorziehen mag, wenn man eben keine Engländerinn wählen will.

Unter den Damen, welche ihre Kinder selbst begleitet hatten, befand sich Mrs. M. G., die Frau eines der Opposition angehörenden Parlamentsmitgliedes für Manchester; eine große stattliche, noch junge Frau, deren Haus man mir als den Sammelplatz der hervorragendsten Flüchtlinge bezeichnete. Wir wurden einander vorgestellt, blieben viel zusammen, und sie brachte mich dann Abends in die Stadt zurück.

Von Flüchtlingen sprechend, fällt mir ein, daß in diesen Tagen die Pasta noch einmal, wie man mir sagte, zum Besten der exilirten Italiener, die Bühne in einem Akte der »Anna Bolena« betreten hat. Es war mir Aussicht gemacht, ein Billet für den Abend zu erhalten, und ich bedauerte es, als es nicht zu haben war; nun aber freut es mich, denn der Versuch soll mißglückt sein, und ihre ganze Erscheinung sowohl, als ihr Singen, einen schmerzlichen Eindruck hervorge-

rufen haben. Trotzdem hat sie ihren Zweck erreicht, denn das Haus war gedrückt voll, man hat die unglaublichsten Preise gezahlt, und sie hat ihren Landsleuten sicher eine reiche Beisteuer zu bieten vermocht. Daß als dramatische Künstlerin ihr in der Jetztzeit nur Rachel zu vergleichen sei, darin stimmten alle diejenigen überein, die sie früher gesehen haben.

Wie sehr die Flüchtlinge sich hier einbürgern, geht beiläufig auch daraus hervor, daß man Ende Juni, vor etwa vierzehn Tagen hier in Denmark Street eine italienische, katholische Kapelle errichtet hat. Ich glaube der kirchliche Sinn der Italiener trägt mit dazu bei, sie den Engländern sympatisch zu machen, während die philosophisch-skeptische Richtung der deutschen Flüchtlinge Mißtrauen gegen sie einflößt und hier eine fremde ist.

Auf den Kinderball zurückzukommen, so habe ich nirgend kräftigere gesündere Kinder gesehen als in England. Die Art, in der man sie hält, die große Regelmäßigkeit und Einfachheit, mit der sie ernährt werden, vor Allem aber die außerordentliche Sauberkeit sind nicht genug zu rühmen. Die, von den Frauen des Kontinentes so oft als unsinniger Luxus verspottete Mode, die Kinder in den ersten Lebensjahren nur weiße

Kleider tragen zu lassen, hat ihr sehr Nützliches für die Reinlichkeit. Selbst unbemittelte Frauen, welche mit eigener Hand die Röckchen waschen und jede derartige Mühwaltung übernehmen müssen, vermeiden es gern, weil es für ein Zeichen von Nachlässigkeit gilt, ihren Kleinen dunkle, wollene Kleider zu geben, deren ganzer Vorzug darin besteht, daß man die Unsauberkeit derselben weniger bemerkt. Ein dunkles Kleid kann man über vernachlässigte Röckchen ziehen, ein weißes nicht; und so macht das weiße Kleid eine durchgehende Reinlichkeit, ein Waschen und Baden der Kinder nöthig, wie bei uns nur begüterte Familien es kennen. Außer der Reinlichkeit kommt den Kindern es sicher zu Statten, daß man in England in den Städten nur Weizenbrod genießt, und daß man die Kleinen nur drei Mahlzeiten machen läßt. Sie bekommen um acht Uhr, nach einem Spaziergange das Frühstück, um zwei Uhr Mittag, um sechs oder sieben Uhr den Thee. Besondere Speisen für sie zu bereiten, hat man bei der Einfachheit der englischen Küche um so weniger nöthig, als man sie ohne alles Bedenken fettes Fleisch und kräftige Kost genießen läßt. Sie werden in der Regel auch im Maße der Lebensmittel nicht beschränkt,

aber man hält streng darauf, daß sie außer den Mahlzeiten nichts genießen, und nach der letzten noch eine oder ein paar Stunden umherspielen, damit die Verdauung nicht im Schlafe geschehe und das Blut dick und schwer mache. Eine vernünftigerer Art der Ernährung als die der Engländer, giebt es auch für Erwachsene nicht, und Moleschott würde seine Theorien über die Ernährung des Volkes hier auf das Vollständigste zur Ausführung gebracht finden. Sind diese Theorien richtig, wie ich es glaube, und enthält Byron's:

„Who would be proud of intellect, whose use  
Depends so much upon the gastric juice!“

eine Wahrheit, so müssen die Engländer sich nothwendig zu dem tüchtigsten Volke der Welt nicht nur erziehen, sondern auch heranessen.

Es ist auffallend genug, daß keine Nation so viel Mahlzeiten hält, so viel Zeit mit Essen und Trinken verliert, als die Deutschen, die sich vorzugsweise ihres Spiritualismus rühmt. Der Engländer hat drei Mahlzeiten, der Franzose und der Italiener, durch ihr Klima begünstigt, haben deren fast immer nur zwei, der Deutsche aber mindestens vier: das Frühstück am Morgen, den

Mittag um drei Uhr, den Kaffee um fünf und das Abendbrod um neun. Bei uns in Ostpreußen wußte man sogar noch ein zweites Frühstück am Vormittage, und in wohlhabenden Familien ein Intermezzo gegen Abend einzuschalten, das bald aus Kuchen und Früchten, bald aus Thee bestand, so daß man thatsächlich sechs Mahlzeiten am Tage einnahm, sechsmal sich in der Arbeit unterbrach und mindestens drei Stunden täglich mit seiner bloßen Ernährung zubrachte, der Mühe nicht zu gedenken, welche diese Lebensweise der Hausfrau und den Dienstboten auferlegte. In meiner Jugend ging die Gewohnheit des häufigen Essens so weit in Preußen, daß man jedem Gaste, der zu einer Vormittagsvisite für wenig Minuten vorsprach, irgend eine Erfrischung auftrug, welche man für diese Fälle bereit hielt, und die man nicht wohl ablehnen konnte. Visiten machen und sich den Magen verderben, waren damals fast synonym in Preußen.

---

Den 12. Juli, 1 Uhr Nachts.

Ich habe den Abend von zehn Uhr ab in einer Soiree zugebracht, und will noch ein Lob unserer

Landsleute hieher setzen, das ich eben aus dem Munde eines amerikanischen Diplomaten gehört habe, mit dem ich eine Weile plauderte. Er rühmte den Fleiß und die Ausdauer der deutschen Ansiedler, besonders aber auch die große Sorgfalt, welche sie auf die Erziehung ihrer Kinder verwendeten. Kämen die Eltern selbst als ganz kenntnißlose Leute in Amerika an, so sei die nächste Generation, wenn sie sich über die drückendsten Sorgen fortgeholfen, immer schon eine in Bildung fortgeschrittene. In der Neigung der Deutschen, sich zu bilden, läge für Deutschland die Wahrscheinlichkeit der Republik. Er glaube, wir würden noch eine oder auch noch mehrere Revolutionen durchzumachen, uns unter dem Drucke erneuter Reaktionsversuche zu beugen haben, aber wir würden zu einer republikanischen Verfassung gelangen, wenn die Bildung uns erst mehr Gemein Sinn anerzogen haben werde. Die jetzige französische Republik könne und werde sich nicht halten, denn sie müsse despotisch sein, wegen der Unwissenheit und Selbstsucht des Volkes. Eine Despotie aber sei eben solch ein Unding in einer Republik, als ein Centralisationsystem, das die größte Stadt des Landes allein bedenke und alles Uebrige vergesse, wie es in Frankreich noch geschehe. Eine Re-

publik lasse sich auch nicht plötzlich decretiren, sie müsse sich im Kleinen von innen heraus organisiren. Man könne nicht von oben herab sagen, theilt Euch in Tausende von Communen und verwaltet Eure Angelegenheiten selbst, obschon Ihr bisher nie daran gedacht habt, es zu thun, und viel zu egoistisch gewesen seid, ein mühevollcs Amt gratis aus Gemeinsinn zu übernehmen, wenn es Euch nicht Befriedigung Eurer Eitelkeit gebracht hat. Erst wenn Leute und Communen ihre Angelegenheiten selbst zu berathen gewohnt wären, da könnten sie sagen: wir verstehen uns selbst zu helfen, wir bedürfen keines befehlenden Oberhauptes, wir werden zusammentreten, unsere Verhältnisse unter einander abzumachen. In Deutschland habe die Zersplitterung in die vielen kleinen Herrschaften einer staatenbündlichen Republik sehr vorgearbeitet, weil eine Masse Menschen dadurch Verwalten gelernt hätten. — Ich wendete ein, daß durch die kleinen Staaten sich aber auch eine lebhaftc Anhänglichkeit an all' die kleinen Fürstenthümer herausgebildet habe. Er meinte: diese Liebe für die angestammten Herrscherfamilien werde so lange vorhalten, bis man eingesehen, daß trotz aller Liebe für die fürstlichen Familien beherrscht werden eine Schande sei, sobald man bewiesen habe, daß man



sich selbst zu leiten verstehe. Das hätten die Deutschen aber freilich nicht bewiesen. Ihre Revolution sei »wild und planlos gewesen, wie das Bacchanal deutscher Studenten in Heidelberg«, aber das wilde Bacchanal eines Jünglings beweise Nichts gegen des Mannes einstigen Werth, der bei größerer Reife und Bildung »von Unmäßigkeiten und unpraktischen Gedanken zurückkommen werde.« Er schloß mit der Behauptung, daß, wenn nicht ganz unberechenbare Einflüsse die Fortbildung der Nationen hinderten, Deutschland viel eher als Frankreich sich zu einer gesetzlichen Republik entwickeln und in ihr zur Ruhe und Sicherheit gelangen werde, denn, daß der Republik überhaupt die Zukunft gehöre, daß die Monarchien von der Erde verschwinden müßten, schien ihm keinen Zweifel zu unterliegen.

Es war ein prächtiger, schöner Greis, der sehr langsam sprach, ich weiß nicht, ob aus Gewohnheit oder aus Besorgniß, daß ich ihn nicht verstehen könnte. Er sah mich dabei immer scharf an, als wolle er prüfen, wie weit ich folgte, und erklärte mir das Alles mit jener ruhigen, eindringlichen Bestimmtheit, mit der man einem Kinde die ersten Begriffe beizubringen, oder ihm dasjenige, was es gelernt hat, zusam-

men zu fassen und zu wiederholen pflegt. Es machte mir die größte Freude. Später äußerte er sich über die europäischen Zustände noch in einer Weise, die mich in seinem Munde überraschte. Er tabelte den Wahnsinn jener Republikaner, die auf den Königsmord, auf den »Mord eines Menschen« das neue Leben, auf ein Verbrechen Geseßlichkeit zu gründen glaubten. Auch den Haß gegen die Fürsten, sagte er, die Scheu vor ihnen könne er nicht billigen in wahrhaft freien Menschen. Es gäbe freilich Fürsten, die es nicht begreifen könnten, daß ihre frühere Wirksamkeit einst aufhören werde. Indeß die Mehrzahl der Menschen sei im Allgemeinen der Vernunft zugänglich, und schon unter den jetzt regierenden Fürsten wären manche gebildet genug, recht gute Bürger in einer Republik werden zu können. Es sei nicht abzusehen, weshalb man diese »Geschlechter« allein für unbildungsfähig halten wolle, und wenn sie das wären, so trügen die Menschen die Schuld, welche sich als Unterthanen vor den Fürsten beugten. Man solle aufhören, die Fürsten zu »vergöttern«, sie »aus der Ferne anzubeten«, so würde das Gefühl sich in ihnen mindern, daß sie mehr als andere Menschen wären. Man solle unbefangen mit ihnen, wie mit seines

Gleichen verkehren, so würde ihre Ansicht von dem Rechte der Menschheit sich erweitern; man solle sich mit ihnen auf den gleichen Standpunkt stellen, so würden sie aufhören, einen hervorragenden Platz einzunehmen. Man würde auch nicht nöthig haben, »sie zu stürzen«, sobald sie in der Mitte der Volksbildung ständen und ihr Fortgehen keine Lücke mehr unausgefüllt ließe. — Ich sagte, daß ich oft dasselbe geglaubt hätte, aber dafür immer eine Idealistinn gescholten worden wäre. »Es würde auch keine Wahrheit sein,« entgegnete er, »wenn Sie glaubten, daß könne im nächsten Jahre geschehen, oder im nächstfolgenden; aber geschehen muß es, denn nur durch Aufhebung des slavischen Sinnes in den Menschen, durch Heranbilden des Unterthanen zum Bürger und Selbstherrn, nicht durch den Sturz der Fürsten kann die alte, in monarchischen Formen erwachsene Welt frei werden. Wo eine neue, gesunde Haut sich an einem Gliede gebildet hat, stößt die Natur die alte herunter, und es bedarf dann nur geringer Anstrengung, sie zu lösen, während der geringste Riß in fester Haut eine eiternde Wunde erzeugt. — So lange Eure Fürsten,« sagte er ferner, »sich noch halten können, so lange braucht der größte Theil des Volkes sie, so lange Ihr

sie noch mit blutiger Gewalt vertreiben müßt, so lange müßt Ihr sie behalten, fürchte ich!“ Es war ein ernstes Maaß in seiner Ausdrucksweise, etwas so Einfaches, daß ich fürchte, es nicht in der edeln Einfachheit wiedergegeben zu haben, die seine Rede so wirksam und eindringlich machte. Er sprach ohne alle Wärme, urtheilte nur mit dem Verstande, nicht als ob er überzeugen wolle, sondern lediglich um seine Ansicht zu erklären.

Mitten in der heutigen Soiree entstand eine unruhige Bewegung, weil sich die Nachricht verbreitete, der Herzog von Wellington, der in der Nacht einen bedenklichen Anfall, „a dangerous fit,“ gehabt habe, befinde sich schlechter, und es sei zu befürchten, daß er nicht aufkommen werde. Eine alte Engländerinn, die Frau eines der ersten Staatsbeamten, schüttelte bedenklich das Haupt, als sie das hörte. Sie meinte, das rühre Alles von dem großen Diamanten her — ich weiß nicht, von welchem — der jetzt nach Europa gekommen sei, und der noch Allen denen Unglück gebracht habe, die ihn je besessen. Weit davon entfernt, die Thatsache abzustreiten, daß der Diamant Unglück mit sich bringe, wünschte ich nur zu erfahren, was denn in England gesche-

hen, seit er hier gelandet, und nahm mir die Freiheit, danach zu fragen. Ich möchte, wie Sir Christoph Shrimble aus Tooting, doch nicht unversehens mit in einen, durch den Diamanten zu erzeugenden, Untergang Englands hinabgezogen werden.

So erfuhr ich denn, daß der Herzog von Cambridge und Sir Robert Peel gestorben, und eben nun des Herzogs von Wellington Leben bedroht wäre. Die drei Todesfälle solch berühmter Männer in so kurzer Zeit hätten etwas Unnatürliches, und es käme sicherlich von dem unglückseligen Diamanten her. Die Dame sprach völlig ernsthaft, in gutem, ehrlichem Aberglauben. Es war das erste Mal, daß ich ihm in dieser ganz sinnlosen Gestalt unter gebildeten Engländern begegnete; denn bei aller Neigung zur religiösen Schwärmerie und zur Mystik überhaupt scheinen sie mir doch nicht eigentlich abergläubisch zu sein.

Den möglichen Tod Wellington's in diesem Augenblicke sah der Amerikaner aber auch als ein schlimmes Ereigniß an. Der Herzog und Sir Robert Peel wären die Balanceräder in den beiden Häusern gewesen, und es könnte momentane Störungen veranlassen, wenn das Gleich-

gewicht zerstört werde, daß sie bisher erhalten hätten.

Die Erkundigungen wegen des Verhältnisses deutscher Autoren zu den englischen Uebersetzern, nach dem Du mich in Deinem letzten Briefe fragtest, und die ich Dir zu machen versprochen, haben insofern ein Resultat geliefert, als ich zu wissen glaube, daß Alles, was man uns in Deutschland darüber gesagt hat, nicht richtig ist. Indes kann man in diesem Augenblicke von Niemand eine gehörige Auskunft erhalten, da die Saison sich ihrem Ende nähert, und Jeder von Vergnügungen und Geschäften dermaßen in Beschlag genommen ist, daß Alle durcheinander schwirren und Einer vom Andern nicht viel mehr weiß, als in welcher Soiree er ihm begegnet ist. In einiger Zeit, ehe ich fortgehe, will ich nochmals nachhören und Dir das Nähere melden.

Die schwere, neblige Atmosphäre fängt an, mich sehnsüchtig nach dem Lande, nach freier, frischer Luft zu machen, und ich denke in ein paar Wochen von hier fortzugehen. Der Norddeutsche Moorrauch kann nicht schlimmer sein als diese Luft. Es ist fast so arg als Scirocco, dabei keine Spur von Licht, Alles grau und farblos. Ich habe den Arzt befragen müssen, weil ich Brust-

schmerzen habe, die ich nie gekannt. Er schob das Uebel auf das ungewöhnliche Einathmen des Kohlenstaubes, und meinte, es werde vorübergehen, sobald ich die Stadt verlasse. Der Kohlenstaub fliegt auch sichtbar umher. Man muß sich waschen, so oft man von der Straße kommt, wenn die Luft schwer, also der Niederschlag stark ist; und trotz all der dicken, grauen Luft, trotz der Brustschmerzen und des Kohlenstaubes wird es mir schwer werden, London, und noch schwerer, einst England zu verlassen.

Ende des ersten Bandes.

— 2







Stanford University Libraries



3 6105 012 349 176

DA  
625  
.L4  
1864  
v.1

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES  
CECIL H. GREEN LIBRARY  
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004  
(650) ~~434~~ 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

MAY 8 1996  
MAY 3 1996  
JUL 2 2003  
JUN 20 2003

